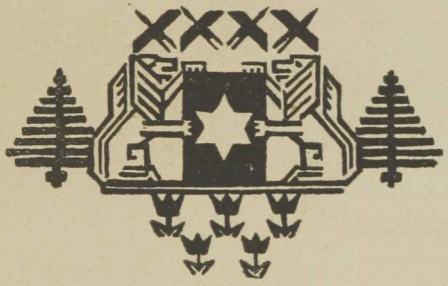
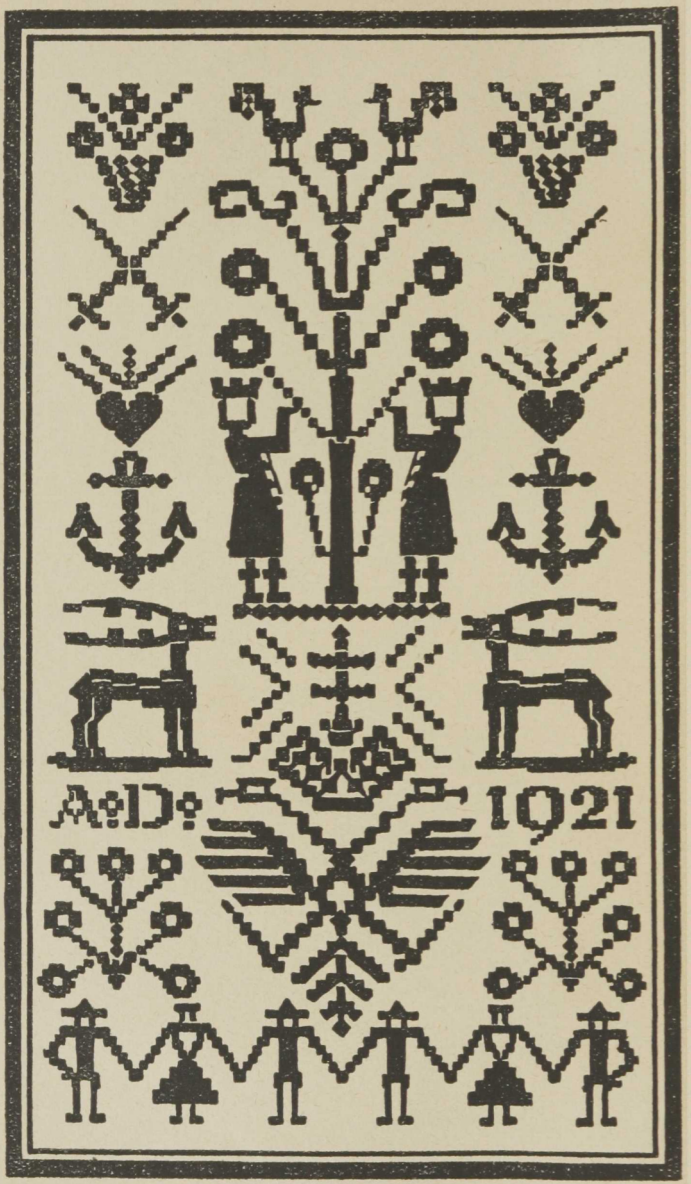
Die Märchen der Weltliteratur



Herausgegeben von
Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert


A:D:
1021

Finnische und estnische Volksmärchen

Herausgegeben und eingeleitet
von August von Löwis of Menar

Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1922

Buchausstattung von F. H. Ehmcke

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Copyright 1922 by Eugen Diederichs Verlag in Jena

Einleitung

Die Volksdichtung der beiden finnisch-ugrischen Völker, aus der ein Ausschnitt in diesem Bande dargeboten wird, ist dem deutschen Leser wohl zum größeren Teil noch unbekannt. Die zahlreichen Gründe dafür, die mit der geographischen Lage, den Sprachen und den noch ungenügend ausgebauten geistigen und wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Länder zu Deutschland im Zusammenhang stehen, brauchen hier nicht erst im Einzelnen erörtert zu werden. Es ist gewiß, daß so manchem gebildeten Deutschen erst durch die Ereignisse des Weltkrieges genauere Vorstellungen von der Lage, Größe und Bedeutung der von Finnen und Esten besiedelten Gebiete vermittelt wurden. Von den Volksüberlieferungen jedoch, die dort noch heute lebendig sind und von Mund zu Mund gehen, ist ihm begreiflicherweise auch durch die Berichterstattung im Kriege nichts bekannt geworden. So beschränkt sich die Kenntnis von finnisch-estnischer Volksdichtung in der Hauptsache auf die gelehrten Kreise in Deutschland, die mit wenigen und nicht immer geglückten Übersetzungen vorlieb nehmen mußten.

Wenn mit diesem Bande versucht wird, die finnische und estnische Märchenwelt dem deutschen Leserkreise nahzubringen, so wolle man dieses Beginnen nicht nur als eine notwendige Ergänzung der „Märchen der Weltliteratur" ansehen, sondern auch als einen Versuch, zu den bereits vorhandenen geistigen Brücken eine weitere zu schlagen, die von Deutschland über die Ostsee zu Finnen und Esten führt, deren Kulturleben kennen zu lernen, aus gewichtigen Gründen für uns Deutsche von Belang ist.

Finnland ist außerordentlich reich an Volksdichtungen mannigfacher Art. Auf seine Lieder, von denen ein besonderer Teil zu dem großen zyklischen Gedicht „Kalevala" zusammengefaßt worden ist, kommen wir noch zu sprechen. Aber nicht minder verbreitet als die Lieder sind auch Märchen und Sagen, von denen die ersten zwei Proben schon im Jahre 1783 im Druck bekannt wurden. Bezeichnenderweise waren es Tiermärchen, die sich bei den Finnen einer großen Beliebtheit erfreuen und für den

Literaturforscher deswegen von besonderem Interesse sind, weil sie vielfach auf die mittelalterlich-mitteleuropäische Tierdichtung zurückgehen, in manchen Stücken aber auch als deren Fortbildung anzusehen sind. — Doch erst in den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrhunderts werden die Aufzeichnungen von Märchen aus dem Volksmund häufiger und bilden den Grundstock zu jenem gewaltigen Handschriftenschatz im Archiv der Finnischen Literaturgesellschaft in Helsingfors, der bis in unsre Tage hinein immer wieder neuen Zuwachs erhielt und heute etwa 30000 Stücke zählen mag.

Schon im Jahre 1850 konnte mit dem Werk der Herausgabe der Märchen in finnischer Sprache begonnen werden, an dem eine lange Reihe von Forschern teil hat. Wir folgen den Ausführungen eines von ihnen (A. Aarne in den F F Communications 5), wenn wir vor allem Erich Rudbeck, finnisch Salmelainen genannt erwähnen, der eine Reihe von „Märchen und Sagen des finnischen Volkes" veröffentlichte, von denen später eine größere Anzahl durch Frau Emmy Schreck ins Deutsche übertragen wurden. Salmelainen nahm sich freilich — ähnlich den Brüdern Grimm — noch die Freiheit, mehrere Varianten eines Märchens zu einem Stück zu vereinigen, so daß nicht alle seiner Texte ein genaues Abbild dessen bieten, was sich das Volk zu erzählen wußte. Allein seine Märchen sind in ihrer Haltung und Sprache doch so gut volksmäßig, daß sie bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung der neueren finnischen Prosasprache ausübten.

Neue Grundsätze in der Märchensammlung begannen sich seit dem Jahre 1880 durchzusetzen, als die Finnische Literaturgesellschaft die Sammeltätigkeit systematisch auszubauen begann, Stipendiaten in alle Teile des Landes hinaussandte und alles Erreichbare an Volksüberlieferungen zusammenbringen ließ, um dadurch ein ungeheures Material zu gewinnen, das über Verbreitung, Häufigkeit und Wanderung der einzelnen Märchen- und Sagenstoffe Auskunft geben konnte. Bald wurde die Sammelarbeit zu einer nationalen Sache und nahm größten Umfang an. Eingehnde Instruktionen für die Sammler wurden

ausgearbeitet, und im Märchenkatalog Kaarle Krohns ward ein Hilfsmittel geschaffen, das zu straffer Einheitlichkeit, zu Genauigkeit und Vollständigkeit der Aufzeichnungen zwang. So kann es nicht Wunder nehmen, daß diese systematische Erntearbeit, an der sich bis zum Jahre 1911 etwa 550 Personen beteiligten, reichste Erfolge brachte. Sicherlich hat kein anderes Volk eine so umfassende, alle Schichten mitreißende Bewegung zu organisieren verstanden, um seine volkstümlichen Überlieferungen zu retten! Ihre Hauptstütze fand diese Bewegung in der Person des bereits erwähnten Professors der Helsingforser Universität Kaarle Krohn, der schon als junger Student weite Reisen in entlegene Gebiete unternahm und, wie berichtet wird, auf seinen Fahrten wohl an die 8500 Märchen und Sagen aufgezeichnet hat. Außer ihm seien hier nur noch J. Sjöros, V. Alava und Lilli Lilius erwähnt, weil wir auch diesen zahlreiche Stücke dieses Bandes verdanken. K. Krohn veröffentlichte im Druck „Tiermärchen" und zusammen mit L. Lillius den ersten Band der „Königsmärchen", die das Verhältnis von Mann und Frau behandeln und aus denen unsere Nummern 39—42 stammen.

Die neueste Entwicklung der Märchenforschung in Finnland fällt insofern mit der im Jahre 1907 erfolgten Begründung des „Folkloristischen Forscherbundes" zusammen, als sich der Bund, dem zahlreiche Forscher in aller Welt und auch in Deutschland angehören, zur Herausgabe von Mitteilungen über volkskundliches Material (F F Communications), meist in deutscher Sprache geschrieben, und von Veröffentlichungen solchen Materials (F F Publications) entschloß. Die Mitteilungen vor allem (bisher 36 Hefte) wurden zu einem außerordentlich wichtigen Organ der internationalen Märchenforschung im allgemeinen und der finnischen im besonderen. Hier hat K. Krohn sein praktisches System der geographischen Bezeichnung für ein jedes irgendwo einmal aufgefundenes Märchen niedergelegt, und hier haben andre Gelehrte, unter ihnen vor allem Dr. Antti Aarne ihre wertvollen Arbeiten zur Märchenforschung veröffentlicht, die erkennen ließen, daß die enorme Aufspeicherung von Varianten in den großen finnischen Sammlungen eine unge-

meine Verfeinerung und Vertiefung der Forschungsmethoden ermöglicht hat.

Die Geschichte der estnischen Märchenforschung ist kürzer als die finnische, weiß aber auch von großen Erfolgen zu berichten. Sie beginnt ebenfalls mit der Veröffentlichung von Tiermärchen, die zuerst im Urtext in Rosenplänters „Beiträgen zur genauern Kenntnis der estnischen Sprache", Heft 8 (Pernau 1817)erschienen sind und dann von Jacob Grimm für die Wissenschaft entdeckt wurden. Sechs Stücke daraus übersetzte er aus der ihm „ungeläufigen Sprache" ins Deutsche und teilte sie in der Vorrede zu seinem „Reinhart Fuchs" (1834) mit. Sie sind von Schülern nach mündlicher Überlieferung niedergeschrieben und „sichtbar ... unter dem Volke treu und einfach aufgenommen", wie Jacob Grimm gewiß mit Recht sagt. Ihre Stoffe sind die allbeliebten, in zahlreichen jüngern Aufzeichnungen vorhandenen Geschichten vom Fuchs, Wolf und Bär.

Im Jahre 1866 — wir übergehen dabei Unwichtigeres — folgen Friedrich Kreutzwalds Märchen, die auf Kosten der Finnischen Literaturgesellschaft in estnischer Sprache gedruckt wurden und hernach in F. Löwes Übersetzung auch in deutscher Sprache erschienen (1869 und 1881), mit vergleichenden Anmerkungen im ersten Bande von Reinhold Köhler und Anton Schiefner. Hier finden wir vorzugsweise Zaubermärchen, von denen einzelne sehr alte und bedeutungsvolle Motive enthalten (gefesselter Unhold, Wundermühle, des Donnerers Dudelsack u. a.), aber in der Wiedergabe soviel zu wünschen übrig lassen, daß z. T. ihre Volkstümlichkeit von Kennern bezweifelt wird. — Gleich in deutscher Übersetzung erschienen Harry Jannsens „Märchen und Sagen des estnischen Volkes" (1881 und 1888), die zusammen 76 Stücke enthalten, aber leider auch nicht den seither als notwendig erkannten Forderungen an Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Textgestaltung entsprechen. — Einige Proben aus Kreutzwalds, Jannsens und anderen Sammlungen brachte der Herausgeber dieses Bandes bereits in seinen „Baltischen Märchen und Sagen" („Ostsee und Ostland" I, Band 5, 1916); auch hier folgen einige Stücke (Nr. 68—72), jedoch gekürzt in einzelnen

ausmalenden Partien und unter gelegentlicher Fortlassung stilwidriger Ausdrücke und Wendungen.

Aus der estnischen Diaspora stammen die von Oskar Kallas im russischen Gouvernement Witebsk sehr getreu aufgezeichneten und herausgegebenen „Achtzig Märchen der Ljutziner Esten" (1900), denen wir die Stücke 81—83 dieses Bandes entnahmen. Hier ist den estnischen Texten entweder die vollständige deutsche Übersetzung oder eine gedrängte Inhaltsangabe beigegeben. — Zahlreiche kleine Märchenbücher in estnischer Sprache veröffentlichte M. J. Eisen, aus denen wir gleichfalls eine Reihe von Proben bringen (Nr. 52—67 und 73—80).

Weit größer aber als die gedruckten Sammlungen sind die handschriftlichen, und es ist erstaunlich, daß hier die Initiative nur zweier Forscher so Großes zustandegebracht hat. Mit den Namen Dr. J. Hurt und Professor M. J. Eisen ist eine Sammeltätigkeit im Estland verknüpft, die dank der Mitarbeit vieler Helfer etwa 24000 Aufzeichnungen lieferte. Diese gewaltige Menge von Material ist der Wissenschaft leider noch nicht völlig erschlossen. Wohl hat der Katalog Aarnes zu den Hurtschen Sammlungen (F F Communications 25) Klarheit darüber geschaffen, wieviel neues, der Märchenforschung noch unbekanntes Material in ihnen steckt, allein es sind noch allzu wenige Proben dieses Riesenvorrats bekannt geworden, um seinen Wert gebührend einschätzen zu können, und für Eisens Sammlung gar ist selbst die Katalogisierung noch nicht möglich gewesen. Um so willkommener werden daher vielleicht die Proben sein, die wir dank dem Entgegenkommen M. J. Eisens hier veröffentlichen dürfen.

Eine allgemein gültige Charakteristik der finnischen und estnischen Märchen zu geben, ist nicht ganz einfach, denn je nach der Landschaft, aus der die Märchen stammen, sind sie verschiedenartigen, z. T. fremden Einflüssen unterworfen. Das zeigt sich recht deutlich, wenn man z. B. die ingermanländischen Stücke mit den westfinnischen vergleicht. Bei jenen merkt man sofort, daß sie aus einem in das russische Gebiet vorgeschobenen Posten (Gouvernement Petersburg) stammen, und bei den lud-

ſener* Märchen, die aus einem Lande kommen, in dem vorzugsweiſe Letten, Ruſſen und Polen ſitzen, nimmt der Herausgeber gewiß mit Recht Einflüſſe der Nachbarn an. Die ingermanländiſchen Märchenerzähler verwenden nicht nur häufig ruſſiſche Ausdrücke wie Rubel, Werſt, Pud, Samowar u. dgl., Redensarten wie „der Morgen iſt klüger als der Abend" oder ſtehende Situationen (der Held wählt nach den Inſchriften am Kreuzweg ſeinen Pfad; 'es riecht nach ruſſiſcher Luft', meint der Drache), ſondern gelegentlich iſt auch eine ruſſiſche Märchenheldin (Jelena Prekrasnaja in Nr. 12), ja wahrſcheinlich das Märchen als Ganzes von den Ruſſen übernommen worden.

Die eigenartigen Züge der finniſchen und eſtniſchen Märchen treten nicht ſo ſehr in der Stoffwahl der Zaubermärchen hervor (eher noch in den Tiermärchen, Schwänken, Urſprungsſagen), als in ihrer Schilderung der Umwelt, der Natur und der perſönlichen Lebensverhältniſſe der auftretenden Geſtalten. Die Märchen führen den Leſer in das rauhe, dunkle, nordiſche Land der unermeßlichen Wälder, der Seen und Stromſchnellen, wo auf magerem, ſteinigem Acker der Bauer ein karges Leben friſtet, Wölfe und Bären in den Wäldern hauſen und ſich in Menſchen verwandeln können, wo der Fiſcher ſeine Beute dem ſtürmiſchen, kalten See abringen muß und der Kaufmann gefahrvolle Reiſen über das Meer in fremde Länder macht. Dort, in den ärmlichen Hütten der Köhler und Holzhacker iſt die Sehnſucht nach einer helleren, reicheren Welt, nach dem „Brodland" daheim, wo das Leben in ſorgloſem Genuß verläuft, wo man in einem „ſteinernen" Hauſe der ſelbſtſpielenden Kantele, dem zitherartigen Lieblingsinſtrument der Finnen lauſchen mag, wo Pferde und Kühe auf dem Gehöft ſich mehren, der Vorrat an Mehl und Brot nie zu Ende geht und wo der Märchenheld in großen Ehren und in Reichtum ſeine Tage verbringt.

Der Erzählſtil unſrer Geſchichten wird den deutſchen Leſer etwas fremdartig anmuten. Knorriger, trockener und einſilbiger iſt die Art, wie der Finne und Eſte ſelbſt die phantaſtiſchen Ereigniſſe

* Korrekter als die ruſſiſche Bezeichnung „ljutziner", worauf O. Kallas den Herausgeber aufmerkſam machte.

der Märchen wiedergeben. Das träumerische, lyrische, weiche Element fehlt so gut wie ganz; die Schilderung ruhender Situationen beschränkt sich auf das Notwendigste, und der Dialog wird straff geführt. Es geht in gewissem Sinne logisch und zweckmäßig zu in den Erzählungen.

Bedarf es einer besonderen Erklärung, warum auch Proben epischer Lieder Aufnahme in diesem Bande fanden? Wir glauben es nicht, denn ein jeder, der die Stücke aus dem finnischen „Kalevala" und dem estnischen „Kalevipoeg"* kennen gelernt hat, wird zugeben, daß ihre Haltung und ihre Stoffe so stark an Märchen gemahnen, daß man sie ihnen wohl zur Seite stellen darf. Es ist ähnlich, wie bei den Liedern der Edda, wo gleichfalls märchenhafte Motive und Formeln, wie Friedrich von der Leyen nachgewiesen hat, in starkem Maße verarbeitet worden sind und wo so manche Szene ganz im Geiste des Märchens erfunden ist. — Im Kalevala und besonders in seinem estnischen Gegenstück sind nicht nur viele Einzelzüge märchenhaft, sondern oft auch der Rahmen. So im Kalevala vor allem die Gewinnung der Nordlandjungfrau und der Wundermühle Sampo, die an die Mühle des Königs Frodi in der Edda gemahnt, und im Kalevipoeg die Suche nach der verschwundenen Mutter und die abenteuerlichen Fahrten des riesenstarken Jünglings. — Leider verbietet es der Raum, auch nur in kürzester Form auf die bedeutsamen Probleme hinzuweisen, die sich an die beiden epischen Gedichtzyklen knüpfen; auch fehlt es bisher noch an einer leicht zugänglichen und allgemein verständlichen Darstellung. Hoffen wir, daß sie bald geschrieben wird, denn der Gegenstand ist dessen würdig. Auf die wissenschaftliche Literatur wird in den einleitenden Worten und den Anmerkungen zu den hier gebrachten Proben kurz hingewiesen.

Neuland in jeder Beziehung betreten wir durch die Veröffentlichung livischer Märchen, die uns dank der Vermittlung Professor Walter Andersons in Dorpat ermöglicht wurde. Herr stud. O. Loorits besuchte die Liven im Sommer des Jahres 1920 und im Winter 1921 und zeichnete bei ihnen eine größere

* Sprich: „Kalevipo-eg".

Zahl von Märchen auf, von denen wir im Anhang 7 Stücke bringen. Die Liven sieht man als nahe Verwandte der Esten an, sie sind gleichfalls finnischen Stammes. In einer Anzahl von nur noch wenigen tausend Köpfen leben sie inmitten der Letten an der kurländischen Nordküste, westlich und südöstlich vom Vorgebirge Domesnäs, und sind ein Rest jener finnischen Völkerschaften, deren Wohnsitze ehemals an das heutige Ostpreußen stießen. Ihre Sprache ist bis jetzt noch ungenügend erforscht, ihre Märchen und Sagen, Sitten und Bräuche sind noch ganz unbekannt.

Leider ist die uns zur Verfügung stehende Zahl von Märchen zu gering, um allgemein Gültiges über sie sagen zu dürfen, doch erwecken die Proben den Eindruck einer festgefügten Tradition. Sie sind recht gut und folgerichtig erzählt und enthalten so manchen alten Zug, wie das Durchkriechen unter Wurzeln und das Überwerfen des Werwolfsfells, die Geldmühle im Himmel u.a. mehr. Durch russische Vermittlung kam wohl das 85. Stück zu den Liven, denn es entspricht recht genau dem altbekannten „Urteil des Schemjaka" (Nr. 54 der „Russischen Volksmärchen" dieser Sammlung). Auch „die Geldmühle" (Nr. 90) mag aus dem Südosten — vielleicht durch lettische Überlieferung, in der es sehr verbreitet ist — gekommen sein und möglicherweise auch „der geizige König" (Nr. 89). — Auf den mittelalterlich-lateinischen Versroman „Ruodlieb" geht dagegen letzten Endes das 86. Stück zurück, das sich freilich nicht mehr den Reichtum der Erfindung bewahrt hat, den so manche andre mündlich überlieferte Fassung noch aufweist. Immerhin sind diese Proben livischer Erzählkunst recht vielversprechend und man muß hoffen, daß auch die übrigen Aufzeichnungen des Herrn Loorits bald bekannt werden.

Der Herausgeber dankt zum Schluß der Finnischen Literaturgesellschaft in Helsingfors, daß sie die Übersetzung der in ihrem Archiv befindlichen Stücke freundlichst gestattete. Er ist aber auch einer Reihe von selbstlosen Mitarbeitern zu großem Dank verpflichtet, die ungeachtet ihrer sonstigen Arbeiten und der auf ihnen ruhenden Pflichten die Veröffentlichung dieser Mär-

chen durch ihre Übertragung ins Deutsche ermöglichten oder durch Genehmigung des Abdrucks, durch Auskünfte und Hinweise, ja sogar durch ihre Sorge um den äußeren Schmuck des Bandes seine Vollendung förderten. Es sind Frau Dr. Emmy Schmidt in Helsingfors und ihr Gatte Dr. Gustav Schmidt, ferner Professor Dr. Walter Anderson, Professor M. J. Eisen und stud. O. Loorits in Dorpat, Professor Dr. Kaarle Krohn, Herr Oskar Kallas, estländischer Gesandter in Helsingfors und Professor Dr. Johannes Bolte in Berlin, denen der Herausgeber seinen Dank darbringt.

Von Frau Dr. E. Schmidt sind die finnischen Märchen übertragen, von Professor W. Anderson die ungedruckten estnischen und die livischen Stücke; diese, nachdem sie zuvor von stud. Loorits ins Estnische übersetzt worden waren.

Meiner Frau
zum Dank für treue Hilfe
zugeeignet

Finnische Märchen

1. Das Zauberroß

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Söhne. Zwei von ihnen waren klug, aber der dritte war sehr dumm, er konnte weiter nichts, als Kuchen aus Asche backen. Nun wurde eines Tages bekannt gemacht, daß der König seine Tochter verheiraten wolle. Er ließ mitten im Lande eine drei Klafter hohe Diele aufrichten und darauf ein kleines Häuschen bauen. Hier hinein setzte er seine Tochter, und wer mit dem Pferde hinaufspringen konnte, sollte sie zur Frau haben. Da strömte viel Volks dorthin, und die klugen Brüder des Aschenhans waren auch dabei. Der Aschenhans aber verstand von alledem nichts, denn er war zu dumm.

Nun begab es sich aber, daß die Brüder hinter dem Hause Weizen geschnitten hatten. Da kam der Teufel in der Nacht und stahl von dem Weizen. Als sie sahen, daß der Weizen weniger geworden war, schickten sie den Aschenhans die folgende Nacht auf den Acker als Wache. Der machte sich aus Gerten drei große Ringe und sprach dabei: „Bist du ein guter Geist, so bleibst du im ersten Ring hängen, bist du ein böser, bleibst du im zweiten hängen, und bist du der Teufel selbst, dann bleibst du im dritten hängen."

Da sieht er, schon naht der Teufel mit Feuer. Eine halbe Werst senkt sich der Boden unter ihm. Wie er an das Weizenfeld kommt, schneidet er mit einem Wurf einen halben Morgen Weizen, der bleibt ihm unterm Arm hängen, und er läuft damit weg. Der Aschenhans springt ihm nach, wirft ihm einen Ring um den Hals, und ruft: „Zerreiß den Ring, wenn dus kannst!" Und der Teufel zerriß ihn. Er warf ihm den zweiten Ring um den Hals: „Zerreiß auch den!" Und der Teufel zerriß auch den zweiten. Dann warf er ihm den dritten Ring zu und sagte: „Zerreiß auch den dritten!" Aber der Teufel sprach: „Das kann ich nicht!" — „Aha, das kannst du nicht, dann bist du gefangen."

Und der dumme Hans ergriff den Teufel und sagte zu ihm: „Was zahlst du mir, wenn ich dich laufen lasse?" Der Teufel

sprach: „Ich gebe dir ein Pferd, das, wenn du von der einen Seite hinein gehst und kommst aus der andern heraus, und dann zum linken Ohr hinein und zum rechten wieder heraus kriechst, dich zum schönsten Manne der Welt macht." Und der Aschenhans fragte: „Wo ist denn das Pferd?" Da pfiff der Teufel dreimal, da kam das Pferd. Aus den Nüstern blies es Feuer drei Klafter weit vor sich her. „Was befiehlst du, mein junger Herr?" fragte es den Aschenhans. Und der dumme Hans sagte: „Ei, gar nichts, ich wollte nur einen Versuch mit dir machen." Er kroch ihm zum rechten Ohr hinein und zum linken kam er heraus, da war er so häßlich, wie er häßlicher nicht hätte sein können. Dann ging er durch die rechte Seite hinein und zur linken kam er heraus, und zum linken Ohr hinein und kam aus dem rechten heraus, da war er der schönste Mann von der Welt. Dann ließ er das Roß wieder laufen. Doch kaum war es verschwunden, so war er wieder so häßlich wie früher.

Er ging nach Hause, kroch auf den Ofen und backte dort Kuchen. Die andern Brüder hatten sich die Königstochter angesehen, und der Aschenhans fragte: „Ist es hübsch dort? Wenn ich doch auch einmal mitkäme!" Da sagten die Brüder: „Wer wird dich, Dümmling, wohl einlassen? Du bist so dumm, daß du den Menschen unter die Füße kommst." Da sprach der Aschenhans: „Wenn ihr mich nicht mitnehmt, so denkt an mich."

Als er am Morgen aufgestanden war, nahm er einen Rindenkorb in die Hand und ging in den Wald. Er versteckte seinen Korb unter einen Busch, pfiff zwölfmal und sprach: „Komm her zum dummen Hans, du flinkes Roß." Und des Teufels Pferd kam. Der Aschenhans kroch ihm zum linken Ohr hinein und zum rechten kam er wieder heraus. Da war er der schönste Mann auf Erden. Dann machte er sich auch dahin auf, wo die Königstochter angestaunt und bewacht wurde. Dort angelangt, sprach er zu seinem Pferde: „Spring zur halben Höhe der Säule, spring nicht bis hinauf!" Aber das Roß lief zu und sprang über die Säule hinweg. Da staunte das ganze Volk. War das der Böse oder war es ein Mensch? Unglaublich schien es allen, daß das Pferd so hoch springen konnte. Dann machte sich der Aschen-

hans auf den Heimweg. Unterwegs begegnete er seinen Brüdern, die auch von dort kamen, die drehten sich um und sagten: „Das war er.“ Aber sie wußten nicht, daß es ihr dummer Bruder war. Wie er nun an ihnen vorbei kam, schlug er sie zweimal mit der Knute, — erst den einen, dann den andern — so fest, daß ihnen die Haut vom Buckel fiel. Dann ging er in den Wald und ließ das Roß laufen. Danach wurde er wieder alt und häßlich wie zuvor. Er sammelte Teufelspilze und brachte sie nach Hause. Da lachte der Vater: „Du Tropf, du bist wahrhaftig nicht gescheit, die Pilze bringen ja den Tod, die Krötenpilze.“

Der Aschenhans aber kroch wieder auf seinen Ofen. Als die andern Brüder zur Tür herein kamen, foppte er sie und sprach: „Haben die Hiebe gut getan?“ Die Brüder sagten: „Sei still, oder wir prügeln dich.“

Am folgenden Tage gingen sie wieder dorthin, und der Aschenhans bat sie wieder, ihn mitzunehmen, doch sie taten es nicht. „Wartet nur, ihr werdet an mich denken,“ sprach der dumme Hans zu seinen Brüdern, nahm den alten Rindenkorb und ging in den Wald, um Schwämme zu suchen. Aber er suchte gar keine Schwämme, sondern pfiff bloß zwölfmal, da kam sein Roß. „Was befiehlst du, mein junger Gebieter?“ — „Wir machen heute einen großen Ritt.“ Dann kroch er ihm zum linken Ohr hinein, zum rechten heraus, und war ein so schöner Mann, daß es auf Erden nicht seinesgleichen gab. Er machte sich auf, zwei Werst weit sank der Boden unter ihnen ein, drei Klafter weit spie das Roß Feuer. Er kam hin und sprach zu dem Rosse: „Spring so hoch, daß ich der Königstochter die Hand geben kann.“ Da sprang das Roß so hoch, daß der Jüngling der Königstochter die Hand geben konnte. Das ganze Volk war von Schrecken erfaßt, und sie sagten: „Das ist kein Christ mehr.“ Dann machte er sich wieder auf den Heimweg. Unterwegs traf er die Brüder wieder. Als er an ihnen vorbeikam, schlug er jeden viermal mit seiner Knute, daß sie kaum nach Hause gehen konnten. Im Walde aber ließ er sein Roß laufen, und danach war er wieder ebenso dumm und häßlich wie zuvor, kroch wieder in die Asche und backte Kuchen.

Die Nacht schliefen die Brüder, aber am anderen Morgen zogen

ſie wieder hinaus zur Königstochter. Er bat: „Nehmt mich auch zu dem Feſt mit!“ Doch die Brüder antworteten: „Da werden keine Dummen zugelaſſen.“ — „Wenn ihr mich nicht mit laßt, ſo kommt ihr nicht auf meine Hochzeit.“ Da lachten die andern: „Auf weſſen Hochzeit?“ — „Nun, wenn ich die Königstochter heirate.“

Und er ging hinter ihnen her in den Wald, pfiff zwölfmal, da kam ſein Roß. Er kroch ihm zum linken Ohr hinein, zum rechten heraus und war ſo ſchön, daß dem, der ihn ſah, die Augen geblendet wurden. Er ritt durch das ſtaunende Volk mit ſeinem Roß und dann befahl er ihm, hinaufzuſpringen. Da gab er der Königstochter die Hand und einen Kuß. Sie drückte ihm ein Zeichen auf die Stirn und ſteckte ihm einen goldenen Ring an den Finger. In dem Ring aber ſtand ihr Name. — Dann ſagte er dem Mädchen Lebewohl, und im Fluge ging es heimwärts. Im Walde ließ er das Pferd laufen, und er war wieder ſo dumm wie früher. Doch als er nach Hauſe kam, umwickelte er den Ring am Finger mit Pech, daß er nicht leuchten ſollte, und verband ſich den Kopf, damit der Stempel nicht glänzte. Da fragte ſein Vater: „Warum bindeſt du dir die Stirn zu?“ — „Mir tut der Kopf ſo weh,“ antwortete der Aſchenhans.

Nun, und dann machte ſich das ganze Volk auf, um zu ſehen, wie ihr der Bräutigam die Hand reichte. Alle hatten ſich in Reih und Glied aufgeſtellt. Und die Königstochter ſchritt durch die Menge und ſuchte ihren Verlobten. Zwei Tage ſuchte ſie nach ihm, aber ſie fand ihn nicht. Da ſtieg der König auf den Tiſch und rief: „Iſt noch einer meiner Untertanen daheim?“ Und die Brüder ſagten: „Wir haben noch einen blöden Bruder zu Hauſe.“ — „Dann bringt ihn hierher!“ Die Brüder aber meinten: „Der kann überhaupt nichts.“ Da ſchickte der König ſeinen Kutſcher nach ihm aus, aber der Aſchenhans ging nicht mit dem Kutſcher. Der König ließ ſeine drei beſten Roſſe anſchirren und ſchickte ſeinen eignen Bruder hin, um ihn zu holen, aber auch da kam er noch nicht, und des Königs Bruder kehrte wieder heim.

Danach ſagte der Aſchenhans zu ſeinem eignen Ofen: „Geh, Ofen, geh!“ Und der Ofen ging durch die Tür und lief davon,

wie eine Eisenbahn. Und er kam bis unter des Königs Fenster auf seinem eignen Ofen. Da lief ein alter Soldat hinter ihm her und riß ihm die Kleider vom Leibe. Und es rührte sich alles in des Königs Schloß, und sie wollten ihn festnehmen, aber sie kriegten ihn nicht. Er lief aufs Feld, pfiff zwölfmal, da kam sein Roß zu ihm. Flink kroch er ihm zum linken Ohr hinein und zum rechten heraus und ward ein schöner Mann, daß des Königs ganzes Schloß von ihm widerstrahlte. Als er zum drittenmal gegen das Schloß anstürmte, zerbrach er alle Fenster und sprang in die große Halle, wo die ganze königliche Familie beim Mahle saß. Und sie nahmen ihn mit Ehren auf. Dann feierten sie Hochzeit und lebten im Glück bis ans Ende ihrer Tage.

2. Geld macht nicht reich, wenn Gott nicht hilft

Mitten im Walde lag eine Hütte, die gehörte einem alten Mann. Da die Hütte nicht weit von der Stadt war, so kehrten dort drei Jäger auf der Jagd ein. Der Alte drehte Seile, immer bloß Seile, was anderes machte er gar nicht. Da sprachen die Jäger zu dem Alten: „Laß das Seildrehen!" Sie gaben ihm jeder drei Goldstücke und sagten: „Davon kannst du leben." Nun, der Alte nahm die Goldstücke und steckte sie zwischen die Reifen eines kleinen Fäßchens.

Da kam ein Fuhrmann ins Haus. Der Fuhrmann fragte: „Hat der Wirt kein Gefäß, woraus ich meinem Pferd Häcksel geben kann?" Da holte der alte Mann das Fäßchen und sagte: „Gib ihm hieraus den Häcksel." — Die Goldstücke zwischen den Faßreifen hatte er vergessen. — Als der Mann sein Pferd gefüttert hatte, ging er fort und warf das Fäßchen auf die Fuhre: „Das kann ich noch ein andermal zum Füttern brauchen", und er fuhr davon. Der Alte drehte wieder Seile ums liebe Brot, da sein Geld weg war, und er nicht wußte, von was er sonst leben sollte. Als die Jäger zur Jagd kamen, machten sie wieder im selben Hause Rast. Der Alte drehte immer noch Seile, und sie sagten wieder zu ihm: „Laß das Seildrehen, Alter," und gaben ihm

abermals jeder drei Goldstücke. Nun hatte er aber gerade einen großen Hut auf, da steckte er das Geld in das Hutfutter. Dann gingen die Jäger fort.

Der Alte trat aus dem Hause, da kam ein großer Vogel geflogen, nahm dem Alten den Hut vom Kopf, und seine Goldstücke waren dahin. Er drehte Seile, machte daraus ein Schleppnetz und verkaufte das Netz an zwei Bauern. Dann gab er den Käufern noch einen guten Strick dazu und sprach: „Wenn ich den Strick dem Netz beigebe, so ist der erste Fang mit dem Netz mein." Sie warfen das Netz aus, aber als sie es wieder aus dem Wasser zogen, hing nur ein einziger Fisch im Netz, ein mächtig großer Fisch. Den gaben sie dem Alten, und er trug ihn nach Hause.

Der Fisch aber hatte im Meer einen Stein verschluckt, und der Alte fand den Stein im Magen des Fisches, als er ihn aufschnitt. Es war ein Stein, wie ihn die Vornehmen in Ringen tragen und die feinen Damen als Ohrgehänge, ein sehr kostbarer Stein. Wieder kamen die Jäger zu ihm. Sie sahen den Stein, und er erzählte ihnen, wie er dazu gekommen war. Da half Gott dem Alten, daß er wieder Geld bekam. Die Herren gingen nach der Stadt zurück und erzählten dort von dem kostbaren Stein, den der alte Mann habe, und es kamen Käufer von dort, die kauften den Stein und gaben ihm sehr viel Geld dafür. Sie kauften ihm eine Bauernwirtschaft und forderten ihn auf, dort zu wohnen. Und der Alte zog in die Wirtschaft. Als er aber in den Hof kam, stand da sein Fäßchen. Er beguckte es und sprach: „Das ist ja mein Fäßchen, das der Mann mitgenommen hatte!" Und er sah nach: „Ob wohl das Geld noch zwischen den Faßreifen steckt?" Da war das Geld noch vorhanden. Und der Alte nahm das Geld. Dann stand dort mitten im Garten eine große Birke. In der Birke aber war ein Vogelnest, und das Nest war der Hut, den der Vogel dem Alten weggenommen hatte, in dem die andern Goldstücke steckten. So bekam der Alte auch seinen Hut und sein Geld wieder. Und er lebte in dem Bauernhof bis an sein Ende.

3. Vom dummen Teufel

Es ging ein Mann den Weg entlang und hörte, wie aus einer hohen Tanne ein Teufel um Hilfe rief. Da sprach der Mann: „Erst sag, was du mir gibst, wenn ich dir helfe." „Was du willst." Da sagte der andere: „So viel Gold, als ich nur tragen kann, will ich zum Lohn." Und das versprach ihm der Teufel. Und der Mann fragte: „Wie kann ich dir wohl helfen?" — „Nimm einen Strohhalm", sagte der Teufel, „und steck ihn in das Loch im Stamm, dann kann ich heraus." Da nahm der Mann einen Strohhalm und steckte ihn in das Loch, und der Teufel kam aus dem Baum hervor. Darauf lief er fort und holte einen Haufen Gold herbei, so viel der Mann nur tragen konnte. Der nahm das Gold, dann sprach er zum Teufel: „Wie bist du nur in das kleine Loch hineingekommen und dann wieder heraus? Das zeig mir doch einmal." Der Teufel machte sich klein und kroch wieder in die Tanne. Da machte der Mann ein Kreuz über dem Loch, und der Teufel blieb für immer in dem Baume sitzen.

2

Ein Bauer dünstete sich in der Darre auf dem Ofen Kohlrüben. Und der Teufel kam hin, nahm einen Stein vom Ofen und drückte ihn so fest, daß die Spuren seiner Finger in dem Stein blieben. Dann sprach er: „So drücke ich dich, Menschenkind." Der Bauer nahm flink eine gedünstete Rübe vom Ofen fort und drückte sie so, daß der Brei zwischen den Fingern durchquoll. Dabei sprach er zum Teufel: „Und so quetsche ich dich." Da sagte der Teufel: „Au, was du stark bist! Ich habe nur die Finger hineingedrückt, aber du drückst ja, daß alles zwischen den Fingern hindurchspritzt. Wenn du so stark drücken kannst, so bist du auch stark genug zum Ringen. Komm, laß uns hingehen und sehen, wer von uns beiden der Stärkste ist."

Da sprach der Bauer: „Es ist mir nicht der Mühe wert, mit dir zu ringen; aber dort auf dem Haferfeld ist mein Sohn, geh und bitte den, mit dir zu ringen. Er ist etwas schwerhörig, du mußt

tüchtig schreien, damit er aufsteht und daherbrummelt." Und der Teufel ging hin. Aber als er auf den Bär zukam, packte ihn der, warf ihn unter sich und drückte ihn so, daß ihm Hören und Sehen verging. Er lief wieder zu dem Manne zurück und sprach: „Mit dir ringe ich nicht, ich habe genug an deinem Sohn, wenn der schon so unglaublich stark ist, wie viel stärker mußt du erst sein!"

Und der Böse sagte zu dem guten Manne: „Komm, laß uns um die Wette laufen und sehen, wer beim Laufen gewinnt!" — „Es ist mir nicht der Mühe wert, mit dir zu laufen," antwortete der Bauer, „aber dort im Gebüsch sitzt meine jüngste Tochter, geh zu ihr und sprich: ‚Komm mit, laß uns um die Wette laufen.' Der Teufel sah eine Häsin im Grase sitzen, und er ging auf sie zu. Aber wie sie anfingen, um die Wette zu laufen, sah er nicht, daß sie den Boden berührte. Wieder kam er zu dem Bauer und sprach: „Mit dir lauf ich nicht. Ich habe deine Tochter den Boden nicht berühren sehn, so ist sie gesprungen."

Hierauf holte er einen goldenen Knopf aus der Tasche und sprach: „Den wollen wir jetzt werfen." Er nahm ihn und schleuderte ihn so hoch, daß man nicht mehr als ein winziges Pünktchen davon sah. Dann sagte er zum Bauer: „Wirf du jetzt!" Und der gute Mann dachte: „Was soll ich jetzt anfangen, wo ich nicht werfen kann wie er?" — „Nun," sprach der Teufel, als er ihn so dastehen und überlegen sah, „was überlegst du lange?" Der Bauer guckte an den Himmel, sah eine Wolke kommen und sprach: „Wart, wart, ich gucke, bis die Wolke da kommt, dann werf ich ihn hinauf, und du bist ihn los." Da riß ihm der Teufel den goldenen Knopf aus der Hand und rief: „Du kämest mir recht, mir meines seligen Vaters Goldknopf wegzuwerfen!" lief davon und kam nicht wieder.

4. Der Goldvogel

Es war einmal ein König, der hatte vier Söhne. Er hatte einen silbernen Baum, und auf dem Baume wuchsen goldene Äpfel. In der Nacht aber kam ein Goldvogel in den Garten und stahl

von den Äpfeln. Da ging der älteste Sohn hin und hielt Wache. Er wachte die ganze Nacht, aber er sah nichts. Dann ging der zweite Bruder als Wache, der sah auch nichts. Nun kam der allerjüngste Sohn zu seinem Vater und sprach: „Vater, laß mich einmal wachen!“ Der Vater wollte ihn nicht gehen lassen, weil er noch so jung war, aber schließlich ließ er es zu. Der Knabe nahm ein Messer und eine Kanne voll Wasser. Mit dem Messer schnitt er sich einen Stock vom Baume und mit dem Wasser wusch er sich das Gesicht, um nicht einzuschlafen. Dann wachte er die Nacht auf dem Baume. Da kam der Vogel geflogen, und der Knabe sprang vom Baum herunter und haschte nach ihm, um ihn zu fangen, aber er hatte nur eine Feder erwischt. Die strahlte wie lauter Feuer. Früh am Morgen ging er nach Hause, und der Vater fragte ihn: „Nun, was hast du gesehen?“ Und der Königssohn sprach: „Es flog ein Goldvogel in den Garten, aber als ich nach ihm griff, behielt ich nur eine Feder in der Hand.“

Da schickte der Vater den ältesten Sohn aus, den Vogel zu suchen. Er gab ihm ein gutes Pferd und dreihundert Taler mit auf den Weg. Der ritt drei Tage lang, und als es Abend wurde, kam er an einen großen Wald, wo er nicht hindurchkonnte, und er kehrte wieder um. Danach zog der zweite Sohn aus und nach ihm der dritte, um den Wundervogel zu fangen. Der Vater gab jedem sechshundert Taler in den Beutel und sein allerbestes Pferd. Aber beiden erging es wie dem ältesten.

Da bat der Jüngste wieder: „Vater, laß mich ausziehen und den Vogel suchen! Ich nehme die Feder als Kennzeichen mit.“ Der Vater gab ihm ein Pferd und soviel Geld für die Reise, wie ein Pferd zu tragen vermochte. Und der Knabe ritt so lange, bis der Weg zu Ende war. Da kam er erst an einen großen Wald und dann vor eine große steinerne Mauer. Er ritt durch den Wald, ritt zwischen Tigern und Bären hin und kam auf eine breite Landstraße, wo drei Wegweiser standen. Auf dem ersten stand geschrieben:

„Gehst du den Weg, wirst du und dein Pferd gefressen.“

Auf dem zweiten stand:

„Du wirst gefressen, das Pferd bleibt am Leben.“

Und auf dem dritten war zu lesen:
„Das Pferd wird unter dir gefressen, du bleibst am Leben."
Da überlegte der Knabe drei Tage lang, wohinaus er gehen sollte, und er ging schließlich den Weg, wo geschrieben stand: „Das Pferd wird gefressen, du bleibst am Leben." Kaum hatte er den Weg betreten, als ein Löwe auf ihn losſprang, und sein Pferd zerfiel unter ihm in zwei Hälften. Da weinte der Knabe drei Tage lang. Aber der Löwe kam und sprach: „Setz dich auf meinen Rücken." Er tat, wie ihm geheißen wurde, und der Löwe sprang mit ihm drei Werst auf einmal. Als er ihn drei Tage getragen hatte, fragte er den Knaben: „Wohin willst du denn eigentlich?" Da sagte der Knabe: „Zu dem Goldvogel." Da lief er wieder drei Tage mit dem Jungen auf dem Rücken.
Sie kamen an einen hohen Hügel, der maß sieben Klafter, und der Löwe sprang mit dem Jungen den Hügel hinauf. Dort war ein Zaun von großen Apfelbäumen, und an dem Zaun hing ein prächtiger goldener Käfig, darin saß der Vogel. „Nimm den Vogel", sprach der Löwe, „aber den Käfig nimm nicht!" Der Knabe sah auf, gewahrte den schönen Vogel und den noch schöneren Käfig und nahm den Vogel mit dem Käfig. Da kamen sie mit Stangen und Piken und fingen den Knaben. Sie ließen ihn nicht eher fort, als bis er versprach, ihnen aus dem andern Königreich ein flachsmähniges Roß zu bringen. Da lief er zu dem Löwen und sprach: „Sie haben mich gepackt und mir befohlen, aus dem andern Königreich ein flachsmähniges Roß zu bringen." Da schalt ihn der Löwe tüchtig und sprach: „Den Vogel solltest du nehmen, aber nicht den Käfig."
Dann setzte sich der Knabe wieder auf den Rücken des Löwen, und sie liefen in das andere Königreich und gingen dort in die königlichen Ställe, wo ein flachsmähniges Roß stand. Da sprach der Löwe: „Das Pferd nimm, aber den Zaum nimm nicht!" Er ging auf das Pferd zu. Das Pferd war schön, doch der Zaum noch schöner, er konnte das Pferd nicht ohne den Zaum wegführen. Er warf ihm das Zaumzeug über den Kopf, aber es fing an zu klirren, so daß sie ihn ergriffen. Dann sagten sie zu ihm: „Wir geben dir nur dann das Pferd, wenn du hingehst

und uns aus dem dritten Königreich die allerschönste Jungfrau bringst, die schöne Marina."

Nun, da machten sie sich nach dem dritten Königreich auf, und sie kamen unter des Königs Fenster. Dort war ein großer Garten. Der Löwe ging hinein, versteckte sich unter einem Apfelbaum und wartete auf die Jungfrau. Als sie in den Garten kam, nahm er sie auf den Rücken und lief davon, und der Knabe setzte sich hinter das Mädchen. Da jagten ihnen drei Wächter nach. Der Löwe legte das Ohr an den Boden, um zu hören, ob sie verfolgt würden, und er hörte, daß sie ihnen nachjagten, denn der Boden zitterte. Er ließ den Knaben und das Mädchen in den Wald laufen und zerriß alle drei Wächter. Dann nahm er beide wieder auf den Rücken, und sie liefen dahin, wo der Knabe die Jungfrau hinbringen sollte. Da verwandelte sich der Löwe selbst in ein Mädchen und sprach zu dem Knaben: „Wenn drei Tage vergangen sind, so rufe mich!" Nach drei Tagen rief ihn der Knabe, und er war wieder bei ihnen. Dann liefen sie dorthin, wo sie das flachsmähnige Roß haben wollten. Der Löwe machte sich selbst zum Rosse und sprach: „Wenn du fünf Tage mit dem Rosse gewartet hast, so ruf mich!" Da riefen sie lange, aber der Löwe kam nicht.

Doch zuletzt bekam der Knabe alles! Das Mädchen bekam er, das flachsmähnige Roß mit dem Zaum und den Goldvogel in dem Käfig. Sie machten sich auf den Heimweg und gelangten zu dem Platze, wo der Löwe das Pferd gefressen hatte. Da war der Löwe wieder bei ihnen und der Knabe dankte dem Löwen, daß er ihm so viel Gutes getan hatte. Dann zog er mit seiner jungen Braut weiter, und sie ritten auf dem flachsmähnigen Rosse der Heimat zu. Am Wege aber stand ein Eichbaum, so schön, wie noch niemand einen gesehen hatte. Und der Knabe und das Mädchen waren so müde, daß sie sich nicht mehr auf dem Pferde halten konnten. Sie stiegen ab, banden das Pferd an den Baum und legten sich unter die Eiche, um zu schlafen. Den Goldvogel hängten sie mit dem Käfig in den Baum an einen Ast. Da kam der älteste Bruder des Weges daher. Er sah, wie der jüngste mit seiner Braut schlief, sah an dem Baumstamm das flachsmähnige Roß

angebunden und den Goldvogel in dem goldenen Käfig an dem Aste schaukeln. Da ärgerte er sich, daß sein jüngster Bruder alles bekommen hatte. Er fiel über ihn her und tötete ihn. Dann nahm er den Vogel, das Mädchen und das flachsmähnige Roß und ging nach Hause.

Aber der Löwe wurde gewahr, daß jener Mann den Knaben getötet hatte, der mit ihm gegangen war, lief unter die Eiche und deckte seinen Leichnam mit Blättern zu. Es kamen aber ein Schwan und ein Rabe herbeigeflogen, die begannen an dem Knaben zu picken. Da sprang der Löwe aus dem Versteck, packte die Vögel, und sprach zu ihnen: „Wenn ihr Wasser des Lebens und Wasser des Todes bringt, lasse ich euch fliegen." Und die Vögel brachten ihm Wasser vom Lebensquell. Da las er alle Stücke zusammen, die abgehauen waren, und bestrich sie mit dem Wasser des Todes, da wurde der Körper wieder ganz, und die Wunden schlossen sich. Dann benetzte er mit Lebenswasser seine Lippen, und der Knabe wurde wieder lebendig. Er stand auf und sprach: „Huhu, huhu, wie lange hab ich geschlafen!" Der Löwe antwortete ihm: „Du hättest bis in alle Ewigkeit geschlafen, wenn ich nicht gewesen wäre." Dann hieß er ihn flink heimgehen, wo sie alles zur Hochzeit bereiteten, denn der älteste Bruder wollte seine Braut freien.

Da bat der Knabe den Löwen, ihn so schnell wie möglich nach Hause zu bringen. Er kam heim zu seinem Vater, und der Löwe ging mit ihm und sprach: „Wenn ihr die Hochzeit nicht verhindert, zerreiße ich alle Hochzeitsgäste in Stücke." Da wurde die Hochzeit abgesagt. Und der Knabe erzählte alles, wie es sich zugetragen hatte, daß er mit Hilfe des Löwen alles bekommen hatte, wie er sich mit seiner Braut unter die Eiche gelegt, um zu schlafen und der Bruder gekommen war, ihn getötet und beraubt hatte. Da gab der Vater Befehl, den ältesten Bruder an den Schweif des flachsmähnigen Rosses zu binden und ließ den jüngsten damit in den Wald jagen. Dort aber schleifte dieser den Betrüger so lange, bis kein Glied mehr am andern war.

5. Beim Teufel in der Lehre

In einem Dorfe lebte ein alter Mann und eine alte Frau. Sie hatten nur einen einzigen Sohn, den wollten sie etwas Ordentliches lernen lassen. Eines Morgens nahm der Vater seinen Sohn, und beide gingen zum Schloß. Unterwegs begegnete ihnen der Böse, der fragte: „Wo willst du denn mit dem Jungen hin?" — „Ich bringe ihn ins Schloß, er soll etwas lernen." — „Gib ihn mir in die Lehre," sagte der Böse. Da fragte der alte Mann: „Wer bist du denn, und was soll er bei dir lernen? Ich will, daß mein Junge ein Schmied wird." — „Ich bin ein Schmied," sprach jener. — „Wo wohnst du denn?" — „Ich wohne hier." — Da stand plötzlich ein großes Gehöft vor ihnen. Nun, da gab ihm der Alte seinen Sohn für fünf Jahre und ging nach Hause. Sie hatten aber abgemacht, daß er ihn während dieser fünf Jahre nicht besuchen dürfe. Er kam nach Hause, und da schalt die Mutter: „Warum hast du ihm den Jungen gegeben?"

Daraufhin ging er am nächsten Morgen wieder zum Schloß. „Ich hole den Jungen fort und geb ihn anderswo in die Lehre!" Er kam zu der Stelle, wo sie sich getrennt hatten, ging durch das ganze Gehöft, fand aber niemand.

Fünf Jahre waren vergangen, die Lehrzeit seines Sohnes war zu Ende, und der Vater wollte ihn abholen. Als er sich aber aufmachte, flog ein Knäuel Garn zum Fenster herein, fiel auf die Erde, und auf einmal stand sein Junge vor ihm und sprach: „Vater, morgen kommst du, um mich abzuholen, aber sie geben mich dir nicht. Man läßt zwölf Tauben fliegen, und ich bin die dritte von links, da sollst du raten, welche dein Sohn ist. Wenn du es rätst, bekommst du mich, wenn nicht, so bleibe ich dort. Ich bin beim Teufel in der Lehre." Dann verschwand der Knabe wieder als Knäuel, wie er gekommen war.

Am andern Morgen ging der Vater fort. Das Gehöft war groß. Da kam ihm der Böse entgegen und fragte: „Nun, willst du deinen Jungen holen?" — „Jawohl, das will ich." — „Dann komm!" Und sie gingen zusammen weiter. Da ließ der Böse

zwölf Tauben fliegen und sprach zu dem Alten: „Wenn du deinen Jungen darunter herausfindest, kriegst du ihn.“ Der Alte sprach: „Ich habe dir keine Tauben gegeben, du gibst mir jetzt den Jungen heraus!“ Und der Böse antwortete: „Wenn du ihn nicht herausſuchen willst, mach, daß du fortkommst! Den Jungen kriegst du nicht.“ Da sagte der Alte: „Die dritte von links ist mein Junge.“ Aber der Böse sprach: „Heut geb ich ihn dir noch nicht, du mußt dreimal raten, bis du ihn bekommst.“

Der Vater ging nach Hause und erzählte seiner Frau alles. Das Fenster war auf, da flog wieder ein Ball herein und fiel auf die Diele, und es war wieder sein Sohn, der sprach: „Ach, Vater, morgen mußt du wieder raten. Es sind unser zwölf Knaben, davon sieht einer aus wie der andere, ich bin rechts von außen der zweite.“

Am Morgen ging der Vater fort. Wieder begegnete ihm der Böse und fragte: „Willst du heut wieder raten?“ Er nahm ihn mit, da standen zwölf Knaben in einer Reihe vor ihm. Der Alte sah sie an und sprach: „Von außen der zweite ist mein Junge.“ Das war dem Bösen gar nicht recht, daß er es wieder geraten hatte, und er sprach: „Komm morgen noch einmal.“

Der Vater ging nach Hause, und als es Abend war, wartete er auf seinen Jungen, aber der Junge kam nicht. Der Böse hatte ihm eiserne Ketten um den Hals gelegt, die waren mit Schlössern zugemacht.

Als der Vater am dritten Tag zu dem Gehöft kam, wußte er nicht, woran er seinen Sohn erkennen sollte. Wieder begegnete ihm der Böse und nahm ihn mit. Er ließ zwölf Hengste daherspringen und tanzen. „Nun, erkennst du deinen Jungen?“ Der Alte wußte nicht, wie er ihn herausfinden sollte, und sprach: „Mein Junge ist gar nicht dabei.“ Da sagte der Teufel zum Knecht: „Jag den einen Hengst aus dem Stall.“ Der war lahm auf allen Vieren, nichts als Haut und Knochen, so elend war er. Der Böse fragte: „Ist das dein Junge?“ — „Ja, das ist er,“ antwortete der Alte. „Du hasts geraten, das hätt ich nicht gedacht. Nimm nun deinen Jungen und geh.“ Aber im stillen ärgerte er sich, daß der Alte gescheiter war, als er.

Der Vater machte sich mit seinem Sohn auf den Heimweg. Da begegneten ihnen zwei Jäger, und vor ihnen flogen fünf Birkhühner auf. Die wollten die Jäger schießen. Da sprach der Knabe zu seinem Vater: „Ich mache mich zum Habicht und fange die Birkhühner, dann setze ich mich dir auf die Schulter, und du hebst die Birkhühner auf. Wenn die Jäger kommen und die Hühner kaufen wollen, verkauf sie ihnen. Dann wollen sie mich kaufen. Verkauf mich auch, aber nicht unter zweihundert Taler. Nur die goldenen Ketten um meinen Hals verkauf ihnen nicht." Und es geschah so. Die Jäger kamen und kauften die Birkhühner, und dann wollten sie den Habicht von seiner Schulter haben. Den verkaufte er ihnen für zweihundert Taler.

Der Vater ging mit dem Geld nach Hause, aber kaum, daß er seine Kleider abgelegt hatte, war der Junge auch zu Hause. Sie wollten gut essen und trinken, aber dazu reichten die zweihundert Taler nicht lange. Und der Sohn sagte: „Vater, jetzt mach ich mich zu einem kleinen Vogel und setze mich dir auf die Peitschenschmitze. Nimm mich mit dir aufs Schloß und verkauf mich dort. Doch nicht unter hundert Taler. Die Peitsche aber verkauf nicht. „Als der Vater sich umguckte, sah er einen Vogel auf der Peitschenschmitze, der sang ganz vortrefflich. Er ging damit zum Schloß, und der Vogel sang die herrlichsten Lieder. Auf dem Wege begegnete ihnen die Köchin des Schlosses, die brachte ihn zu ihrer Herrschaft. Dort saßen sie beim Kaffee. Als der Vogel sang, fingen ihre Füße an zu tanzen, obgleich sie nicht wollten, und sie verschütteten den Kaffee und die Milch. Zwei Herren tranken Tee. Diese sprangen auf und wiegten sich, als der Vogel sang. „Komm her, komm her!" riefen sie dem Alten zu. Da ging er hin. „Wieviel willst du für den Vogel?" fragten ihn die Herren. Nun, da verlangte er hundert Taler. „Aber die Peitsche verkaufe ich nicht", sprach er. Da nahmen sie den Vogel. Der Alte ging heim, doch der Junge war schon vor ihm da. Sie lebten eine Weile, bis das Geld auf die Neige ging. Da sprach der Knabe zu seinem Vater: „Unser Geld ist bald zu Ende. Ich mache mich zu einem schönen Pferd, du setzest dich auf meinen Rücken, reitest zum Schloß und verkaufst mich, aber nicht unter zweitausend Taler."

Und der Teufel schlug in den Büchern nach, wo wohl der Junge jetzt wohnte, und er sah in dem Buche, wie der Junge die Menschen betrog. Da sprach er: „Ich gehe hin und kaufe das Pferd." Vor ihm aber waren schon viel Käufer dagewesen, die einen hatten fünfzehnhundert Taler geboten, die andern weniger. Der Böse kam zu dem Alten und sprach: „Was soll das Pferd kosten?" Es war ihm aber gesagt: „Das Pferd verkaufe, doch den Zaum nicht!" Der Alte sprach: „Zweitausend Taler." Da gab ihm der Böse die ganze Summe, nahm das Pferd samt dem Zaum, schwang sich hinauf und ritt davon. Der Alte wollte den Zaum zurückhaben, aber der Böse gab ihn nicht.

Er ritt fort zu seiner alten Schwester. Die war aber nicht zu Hause. Da band er sein Pferd am Dachrand fest, so daß seine Vorderfüße die Erde nicht berührten. Er selbst streckte sich auf dem Lager seiner Schwester aus, um zu ruhen. Als diese nach Hause kam, sah sie das Pferd. „Ach, was für ein schönes Pferd, und wie behandelt er es! Hab ich nicht Heu genug, um es ihm vorzuwerfen?" Sie ließ die Vorderfüße des Pferdes herunter und warf ihm Heu vor. Dann ging sie in die Stube und schalt den Bruder. Und der Bruder fragte: „Hast du die Vorderfüße des Pferdes auf den Boden gelassen?" — „Ja, das habe ich." — „Nun, so wird es auf und davon sein." Sie guckten nach, da war das Pferd weg und der Bruder lief ihm nach.

Da machte sich das Pferd zum Vogel, und der Böse machte sich zum Habicht, und sie flogen fort zum Ufer des Meeres. Dort machte sich der Junge zum Fisch, zu einem Barsch, und der Böse machte sich zum Hecht, und so jagten sie einander nach. Der Barsch ist ein kleiner Fisch, er schoß in den Sand, und der Hecht ist groß, er schwamm vorbei, darüber hinaus und wurde müde. Wild vor Ärger, daß er ihn nicht bekam, ging der Teufel wieder nach Hause, und der Knabe blieb zurück.

Er ging zur Landungsbrücke, wo sie jeden Morgen für die Königstochter Wasser holten, womit sie ihr Gesicht wusch. Da machte er sich zum goldenen Ring und floß mit dem Wasser in den Eimer. Das Mädchen brachte das Wasser und sah den Ring. Es nahm ihn und probierte ihn an, an jeden Finger paßte er.

Es lief zur Königstochter und zeigte ihr den Ring. Und die Königstochter probierte ihn auch an. Er paßte ihr, und sie sagte: „Schenk mir den Ring." Da mußte sie ihn der Königstochter geben. Am Tag war es ein Ring, aber in der Nacht verschwand er, und ein schöner Jüngling lag neben der Königstochter und schlief. Da erschrak die Königstochter, doch der Jüngling sprach: „Fürchte dich nicht, ich bin ebenso ein Mann wie dein Vater, der ist auch am Tag ein Ring und bei Nacht ein Mann."
Der Teufel schlug in seinem Buch nach, wo der Junge wohl jetzt wohnen möge. Da sah er, wie er die Königstochter bezauberte. „Ich will ihm die Königstochter schon wegnehmen, wenn ich nur den Ring habe." Und er warb um sie als ein stolzer Königssohn. Da sagte der Ring: „Gib mich heut noch nicht fort!" Der Bräutigam wartete bis zum nächsten Tag, da kam er wieder. Aber in der Nacht hatte ihr der Ring gesagt: „Schenk mich nicht fort!" Da bat der Bräutigam: „Laß uns die Ringe tauschen!" Sein Ring war viel schöner als der der Königstochter. Und der König befahl seiner Tochter, daß sie den Ring tauschte. Da half nichts, sie mußte es tun. Sie riß den Ring vom Finger, warf ihn zu Boden und sprach: „Wenn er mir nicht gehören soll, so sollst du ihn auch nicht haben!" Und das Ringlein zersprang in Stücke. Die Königstochter sah hin, als sie aber zwei, drei Stücke zertreten wollte, kam ein Hahn — der Teufel hatte sich in einen Hahn verwandelt — und pickte die Stückchen auf. Doch während sie der Hahn aufpickte, kam unter dem Fuß der Königstochter ein Habicht hervor, der flog auf den Hahn und tötete ihn. Dann verwandelte sich der Habicht wieder zum Jüngling, der erzählte dem König, wie alles gekommen war. Er nahm die Königstochter zur Frau, und sie zogen aufs Schloß und hielten Hochzeit — und ich habe auf der Hochzeit Branntwein gekriegt.

6. Der Mann mit dem Rindenschuh

Ein Mann ging den Weg entlang und fand einen Rindenschuh. Er ging weiter, kam an ein Dorf und kehrte in einer Herberge ein. Da fragte er den Wirt: „Wo kann ich den Rinden-

schuh für die Nacht hinstellen?" Der Wirt sagte: „Stell ihn zu den Hühnern unter den Ofen!" — „Wenn ihn aber Eure Hühner fressen?" meinte der Mann. Da sagte die ganze Familie: „Das tun sie nicht, da kannst du ruhig sein." Nun, in der Nacht nahm der Fremde den Rindenschuh fort — er betrog sie — und als er am andern Morgen aufstand, sprach er: „Bringt mir doch meinen Rindenschuh!" Sie suchten den Schuh, aber er war verschwunden. Da sagte der Fremde. „Mein Schuh kostet ein gutes Huhn." Da gaben sie ihm ohne weiteres ein Huhn dafür.

Dann ging er weiter, und in einem zweiten Dorf blieb er wieder über Nacht. Hier fragte er wieder: „Wo kann ich das Huhn für die Nacht hintun?" Und sie sagten: „Stell es zu unsern Schafen!" — „Wenn es aber eure Schafe fressen?" — „Unsere Schafe fressen es nicht, sie tun ihm nichts." In der Nacht ging er wieder hin und nahm das Huhn zwischen den Schafen fort. Am andern Morgen machte er sich reisefertig und sprach: „Bringt mir mein Huhn, ich gehe jetzt fort." Sie suchten das Huhn, aber es war nicht da. Und er sprach: „Nun, mein Huhn kostet ein gutes Lamm." Da gaben sie ihm ein Lamm dafür.

Er ging wieder fort, wanderte einen Tag, und kam zur Nacht in eine Herberge. Und wieder fragte er: „Wo soll ich das Schaf für die Nacht hinbringen?" Und sie sagten zu ihm: „Stell das Schaf zu unsern Kühen!" Aber er meinte: „Wenn nun eure Kühe mein Lamm fressen?" — „Das tun sie nicht, sie sind gutmütig." In der Nacht holte er sein Schaf aus dem Kuhstall, und am nächsten Morgen sprach er: „Bringt mir mein Lamm!" Sie gingen fort, um es zu holen, aber es war nicht mehr da. „Nun, das Schaf kostet eine gute Kuh." Da gaben sie ihm eine Kuh.

Dann ging er weiter. Er ging einen Tag und kam am Abend in eine Herberge. Und er fragte: „Wo stelle ich die Kuh für die Nacht hin?" — „Stell sie zu unsern Pferden!" — „Und wenn die Pferde meine Kuh fressen?" — „Das tun sie nicht", sagten die Wirtsleute, „sie fressen sie nicht." Am andern Morgen sagt er wieder: „Bringt mir die Kuh! Ich muß jetzt weiterziehen." Aber die Kuh war nicht da. „Die Kuh kostet ein gutes Pferd", sagte er zu ihnen. Da gaben sie ihm ein Pferd.

Der Mann ging ins Dorf, kaufte sich Geschirr und Schlitten und spannte das Pferd an. Dann fuhr er mit dem Pferde davon. Unterwegs begegnete ihm ein Fuchs, der bat: „Nimm mich in den Schlitten, Freund!“ — „Nun, komm, komm,“ sagte der Mann zum Fuchs, und sie fuhren weiter. Da begegnete ihnen ein Hund. „Nimm mich in den Schlitten, Freund,“ sagte auch der. Und der Mann antwortete: „Es sind unser schon zwei.“ Aber der Hund bat: „Nimm mich, nimm mich mit.“ Da nahm er ihn auch in den Schlitten. Sie fuhren weiter, da kam ihnen ein Bär entgegen. Der sagte ebenfalls: „Nimm mich in den Schlitten, Vetter!“ — „Dich auch noch! Wir sind ja ohnehin schon drei.“ Aber der Bär bat: „Ach nimm mich doch nur mit!“ Da sprach der Mann: „Komm, komm.“ Und er nahm ihn auch noch. Wie sie eine Strecke gefahren waren, zerbrach die Deichsel am Schlitten. Der Bär stieg ab und holte eine Deichsel. Er brachte eine große Fichte als Deichsel, die war aber nicht zu gebrauchen. Da ging der Mann selbst hin, um eine zu holen. Unterdessen nahmen die Drei das Pferd, warfen es zu Boden und fraßen es auf. Dann füllten sie die Haut mit Erde und liefen fort. Der Mann kam zurück und setzte die Deichsel an den Schlitten, als er dann sein Pferd antreiben wollte, ging es nicht von der Stelle. Da schlug er das Pferd, und es fiel zu Boden.

7. Die sieben Brüder

Es war einmal ein armer Mann, der hatte sieben Söhne. Da dachte der Alte: „Was sollen wir mit den Jungen anfangen, wo wir selbst so schrecklich arm sind, daß wir das Brot im Dorfe borgen müssen, das bloß für einmal reicht.“ Und seine Frau riet ihm: „Nimm die Jungen mit in den Wald, und dann sieh zu, daß du sie dort verlierst!“ Da führte sie der Vater in den Wald und sprach zu ihnen: „Jungen, ihr fällt hier Holz, indes ich hingehe und besseren Baumstand suche.“ Und er ging fort. Die Burschen fällten Bäume, fällten und fällten, und einer nach dem andern wurde müde, denn

schon kam der Abend. Immer noch warteten sie auf den Vater, aber er kam nicht wieder. Schon wurde es dunkel, da sagte der klügste von den Brüdern zu den andern: „Kommt, Brüder, laßt uns nach Hause gehen! Der Vater ist uns fortgelaufen." Da machten sie sich auf und gingen quer durch den großen Wald.

Sie gingen und gingen und gingen, da sahen sie ein kleines Licht und kamen an ein Häuschen. Der klügste Bruder guckte zum Fenster hinein und fragte: „Ist hier ein Nachtlager zu haben?" Da antwortete drinnen eine Stimme: „Wir haben nur Platz für einen auf die Nacht." Aber allein wollte er nicht hineingehen und die andern Brüder draußen lassen, und so gingen sie zusammen weiter.

Als sie ein recht tüchtiges Stück Wegs gegangen waren, kamen sie an ein altes Haus. Der kluge Bruder trat in die Tür und fragte, ob er ein Nachtlager bekommen könne. Da antworteten sie ihm: „Unsere Hütte ist zwar klein, aber zwei Männer finden zur Nacht noch Platz darin." Doch er konnte es nicht über sich gewinnen, die andern zu verlassen. „Wie können wir denn zu zweien unter Dach kriechen und die andern über Nacht draußen lassen?" Sie gingen und gingen, und wieder kamen sie an ein Haus. So kamen sie an sechs Häusern vorbei, aber in keinem war für alle Brüder Platz.

Doch als sie zum siebenten Häuschen kamen, wurden sie alle eingelassen. Man legte die sieben Brüder mit den sieben Töchtern des Bösen in eine Stube zusammen zum Schlafen. Die Mädchen aber hatten alle rote Mützen auf dem Kopf, und die sieben Brüder waren barhäuptig. Als sie sich zum Schlaf niedergelegt hatten, sprachen die Wirtsleute miteinander: „Ehe es Tag wird, schneiden wir den Barhäuptigen die Köpfe ab." Das hörte der kluge Bruder, denn er schlief noch nicht. Er stand auf, nahm den Mädchen die Mützen vom Kopf und setzte sie seinen Brüdern und sich auf. Die ganze Teufelsfamilie aber schlief noch, als er mit seinen Brüdern das Haus verließ.

Als nun der Böse aufstand und die bloßen Köpfe der Schläfer sah, nahm er sein Schwert und schlug allen die Köpfe ab. Doch wie er genauer hinsah, erkannte er die eigenen Töchter. Da zog

er die Siebenmeilenstiefel an und jagte den Brüdern nach. Aber als er sie fast erreicht hatte, ließ ihm Gott einen großen Wald entgegen wachsen, daß er die Kinder Gottes nicht fangen konnte. Und der Teufel sah, daß er nicht hindurchkam, und sprach: „Von der Mutter hab ich daheim noch meines alten Vaters Axt, ich lauf und hol sie mir und hacke den Wald nieder. Dann halt ich die Knaben am Rock fest." Er ging hin, holte sich die Axt und fällte den Wald. Aber als er die Axt auf die Erde legen wollte, sprach ein Vogel vom Ast eines Baumes: „Laß die Axt nicht am Boden liegen! Sonst nehm ich sie dir, sonst nehm ich sie dir, sonst nehm ich sie dir." Da wagte der Teufel nicht, die Axt auf den Boden zu legen, sondern ging fort und brachte sie heim.
Unterdessen bekamen die Brüder einen weiten Vorsprung. Sie liefen und liefen, was sie nur konnten. Da lag am Wege ein gespaltener Felsblock, worin alle sieben Brüder Platz hatten, und der kluge Bruder sprach: „Ihr sechs kriecht unten hinein, und ich bleibe oben stehen." Da kam der Teufel in seinen Siebenmeilenstiefeln, das Schwert im Gürtel, auf sie los. Aber der kluge Bruder schlich sich leise von hinten an ihn heran, stahl ihm das Schwert aus dem Gürtel und schlug ihm den Kopf damit ab. So rettete er sich und die Brüder. Dann zog er dem Teufel die Siebenmeilenstiefel aus und zog sie selber an.
Als sie sich nun auf den Heimweg machten, holte er mit jedem Schritt sieben Meilen aus, und die andern blieben alle weit hinter ihm zurück. Sie jammerten und schrien: „Wart, Bruder, wart, Bruder, du läßt uns ja im Stich!" Als er zum zweitenmal ausschritt, blieben die andern wieder sieben Meilen zurück und jammerten und schrien wieder: „Du läufst uns ja davon!" Da wartete er wieder, bis sie ihn eingeholt hatten. Beim drittenmal wurde es schon Abend, und er kam unter das eigene Fenster und wartete unter dem Fenster auf die Brüder.
In der Stube aßen Vater und Mutter ihr Abendbrot, und es kam der Mutter in den Sinn: „Wo mögen wohl jetzt meine Jungen zu Abend essen?" Da trat er in die Stube und sprach: „Das war recht von dir, Mutter, daß du uns in den Wald geschickt hast, Hungers zu sterben; wir sind aber mit dem Leben da-

vongekommen." Sie kamen alle nach Haus, und die Geschichte ist aus.

8. Der starke Sohn des Schmieds

Ein Schmied hatte zwei Söhne, die wuchsen in drei Tagen zu Männern heran. Dann gingen sie mit dem Vater zusammen in die Schmiede, um Eisen zu schmieden. Der Vater nahm das Eisen, legte es auf den Amboß und befahl dem ältesten Sohn, darauf zu schlagen. Der Sohn nahm den Hammer und schlug so fest zu, daß das Eisen in Stücke sprang und der Amboß in die Erde hineinsank. Da sprach der Vater zu ihm: „Ich fange keine Arbeit an, die meiner Kraft nicht entspricht." Darauf sagten beide Brüder zu ihrem Vater: „Laß uns in die Welt ziehen, Vater!" Da ließ sie der Vater ziehen.

Sie gingen zusammen den Waldweg entlang, als ihnen ein alter Mann entgegenkam, der sich auf einen Stock stützte. „Hör," sprach der jüngere Bruder zum älteren, „ich nehme dem Alten den Stock weg, wenn er an uns vorbeikommt." Aber der ältere sprach: „Das tust du nicht, es ist Unrecht, wenn du dem Wandersmann den Stock nimmst, wir werden auch alt und müssen im Alter am Stocke gehen." Als nun der Alte an ihnen vorbeikam, fragte er die Burschen: „Was habt ihr eben miteinander geredet?" Und der ältere Bruder sagte: „Was wir geredet haben? Mein Bruder wollte Euch den Stock wegnehmen, aber ich habe es ihm verboten." Da sagte der alte Mann zu ihnen: „Wenn ihr ein Stück hier weiter geht, seht ihr neben dem Weg einen großen Stein, den stoßt fort, unter dem Stein findet ihr zwei goldene Rosse." — Der alte Mann aber war der Herrgott. — Da gingen sie hin und stießen den Stein fort, und sie bekamen beide goldene Pferde. Dann kamen sie an zwei Leichen, die sahen aus wie Tierleichen. Sie hoben die Leichen auf, denn der alte Mann hatte es ihnen befohlen und gesagt: „Sie werden euch zeigen, wer von euch beiden zuerst stirbt." Da füllte sich die Leiche, die der ältere Bruder hielt, mit Blut.

Danach setzten sie ihren Weg fort. Der Alte aber hatte ihnen gesagt: „Wenn ihr ein Stück gegangen seid, kommt ihr bald an zwei Wege, davon führt der eine ins Brotland, der andere ins Hungerland, in den kalten Norden.“ Da gingen sie bis zu den Wegweisern und überlegten, welchem Wegweiser sie folgen sollten. Endlich sprach der ältere Bruder zum jüngeren: „Geh du ins Brotland, ich gehe ins Hungerland.“ Und sie trennten sich. Der, der ins Hungerland wollte, wanderte hundert Werst, ehe ihm nur irgend etwas begegnete, kein Dorf — nichts. Und er fand nichts zu essen und war schon einen Tag und eine Nacht unterwegs. Aber nachdem er noch einmal fünfzig Werst gegangen war, kam er an eine Hütte. Dort lebten ein alter Mann und eine alte Frau. Er trat in die Hütte ein und bat: „Gebt mir etwas zu essen!“ Da sagten die beiden: „Was sollen wir dir geben? Wir haben selbst nichts, wir leben, ohne zu essen.“ Aber ein Stückchen Brot gaben sie ihm doch.

Danach ging er weiter. Da kam ihm ein Bär auf dem Wege entgegen, der sprach zu ihm: „Schieß mich nicht! Ich kann dir vielleicht noch einmal nützlich sein.“ Er schoß ihn nicht, und der Bär lief hinter ihm her. Dann begegnete ihm ein Hund. Er legte an, um den Hund zu schießen, da sprach der Hund: „Schieß mich nicht, vielleicht kannst du mich noch einmal brauchen.“ Da ließ er den Hund laufen, und der Hund lief hinter ihm her. Zuletzt begegnete ihm ein Fuchs. Er wollte den Fuchs schießen, aber der Fuchs sagte: „Schieß mich nicht! Vielleicht kann ich dir noch etwas nützen.“ Da schoß er auch den Fuchs nicht, und der Fuchs lief ihm nach.

Er ging immer weiter und kam in eine Stadt. Er ritt vor ein Wirtshaus und hieß den Wirt, das Pferd, den Bär, den Hund und alles, was er auf dem Wege gefunden hatte, in den Stall zu sperren. Dann ging er in die Gaststube und bestellte sich Tee. Er trank den Tee am Fenster und guckte dabei zum Fenster hinaus. Da sah er viel Volks zum Meeresstrande wallfahrten, und alle weinten. „Warum geht das Volk zum Strande und weint?“ fragte er den Gastwirt. Und der Gastwirt sprach: „Sie geleiten die Königstochter zum Ufer, damit sie der Teufel sich holt.“ Da

fragte der Mann: „Was ist denn geschehn, daß sie die Königstochter dem Teufel bringen?" Und der Gastwirt erzählte: „Der König segelte mit seinem Schiff, lief auf eine Klippe auf und blieb sitzen. Und vom Grunde des Meeres stieg der Teufel empor und fragte: „Versprichst du mir, was du selbst nicht kennst, so mach ich dich frei!" Da dachte der König — ‚mein ganzes Reich und meine eigene Familie kenne ich doch', und er sprach: „Nun, es mag dir gehören, was ich nicht kenne." Aber während er auf dem Meere segelte, war ihm daheim eine Tochter geboren worden, die kannte er nicht. So hatte er sein eigenes Kind dem Teufel versprochen. Deshalb führen sie heute die Königstochter zum Strande." Da fragte der Mann den Wirt: „Kann ich noch hingehn, Bruder, und sie sehen?" Der Wirt antwortete: „Das könnt Ihr, wenn Ihr wollt." Und er sprach zu dem Wirte: „Wenn ich hingehe und ausbleibe, so laßt meinen Hund und das Pferd los!" Dann ging er zum Strand, es war fast Mitternacht, und alles Volk kam schon zurück. Die Königstochter hatten sie dort gelassen — eine Tonne lag dort, da hinein hatten sie das Mädchen gesteckt.

Es war aber ein Junker, der liebte die Königstochter so, daß er in ihrer Nähe am Strande geblieben war, sich in die Krone einer Eiche gesetzt hatte, um abzuwarten, ob sie der Teufel wirklich holen würde. Das hatte der Jüngling gesehen. Er kam zum Strande und blieb bei dem Mädchen im Fasse. Als aber die Mitternachtsstunde schlug, stieg eine schwarze Wolke aus dem Meere auf, die Erde erzitterte, ein Wind erhob sich, und der Teufel kam daher. Er stellte sich vor die Tonne und sprach: „Wie viele sind denn da drin?" Dann fragte er den Jüngling: „Soll ich euch beide fressen oder nur einen?" Und der Jüngling antwortete: „Besser, du versuchst eine Zwiebel, damit du siehst, wie sie schmeckt." Da sagte der Teufel: „Mit Worten bist du bei der Hand, laß sehen, was du für ein Mann bist!"

Unterdes wollte das Pferd schon die Stalltüre zerschlagen — denn der Wirt hatte vergessen, die Tiere herauszulassen — da warf sie der Bär mit der Tatze zu Boden, daß es krachte. Und die Tiere kamen zum Strande. Da sprach der Teufel zum Jüng-

ling: „Wer soll kämpfen, lassen wir die Rosse kämpfen, oder kämpfen wir selbst miteinander?“ Und der Jüngling antwortete: „Wir wollen die Rosse zuerst kämpfen lassen.“ Da ließen sie die Rosse gegeneinander los. Und der Jüngling gab der Königstochter ein Messer und sprach: „Wenn dem Pferde die Riemen zwischen die Beine rutschen, so schneide sie entzwei.“ Die Rosse aber kämpften so lange, bis das goldene Roß des Teufels Roß in Stücke zerriß. Da sprach der Teufel: „Jetzt laß uns kämpfen!“ Und der Jüngling ging auf den Teufel zu und sprach: „Also los! Schlag du mich um die Ohren!“ Da schlug ihn der Teufel um die Ohren, daß er bis an die Knöchel in die Erde sank. Und er sprach zum Jüngling: „Nun schlag du mich um die Ohren!“ Der Jüngling schlug so heftig, daß der Teufel bis an die Knie in der Erde stecken blieb. Und zum zweitenmal schlug der Teufel den jungen Mann, daß er bis an den Gürtel in die Erde sank, und der Jüngling schlug ihn, daß nur noch der Kopf aus der Erde hervorsah. Dann hieb er ihm den Kopf ab, wälzte einen haushohen Stein auf den Platz, wo der Körper im Boden versunken war, und ging davon. Den Kopf aber steckte er in die Krone des Baumes, wo der Junker Wache hielt.

Dann ging er mit der Königstochter zusammen nach Hause. Und er sagte zu ihr: „Werde meine Frau, nimm keinen Andern!“ Und das Mädchen versprach es ihm. Er geleitete sie bis zum Schloß und kehrte danach in den Gasthof zurück. Der Junker aber war ihnen nachgelaufen, hielt die Königstochter an und sagte zu ihr: „Willst du meine Frau werden?“ Da antwortete sie ihm: „Wie sollt ich wohl deine Frau werden? Du hast mich ja nicht gerettet.“ — „Wenn du nicht mein Weib wirst“, sagte der Junker, „so töte ich dich hier auf der Stelle.“ Aber das Mädchen dachte bei sich: „Aus des Teufels Klauen bin ich befreit worden, so werde ich wohl auch aus seinen Händen loskommen“, und ging nachhause. Der Junker aber folgte ihr. Er kam zum König und sprach: „Du mußt mir deine Tochter zur Frau geben, denn ich habe sie aus den Klauen des Teufels befreit.“ Und der König sagte: „Wenn du das getan hast, so sollst du sie haben.“

Am nächsten Morgen bereiteten sie alles zur Hochzeit vor. Doch

die Königstochter wollte den Junker nicht, sondern den jungen Mann dort im Gasthof. Und sie sagte zu ihrem Vater: „Gib mir nur eine halbe Stunde Zeit zum Überlegen!“ Der Vater ließ ihr die gewünschte Frist, und sie ging in ihr Kämmerlein und schrieb einen Brief an ihren Retter: „Komm zu mir, zu der und der Stunde! Denn sie wollen mich dem Junker verloben.“ Da kam der Vater, um zu sehen, wo seine Tochter so lange verweilte. Er fand sie in ihrem Kämmerlein und sagte zu ihr: „Gib mir den Brief, ich möchte lesen, was du geschrieben hast.“ Sie gab ihm den Brief, und er las ihn und faltete das Blatt zusammen. Dann ging er hin und sprach zum Hauptmann: „Geh hin, nimm dir Soldaten mit und bringe mir den Mann aus dem Gasthof hierher, der meine Tochter zur Frau haben will!“ Da ging der Hauptmann in den Gasthof und fragte die Wirtin: „Wo ist der Mann, der die Königstochter zur Frau haben will?“ Aber der Wirt selbst sagte zu ihm: „Sprich leise! das ist ein starker Mann, der euch alle noch tötet.“ Da antwortete der Hauptmann: „Ich habe einen Trupp Soldaten bei mir, die ihn festnehmen werden.“ Da kam der Mann aus dem Zimmer und sprach: „Was hast du, Lümmel, hier zu brüllen?“ Er packte den Hauptmann am Bein, ging unter das Fenster und warf ihn und die ganze Rotte zu Boden. Nur einen ließ er am Leben. Zu dem sagte er: „Geh und schicke zwölf heile Soldaten, daß sie mich holen!“

Da kamen sie mit dem Oberst an der Spitze, und der fragte den Wirt: „Wo ist der starke Mann, der eine Rotte Soldaten getötet hat?“ Da sagte der Wirt wieder: „Sprich nicht so laut, sonst schlägt er dich auch tot.“ Aber der Oberst meinte: „Ich habe ja zwölf Soldaten bei mir, die ihn festnehmen werden.“ Da trat der Mann aus der Gaststube: „Was kommst du hierher und schreist!“ und er packte auch den Oberst bei den Beinen und ging dann auf die Gasse und schlug den ganzen Trupp zu Boden. Bloß einen Mann ließ er am Leben, und dem befahl er: „Geh und sage dem König, daß er das ganze Volk seines Reiches zusammenruft und aus andern Reichen, und wo er Verwandte hat. Dann soll er die allergrößte Kanone bringen, die er hat.“

Das tat der König auch, und er kam vor den Gasthof und brachte die Kanone, die von zwölf Pferden gezogen wurde. Und alle drängten sich vor den Gasthof, und der Mann trat heraus und fragte den König: „Hast du alles mitgebracht, was ich dir zu bringen befohlen habe?" Da sagte der König: „Ja, hier ist alles." — „Wo ist deine größte Kanone? Bring sie hierher." Er ging zu der Kanone und sah, daß zwölf Pferde davor gespannt waren. Da nahm er die Kanone in die Hand, stopfte sie voll Tabak und steckte sie sich als Pfeife an. Und der König und alles Volk erschraken darüber, daß er eine so große Kanone aufhob und zwischen die Zähne schob. Der König fiel vor ihm auf die Knie, aber der Mann faßte ihn bei den Schultern und sagte: „Ich bin nicht würdig, daß du vor mir auf die Knie fällst, eher müßte ich vor dir auf die Knie fallen." Dann fragte er den König: „Wer ist der Mann, der deine Tochter vom Strande fortgeführt hat?" Da riefen sie den Junker her, und der Junker sagte: „Ich bin es." — „Nun, wohin hast du denn den Teufel gesteckt?" Und der Junker antwortet: „Unter einen großen Stein am Strande." — „Und was hast du mit dem Kopf gemacht?" — „Der steckt in der Krone einer Eiche, die am Strande steht." — „Dann laß uns alle drei hingehen, das zu sehn!"

Sie gingen hin, der König, der Junker und der junge Mann aus der Wirtschaft. Und als sie zu dem großen Stein kamen, sagte der junge Mann zu dem Junker: „Nehmt den Stein fort und zeigt, wo er ist!" Da sprach der Junker: „Ich kann es nicht, mir ist das Blut nicht in Wallung." Da stieß der junge Mann den Stein mit dem Fuß fort und rief den König und Junker herbei, ihn zu sehn. Der König kam und guckte, aber der Junker wagte sich nicht heran. Da ging der Sohn des Schmieds auf ihn zu, packte ihn bei den Schultern, warf ihn zu Boden und wälzte den Stein auf ihn. Darauf sprach er zu dem König: „Siehst du jetzt, wer der Mann ist, der deine Tochter gerettet hat? Ihr habt geglaubt, daß es der Seidenbeutel war." Hierauf gingen sie nach Hause und bereiteten die Hochzeit. Der junge Mann bekam die Königstochter zur Frau, und der König gab ihm die Hälfte seines Reiches. — Und ich war auch dort auf der Hochzeit.

9. Das törichte Weib

Es war einmal ein armer Bursche, der stand allein in der Welt und verdiente sich sein Brot als Hirt und Knecht. Das Mädchen, das er gern zur Frau genommen hätte, bekam er nicht, das wollte ihn nicht. Nun lebte aber in dem Dorfe ein blödes Mädchen, und sie beredeten ihn, das blöde Mädchen zur Frau zu nehmen. ‚Es ist besser als keine', meinten sie, ‚und es kann ganz gut kochen.' Da freite er sie und ging selbst als Knecht in Dienst. Zuvor beschied er aber seine Frau, was sie zu machen habe. Im Sommer sollte sie Ruten schneiden.

Die Frau ging in den Wald und schnitt Ruten. Als sie ein Bündel Ruten hatte, kam ihre Essenszeit, und sie setzte sich hin und fing an zu essen.

Da kam der Hirt an ihr vorbei, der jagte die Kuh in den Stall, und die Kuh erkannte ihre Herrin und lief auf sie zu. Sie stellte sich vor sie hin und käute wieder. Darüber wurde das Weib böse und sprach: „Was fällt dir ein, das Maul zu verziehen, wenn ich esse? Wenn du das Fratzenschneiden nicht läßt, schlage ich dich mit der Axt vor den Kopf." Aber die Kuh machte sich nichts aus der Drohung; sie verzog das Maul so lange, bis das Weib sie totschlug. Dann lief die Frau ins Dorf und klagte, daß die Kuh auf sie zugekommen sei und ihr alles nachgemacht habe, und daß sie sie deshalb totgeschlagen habe. „Ich verbot es ihr, aber weil sie nicht hörte, schlug ich sie mit der Axt vor den Kopf. Jetzt ratet mir, was ich mit der toten Kuh anfangen soll!" — „Die wird nicht wieder lebendig, der könnt Ihr nur das Fell abziehen," rieten sie ihr. „Das Fleisch hackt in kleine Stücke, das könnt Ihr im Winter zum Kohl essen." Das machte sie denn auch, hackte alles in kleine Stücke, aber da sie den Kohl noch auf dem Felde hatte, grub sie alles unter den Kohl in die Erde, unter jede Staude etwas, bis das Fleisch alle war. Da kam der Hund auf den Acker und roch das faulende Fleisch. Er scharrte das Fleisch heraus und den Kohl mit, und so blieb nichts übrig, weder Kohl noch Fleisch.

Im Herbst kam ihr Mann nach Hause, und sie erzählte ihm alles, was geschehen war. Da sprach der Mann: „Was soll ich jetzt mit

dir verrücktem Weib anfangen?" Dann überlegte er sich, wie er sie los werden könnte. Er gab ihr ein Brecheisen und einen Sack in die Hand und sprach: „Geh damit in die Kirche; dort ist eine Truhe, und in der Truhe ist Geld. Brich den Deckel der Truhe mit dem Brecheisen auf und steck das Geld in den Sack!" Sie ging hin und tat es und nahm das Geld, ohne daß es jemand sah. Das Geld aber brachte sie nach Hause. Da dachte der Mann: ‚Noch immer bin ich sie nicht los, sie hat die Kirche bestohlen und ist doch nicht gefaßt worden.' Und er überlegte bei sich: ‚Was soll ich nun mit ihr anfangen?' Dann durchlöcherte er den Boden eines Topfes und sprach zu ihr: „Kriech jetzt unter den Topf, es wird heute Feuer und Pech regnen, denn die Welt soll untergehen. Wenn es anfängt, mich zu brennen, komme ich nach, aber geh du voran!" Die Frau kroch unter den Topf, und er träufelte ihr durch die Sieblöcher heißes Pech auf den Kopf. Da rief sie ihrem Manne zu: „Komm geschwind, es fängt schon an zu brennen, wie kannst du nur noch draußen sein!" Und der Mann antwortete ihr: „Ich komme schon, ich schau nur noch eine Weile zu." Nachdem er sie tüchtig gebrannt hatte, kroch er auch unter den Topf, und sowie er unter dem Topf war, hörte es auf zu regnen. Als nun der Pfarrer in die Kirche kam und sah, daß das Geld gestohlen war, ließ er das ganze Kirchspiel zusammenrufen und alle wurden ausgefragt, ob niemand den gesehen, der den Kirchendiebstahl begangen habe. Niemand hatte den Dieb gesehen, jeder behauptete, nichts von der Sache zu wissen. Die Blöde war an dem Tage nicht in die Kirche gerufen worden. Im Ärger darüber klagte sie den andern: „Alle sind gefragt, die es gar nicht wissen können, und mich fragt niemand, wo ich es doch gestohlen habe." Die das hörten, sagten es dem Pfarrer. Da ließ sie der Pfarrer zu sich kommen und fragte: „Hast du das Geld gestohlen?" — „Ich habe es gestohlen." — „Nun, mit was hast du denn die Türen aufgekriegt und den Truhendeckel?" — „Mit dem Brecheisen habe ich sie aufgemacht." Und der Pfarrer fragte weiter: „War es am Tag oder in der Nacht, als du gestohlen hast?" — „Tag war es, wie ich das Geld brachte, gerade an dem Tag des Weltuntergangs, wo es Feuer und Pech vom Himmel regnete."

Da sprach der Pfarrer: „Nun hört doch nur die Verrückte, was die für Zeug schwatzt! Der Welt untergang ist noch nicht da, und Feuer und Pech hat niemand gesehen als du."

10. Der Zauberring

Es lebten einmal drei Brüder, die wollten alle drei ihr Glück machen. Sie hatten eine alte Mutter, die gab einem jeden dreihundert Taler. Dafür dachte der älteste einen Laden zu kaufen, der zweite sprach: „Ich baue mir Land an", und der dritte sagte: „Ich gehe zum Schloß, wer mir zuerst begegnet, dem gebe ich hundert Taler."

Nun, da begegnete ihm ein Mann, der hatte einen Sack auf dem Rücken, und in dem Sack war eine junge Katze. Da gab er ihm hundert Taler und brachte die Katze noch Hause. Und die Mutter sprach: „Was willst du denn damit machen?" Am zweiten Tag ging er wieder zum Schloß und sprach: „Wer mir begegnet, dem gebe ich hundert Taler." Und es begegnete ihm ein Mann, der trug einen Hund im Sack, auch dafür gab er hundert Taler. Er brachte ihn nach Hause, da schalt ihn die Mutter und sprach: „Wofür hast du denn den gekauft, zum essen etwa?" Dann ging er zum drittenmal zum Schloß, da begegnete ihm ein Geist. Der Geist blieb stehen, und der Knabe sah, daß er einen silbernen Ring am Finger hatte, dafür gab er ihm seine letzten hundert Taler. Während er nach Hause ging, drehte er an dem Ring. Da fragte ihn der Ring: „Was wünschest du?" — „Ich wünsche mir eine Königstochter zur Frau." Dann ging er fort, holte die Katze und den Hund, und sie gingen zu dreien zum König. Der Knabe fragte: „Gibst du mir deine Tochter zur Frau?" Da antwortete ihm der König: „Wenn du ein Schloß baust, so schön, wie ich selbst eins habe, so will ich sie dir geben." Als nun der König am andern Morgen erwachte, sah er das Schloß dastehn, und er sagte: „Sein Schloß ist noch prächtiger als das meine." Aber er gab ihm seine Tochter doch nicht, sondern sprach: „Wenn du eine gläserne Brücke über den Fluß

baust, so gebe ich sie dir." Und der Knabe baute eine Brücke. Da gab er ihm die Tochter.
Aber das Mädchen hatte hinter neun Königreichen einen Geliebten. Wie sich nun der Knabe mit der Königstochter die Nacht schlafen legte und eben eingeschlafen war, streifte sie ihm den Ring vom Finger und entfloh damit hinter neun Königreiche. Dort wurde sie das Weib des Andern. Der Knabe erwachte, er sah, daß die Braut fort war und ihm den Ring gestohlen hatte. Da schickte er die Katze und den Hund aus, den Ring zu suchen. Und sie liefen zusammen durch die neun Königreiche und suchten nach dem Ringe.
Da kamen sie in ein Haus, darin waren drei Bettler, die hatten eine Lade, und sie sprachen miteinander: „Da hinein stecken wir den Ring, und Steine dazu, und dann versenken wir die Lade ins Meer, daß er ihn nicht wieder kriegt, der alte Bräutigam." Da trug der Hund Holz in den Flur des Hauses, und die Katze fing an, die Dielen zu waschen. Und die Männer waren sehr erfreut, daß sie Diener bekommen hatten. Sie vergaßen die Lade und streckten sich auf den Bänken zum Schlafen aus. Da suchte die Katze eine Maus, ein großes Tier, und sie fand auch eine große. Zu der sprach sie: „Wenn du mir nicht den Ring aus dieser Lade holst, fresse ich dich auf." Und die Maus nagte ein Loch in die Lade, dann sprach sie zur Katze: „Au, wie da die Zähne weh tun." — „Beiß noch ein Loch," sagte die Katze, „wenn du's nicht tust, so fresse ich dich." Da nagte sie ein zweites Loch und sprach wieder: „Au, wie die Zähne weh tun." Aber die Katze sagte: „Nag noch ein drittes." Und als die Maus das dritte Loch genagt hatte, bekam sie den Ring aus der Lade und gab der Katze den Ring. Da schlug die Katze die Maus dreimal um die Ohren und sprach: „Warum hast du mich erst geärgert?" Dann liefen Katze und Hund aus dem Hause fort, um ihrem Herrn den Ring zurückzubringen. Sie schwammen über sechs Meere, und die Katze wurde müde, und sie fingen an zu streiten. Die Katze sprach zum Hunde: „Ich habe den Ring dort herausgekriegt, und du trägst mich nicht einmal übers Meer." Dabei fiel ihnen der Ring ins Meer. Sie schwammen zu einer Insel im

Meer, warfen Netze in's Wasser und versuchten den Ring zu fischen. Da wurden sie hungrig und fingen an, Fischköpfe zu fressen, und der Hund fand den Ring im Kopf eines Fisches und sprach: „Jetzt habe ich den Ring aus dem Meere bekommen." Danach machten sie sich wieder auf und brachten den Ring zu ihrem Herrn. Der Herr drehte an dem Ring, da kam über neun Königreiche seine Frau wieder zu ihm zurück.

Und sie gingen zu Vieren weiter, die Katze, der Hund, der Mann und die Frau und kamen auf ein Feld. Dort sahen sie drei Diebe miteinander streiten. Die hatten einen prächtigen Mantel gestohlen, auf dem man fliegen konnte, dazu ein paar Schaftstiefel, die einen, wenn man damit ins Wasser sprang, von selbst wieder ans Land hoben, und einen Samowar, der zwölf Kräne hatte, wo aus jedem Kran ein anderes Getränk floß. Der eine wollte den Mantel nicht hergeben, keiner wollte teilen, jeder wollte alle drei Gegenstände für sich haben. Da sagte der junge Mann: „Wartet, ich helfe euch." Er machte aus einem Brett eine schöne Armbrust, und wer den ersten Bolzen fände, den er abschösse, dem sollte alles gehören. Kaum hatte er den Bolzen abgeschossen, so liefen alle hinterher, wer ihn wohl kriegte. Da zog sich der junge Mann die Schaftstiefel an, warf den Flugmantel über den Rücken, den Samowar nahm er unter den Arm und flog davon. Die Diebe suchten nach dem Bolzen. Doch als sie wieder zurückkamen, war von dem Manne nichts mehr zu sehen, und die Beute hatte er mitgenommen. Er flog auf einen Stein im Meere, und seine Frau sagte zu ihm: „Laß mich dir den Kopf lausen!" Als er sich jedoch über ihren Schoß beugte, stieß sie ihn von dem Stein ins Meer, denn sie dachte: Nun ertrinkt er wie eine Schlange. Doch der Mann kam wieder ans Land, denn er hatte die Zauberstiefel an den Füßen. Dann stand er vom Stein auf, nahm den Hund und die Katze und alles ging nach Hause.

Zu Hause lief ihm die Frau wieder davon, sie floh über neun Königreiche, zu ihrem ersten Gatten. Da sprach der Mann: „Warum ist sie davongelaufen? Jetzt brauch ich sie nicht mehr, ich habe die Katze, den Hund und alles, mir fehlt es an nichts." Er ging in den Wald, die Schaftstiefel an den Füßen, einen Korb am Arm,

und Katze und Hund liefen hinter ihm her. Hier suchte er rote Beeren und aß sie. Da wuchs ihm ein Schwanz bis auf die Erde und ein Horn auf dem Kopfe. Und er aß schwarze Beeren, da fielen ihm der Schwanz und das Horn wieder ab. Da sammelte er sich von den Beeren und sprach: „Jetzt will ich ihr aber einen Schwanz wachsen lassen, weil sie mir davongelaufen ist." Und er ging hin zu dem Schlosse, wo seine Frau war. Und die Herren im Schlosse und alle, die die Beeren in dem Korb sahen, nahmen sich mit beiden Händen davon und aßen sie. Da wuchs dreien von ihnen ein Schwanz, und seiner Frau, die ebenfalls davon gegessen hatte, wuchs auch einer. Und sie schickten Lakaien aus, um einen Doktor zu holen, der ihnen die Schwänze wegbringen sollte. Da begegnete ihnen ein Mann und sprach: „Wo wollt ihr denn hin, Leute?" Sie sagten: „Wir wollen einen tüchtigen Mann suchen, denn unserer Herrschaft sind Schwänze gewachsen, die soll er ihnen wieder fortbringen." Da sprach der Mann: „Was wollt ihr noch weiter suchen? Ich bin ein Doktor, ich will sie ihnen schon wegbringen." Und er ging mit ihnen aufs Schloß und gab allen von den schwarzen Beeren zu essen, nur seiner Frau gab er keine. Da fielen den Herren die Schwänze ab. Zu seiner Frau aber sagte er: „Geht hin und holt mir aus dem Schlosse die allerbeste Knute, die holt mir." Und er schlug sie fünfundzwanzigmal mit der Knute, da starb die Frau. Und so endet die Geschichte.

11. Die Wunderdinge

Es lebte einmal ein Kaiser, der hatte einen Sohn, der sich um nichts Sorgen machte. Da befahl ihm der Vater, sich doch um etwas zu kümmern. Er schickte ihn in den Wald, um Wunderdinge zu holen. Der Kaisersohn nahm eine stumpfe Axt und ein Stück Brot, ging in den Wald und hackte krumme Bäume, solche, die krumm gewachsen waren. Die brachte er nach Hause und warf sie auf die Diele. Der Kaiser fragte ihn: „Nun, hast du Wunderdinge gefunden?" Und der Sohn antwortete: „Ei freilich, dort

stehen sie auf der Diele." Da sprach der Kaiser: „Das sind keine Wunderdinge." Er schalt ihn und sagte: „Nimm dir Brot und geh noch einmal fort."

Da ging er wieder in den Wald, geriet in die Wildnis und verirrte sich. Er kam zum Meeresstrande an eine Badehütte und ging hinein, um die Nacht dort zu verbringen. Hier war niemand, und er legte sich schlafen. In der Nacht aber kam ein alter Mann in die Hütte, der bat um ein Lager, und der Kaisersohn ließ ihn ein. Der Alte hatte einen Rindenranzen auf dem Rükken, den nahm er ab und sprach:

„Speis uns, Ränzlein,
Tränk uns, Ränzlein,
Pack Teller und Schüsseln wieder ein!"

Und der Ranzen speiste und tränkte sie und räumte die leeren Teller und Schüsseln wieder fort. Der Kaisersohn lag auf der Bank und betrachtete sich den Ranzen von unten und von allen Seiten und dachte bei sich: ‚Das ist mir ein Wunderding'. Als sich der Alte niedergelegt hatte und eingeschlafen war, stahl er ihm den Ranzen und ging damit fort.

Unterwegs begegnete ihm ein Mann, der fragte: „Wo kommst du her?" Er antwortete: „Ich habe ein Wunderding gesucht." — „Gib mir das Wunderding, ich gebe dir dafür ein Schwert, das schlägt, wenn du es befiehlst, allen die Köpfe ab." Da tauschte er dem Manne den Ranzen gegen das Schwert ein, denn er dachte: ‚Wunderdinge sind beide, ein Wunderding war der Ranzen, und ein Wunderding ist das Schwert'. Dann befahl er dem Schwerte: „Schlag dem Manne dort, der meinen Ranzen genommen hat, den Kopf ab!" Und es ging hin und schlug dem Manne den Kopf ab. Dann nahm er den Ranzen und das Schwert und machte sich auf den Heimweg.

Da begegnete ihm wieder ein Mann, der fragte: „Wo kommst du her, Mann, und was trägst du da?" Der Kaisersohn sagte: „Ich habe Wunderdinge gesucht." — „Gib mir den Ranzen," bat der Wandersmann, „ich gebe dir eine Flöte dafür, auf der du dir alles herbeispielen kannst, was du wünschest. Und wenn du um noch so viel spielst, du bekommst es." Er tauschte den

Ranzen gegen die Flöte ein, aber beim Weitergehen sagte er wieder zu dem Schwert: „Geh und schlag dem Manne den Kopf ab.“ Und er nahm ihm den Ranzen weg. Da hatte er drei Wunderdinge: den Ranzen, das Schwert und die Flöte.

Er kam nach Hause, ging auf einen weiten steinigen Acker, holte seine Flöte hervor und spielte darauf, daß ihm Gott hier einen großen Herrenhof geben möchte. Da stand ein großer Herrenhof da. Er spielte und wünschte sich Vieh. Auch das bekam er. Dann spielte er: Gott möchte ihm hier eine große Brücke bis vor des Kaisers Schloß bauen. Als die Brücke fertig war, wunderte sich der Kaiser, wer sie wohl ohne seine Erlaubnis gebaut haben möchte. Und er schickte Soldaten über die Brücke, die sollten nachforschen, wer sie gebaut habe. Die Soldaten marschierten hinüber, und wie der Kaisersohn sah, daß seines Vaters Soldaten zu ihm kamen, nahm er seine Flöte und spielte darauf, damit die Toten aus den Gräbern auferständen. Und sie wurden lebendig, standen alle auf und gingen bis an die Brücke. Die kaiserlichen Soldaten, die sie erblickten, konnten nicht begreifen, was das für Volk war. Sie erschraken, kehrten wieder um und sagten zum Kaiser: „Wir können nicht sagen, was das für Volk ist.“ Da schalt der Kaiser und sprach: „Wenn ich euch schicke, müßt ihr über die Sache Aufklärung bringen.“ Und der Kaiser schickte sein ganzes Heer über die Brücke. Das sah der Kaisersohn und erkannte es. „Da kommt meines Vaters Heer, um mich zu sehen.“ Und er ging auf das Heer zu und sagte zu den Soldaten: „Ich bin der Kaisersohn, den sein Vater ausgeschickt hat, Wunderdinge zu suchen. Geht zurück und sagt meinem Vater, daß er kommen und meine Wunderdinge ansehen möchte.“ Als nun der Kaiser kam, um die Wunderdinge seines jüngsten Sohnes zu betrachten, holte dieser seinen Ranzen herbei und sprach:

„Speis uns, Ränzlein,
„Tränk uns, Ränzlein,
Pack Teller und Schüsseln wieder ein!“

Und er fragte seinen Vater: „Ist das ein Wunder?“ Der Kaiser antwortete: „Ja, das ist ein Wunder.“ Dann befahl er dem Schwert, allen außer dem Kaiser die Köpfe abzuschlagen. Wie-

der fragte er: „Iſt das ein Wunder?“ Da ſchalt ihn der Kaiſer: „Was töteſt du meine Soldaten? Solche Wunder zu ſehen, läßt du mich rufen?“ Und er ſprach: „Ich gehe nach Hauſe.“ Da ſagte der Kaiſerſohn: „Wart nur ein wenig, daß ich dir das dritte Wunder zeige!“ Aber der Kaiſer wollte nicht: „Ich danke für deine Wunder.“ — „Wart, Vater, und wenn du noch ſo große Eile haſt!“ Er zeigte ihm das dritte Wunder, nahm die Flöte, und ſpielte das ganze Volk, das ſein Schwert totgeſchlagen hatte, wieder lebendig, jedermann wurde wieder lebendig. Er ſpielte die Toten aus den Gräbern. Da war die Freude groß, als alle Soldaten wieder lebendig wurden, die er ſeinem Vater getötet hatte. Und er fragte ſeinen Vater: „Iſt das ein Wunder?“ — „Ja,“ ſagte der Vater, „das iſt ein Wunder.“
Sie blieben beiſammen und ich ging meiner Wege.

12. Der Ochſenſohn

Es war einmal ein armer Fiſcher, der warf ſeine Netze ins Meer, um Fiſche zu fangen; aber obgleich er ſie wiederholt ausgeworfen hatte, blieben ſie leer. Als er am nächſten Tag wieder die Netze auswarf, fing er einen großen Fiſch, deſſen Seiten beſchrieben waren. Er kam ins Dorf und zeigte den Fiſch. Auf dem Fiſche ſtand: „Wer von mir ißt, bekommt einen Sohn, und der wird ein großer Mann werden.“ Das meldeten ſie dem König, und der König kaufte den Fiſch für ſeine Frau und gab dem Fiſcher dafür eine Menge Geld, und der Bauer wurde reich. Dann gab er den Fiſch der Köchin, damit ſie ihn koche. Als der Fiſch gar war, brachte ſie ihn der Königin zum Eſſen, die Überreſte aber, den Kopf und den Schwanz, tat ſie zuſammen und aß ſie ſelbſt. Das Fiſchwaſſer mit dem Abfall bekam der Ochs, und der Ochs trank ihn mit hinunter. Da geſchah es, daß die Königin guter Hoffnung wurde, und wie eine Zeit verſtrichen war, bekam ſie ein Knäblein. Dann verging ein Tag, und die Köchin bekam einen Knaben, und nach abermals einem Tage bekam der Ochs einen Knaben, auch ein richtiges Menſchenkind.

Die Knaben wuchsen rasch. Schon nach kurzer Zeit war der Königssohn zum Manne herangereift und die andern auch. Da wollte der Königssohn in die Welt ziehen, aber er hatte kein Pferd. Und sie zogen aus, um ein Pferd für ihn zu suchen. Der Königssohn kam zu einem Helden, aber keines seiner Pferde vermochte ihn zu tragen. Sie suchten weiter nach einem Pferde, aber sie fanden bloß einen alten Mann am Felde, das war ein Zauberer. Der riet ihnen: „Kauft im nächsten Dorf von einem Bauern ein wildes Stutenfüllen.“ Als sie das Füllen gekauft hatten und es eine Nacht zu Hause hielten, lief es fort, um an seiner Mutter zu trinken. Doch als es am folgenden Morgen nach Hause kam, kannte sein Herr das Pferd nicht mehr, so groß war es geworden, wie ein gewöhnliches Bauernpferd. Allein kaum ward es dunkel, so lief es wieder davon. Und als die zweite Nacht vorüber war, und es am Morgen wieder nach Hause kam, war es schon ein übergroßes Pferd, so groß, wie die Bauern keins hatten. Nach der zweiten Nacht taugte es für den Ältesten, den Königssohn.

Nun mußten sie ausziehen und für den Sohn der Köchin ein Pferd suchen. Der Sohn der Köchin aber war noch stärker als der Königssohn. Da half nichts, als wieder zu dem Alten zu gehen. Der Alte beschied sie, die Stute zu holen, die dem Teufel gehörte. Und sie bekamen für ihn die Stute. Als die Stute einen Tag bei ihnen war, bat sie, am Strande des Meeres weiden zu dürfen. Doch am Abend als sie nach Hause kam, war sie noch unbändiger als das Pferd des Königssohns, noch wilder und kräftiger und größer.

Zwei Jünglinge hatten nun Pferde, nur der Ochsensohn hatte noch keins. Aber er war stärker als die andern beiden, kräftiger und klüger. Jetzt mußten sie für ihn ein Pferd suchen, und sie gingen wieder zu demselben Alten. Doch der Zauberer sprach: „Du bekommst nur dann ein Pferd, wenn du mir so viel Branntwein kaufst, daß ich mich damit betrinken kann.“ Dann schickte er sie zu einem alten Mann am Meeresstrand, einem Zauberer, wie er einer war. Von ihm würden sie ein Pferd bekommen. Der Ochsensohn ging hin zu dem Manne, zu dem er geschickt war, und der Zauberer sah ihn an und meinte: „Ach herrje! Aus dir

wird nichts." Dann sprach er: „Wenn du mir ein Faß Branntwein kaufst, so will ich dich bescheiden." Und der Ochsensohn versprach ihm den Branntwein. Da gab er ihm ein kleines Gläschen von einem Zaubertrank zu trinken. „Nimm erst den Zaubertrank! Dann sag ich dir, wo du ein Pferd bekommst." Als jener den Trank getrunken hatte, sagte der alte Mann: „Wenn du zum Meere gehst, kommst du an eine große Eiche; da steig hinauf und bleib dort sitzen, bis ein weidendes Pferd zum Strande kommt! Das hat einen Sattel auf dem Rücken und Steigbügel. Während das Pferd grast, verhalte dich ganz still! Es wird bald zum Strande gehen und Wasser trinken, dann komm vom Baum herunter und kraue es! Setz dich auf seinen Rücken und halt dich im Sattel; wohin es dich auch bringt, bleib sitzen. Wenn du herunterfällst, ist's dein Tod, aber wenn du oben bleibst, bist du Herr des Pferdes." So machte es denn der junge Mann. Als das Pferd von selbst auf ihn zukam, um sich krauen zu lassen, sprang er ihm flink auf den Rücken und nahm die Zügel in die Hand. Doch kaum saß er oben, als das Pferd auf einen Felsen sprang und vom Felsen geradeaus ins Meer, es sprang neun Klafter tief, und das machte es dreimal, vom Meer auf den Felsen und vom Felsen ins Meer. Aber der Ochsensohn saß fest auf seinem Rücken. Wie sie nach dem dritten Mal zu der Eiche kamen, sprach das Pferd zu ihm: „Jetzt bist du mein Herr, denn du saßest fest im Sattel. Jetzt kannst du mich getrost weiden lassen. Wenn du mich brauchst, so pfeife nur, dann bin ich bei dir." Dann ging der Ochsensohn nach Hause und rühmte vor den Brüdern — er nannte sie Brüder, den Königssohn und den Sohn der Köchin — rühmte vor den Brüdern: „Jetzt habe ich auch ein Pferd." Der Königssohn aber ritt fort und bat die andern, ihm zu folgen.

Als nun die beiden Brüder zu Pferde saßen, pfiff auch der Ochsensohn seinem Pferd, da kam es zu ihm geflogen, und es war zweimal so schön, als die andern. Dann machten sie sich gleich zusammen auf den Weg und ritten einen halben Tag. Die Luft war glühend heiß. Sie waren so durstig, daß ihnen die Zunge am Gaumen klebte. Wenn sie nur Wasser zu trinken gehabt hät-

ten! Der Königssohn ritt voran, der Sohn der Köchin hinter ihm her, und der Ochsensohn als letzter. Da fand der Königssohn in der Hitze am Wege einen Brunnen, und darauf lag eine goldene Schöpfkelle. Als er abstieg, um Wasser aus der Kelle zu trinken, nahm der Ochsensohn die Knute und schlug auf den Brunnen, da verschwand der Brunnen und nahm von des Königsohns Stulpstiefeln die Absätze mit. Aber als er so schlug, verging ihnen allen der Durst. Sie ritten ein weites Stück vorwärts, doch die Hitze währte immer noch. Während des Rittes fingen sie wieder an zu dürsten. Da sahen sie neben der Straße einen schönen Garten, in dem Garten waren allerhand Äpfel und allerlei Beeren. Der Königssohn bog zur Seite, beschwor den Baum und suchte mit der Hand davon zu pflücken. Da nahm der Ochsensohn wieder die Knute und schlug nach dem Baume. Da verschwand auch der Garten, und es blieb nicht ein einziger Baum zurück.

Sie zogen ihren Weg weiter, denn sie hatten gehört, daß in der Nähe ein anderes Königreich wäre, wohin ein schönes Mädchen von einem Drachen entführt sei. Das Mädchen wollten sie erlösen. Sie ritten ununterbrochen ihrem Ziele zu. Wie es Nacht wurde, kamen sie an ein großes Haus, an ein großes Gehöft. Dort war keine Menschenseele zu sehen, aber der Hof war voll Ochsen, beinahe fünfhundert Ochsen. Da gingen sie in den Hof, aber da war weiter nichts als eine Eiche, und der Viehstall voll Ochsen. Sie blieben die Nacht über in dem Stalle, aber auch hier war keine Menschenseele, und sie bekamen nichts zu essen.

Am folgenden Morgen schmiedeten sie einen eisernen Topf und stellten den Königssohn zum Kochen an. Er warf fünfundzwanzig Ochsen in den Topf und kochte sie. Die andern aber gingen fort, um eiserne Haken zu schmieden.

Schon hatte der Königssohn die Ochsen gar gekocht, da kam der Besitzer des Hofes, ein ellenlanger Mann, mit ellenlangem Bart und einem Bund Heu auf dem Kopf. Er warf seinen Ochsen Heu vor, dann kam er auf den Königssohn zu und sprach: „Was machst du denn da ohne meine Erlaubnis?“ Als er den Koch in die Hände bekam, fing er an, ihn zu prügeln und zu peitschen,

daß ihm die Sinne vergingen. Dann fraß er die Ochsen selbst, fünfundzwanzig Ochsen, ging wieder fort und sagte: „Wenn du morgen meine Ochsen noch einmal anrührst, bekommst du noch bessere Prügel." Dann war er verschwunden. Der Königssohn mochte nun nicht gern sagen, daß er durchgepeitscht worden war, darum steckte er andere Ochsen in den Topf und fing von neuem an, zu kochen. Als die Brüder am Mittag zum Essen kamen, hatte er die Ochsen immer noch im Topf, sie waren noch nicht gar. Da sprach der Ochsensohn: „Merkwürdig, daß das Fleisch noch nicht weich ist, wo doch die Ochsen schon so lange kochen." Aber der Königssohn antwortete: „Ich habe mich so geeilt, es war viel Arbeit, alles vorzubereiten, das nahm viel Zeit, und ich hatte Kopfschmerzen dazu," log er. Aber der Ochsensohn wußte, was vorgefallen war, er wußte alles. Dann aßen sie, und am andern Tag mußte der zweite Bruder kochen, und sie gingen wieder zum Schmieden. Doch der Königssohn erzählte dem Ochsensohn nicht, daß er gepeitscht worden war, er dachte nur bei sich: ‚Unserm Bruder blühen heute noch bessere Prügel als mir.' Wieder kam der Herr des Gehöfts in den Viehstall, mit einem Bund Heu auf dem Kopf. Er sah, daß die Ochsen im Stall weniger geworden waren, und daß der Mann dort wieder kochte. Da hielt er keine lange Rede, sondern sprach: „Gestern hast du es getan, und heut bist du wieder dabei, trotz dem Verbot," packte ihn und peitschte ihn so heftig, daß er halb tot liegen blieb. Dann aß er flink die Ochsen auf und machte sich davon, indem er rief: „Wenn du morgen wieder kochst, schlag ich dich tot." Und der Bruder steckte andere Ochsen in den Topf und fing von neuem an sie zu kochen. Als die zwei zum Essen kamen, war das Fleisch noch roh, es hatte eben angefangen, zu kochen. Der Ochsensohn sprach: „Sonderbar, daß das Fleisch noch gar nicht gekocht hat, sondern erst in den Topf getan ist." Da antwortete sein Bruder: „Ich habe so Bauchgrimmen, daß ich nichts davon essen mag, wenn ihr wollt, so eßt doch", und er hielt sich den Bauch. Darauf sagte der Ochsensohn: „Ich werde nicht so wie ihr kochen."
Am dritten Tag gingen die beiden Brüder, die die Prügel gekriegt hatten, zum Schmieden. Und der Ochsensohn warf fünf-

undzwanzig Ochsen in den Topf, um sie zu kochen. Er hatte das Fleisch fast fertig, da kommt der Wirt wieder mit dem Bund Heu auf dem Kopf. Als er aber sieht, daß wieder von seinen Ochsen gekocht wird, nimmt er sich nicht die Zeit, den Ochsen das Heu zu bringen. Er springt auf den Burschen zu und schreit: „Was! Du kümmerst dich nicht darum, was ich sage, jetzt schlag ich dich tot!" Er will auf ihn einschlagen, aber im Handumdrehen packt der Ochsensohn den Alten beim Bart, schleudert ihn von einer Wand zur andern und spricht: „Du elender Wicht, du wolltest meine Brüder töten und mich auch noch, dafür nagle ich dich jetzt an diese Eiche." Und das tat er auch. Er nagelte den Alten an die Eiche, dann nahm er das Fleisch aus dem Kessel und warf ihn noch einmal voll Ochsen.

Da sah er die Brüder kommen und hörte, wie sie sagten: „Die vorhergehenden Tage haben wir die Prügel gekriegt, heute mag der Bruder noch ärgere bekommen haben." Sie kamen in die Stube und sahen, daß das Fleisch noch kochte, da dachten sie: „Er hat sie tüchtig gekriegt." Aber der Ochsensohn kam auf sie zu und sprach: „Oh, ihr Schwätzer, ihr habt mir nicht gesagt, daß der Alte euch töten wollte; geht zu der Eiche da, dort seht ihr euren Tod. Dann geht hin und eßt das gute Fleisch, das ich gekocht habe!" Sie gingen hin und aßen das Fleisch. „Auf euch will ich mich nicht mehr verlassen, ich habe auch schon für morgen Fleisch fertig. Weiß ich doch nicht, was für eine Ratte euch töten kann." Am letzten Tage gingen sie alle drei zur Schmiede, und sie bekamen die Haken fertig. Nun war es Zeit für sie, fortzugehen. Sie machten sich auf den Weg, da bat der Alte inständig und sprach zu dem Ochsensohn: „Du bist klug und stark, mach mich von der Eiche los, so will ich dir noch einen Rat geben." — „Du magst da bleiben," er glaubte ihm nicht, ließ den Alten am Baum und sie zogen weiter.

Sie ritten lange, bis sie dahin kamen, wo das von dem Drachen entführte Mädchen war. Es war ein prächtiges Schloß, ringsherum von einer so hohen Mauer umgeben, daß nur ein Vogel hinüberfliegen konnte. Da warfen die Brüder die eisernen Haken auf die Mauer, und die Mauer neigte sich nach vorn, und sie

kletterten an den Haken in die Höhe. So gelangten alle drei auf die Mauer, und einer nach dem andern ließ sich auf der Innenseite an den Haken hinunter in den Schloßhof. Die Haken ließen sie hängen, damit sie wieder heraus konnten.

Dann betraten sie zu dritt einen Saal in dem Schlosse. Dort sahen sie ein hübsches Mädchen, das fragte: „Wie seid ihr getauften Menschenkinder hier hereingekommen? Hier lebt ein riesiger Drache, mit zwölf Köpfen, der hat schon viele Menschen gefressen und getötet. Außer mir und zwei andern Mädchen ist keine Menschenseele im Schloß. Ich bin die Tochter einer Magd, in der zweiten Kammer ist die Tochter eines Edelmannes und in der letzten Kammer wohnt eine Königstochter, Jelena Prekrasnaja (Schöne Helena) ist ihr Name."

Da ließ der Ochsensohn die Brüder bei dem Mädchen, und er selbst ging weiter, das zweite Mädchen zu suchen. Er gelangte auch zu ihr, und sie wies ihn zur Königstochter. Als er bei dieser eintrat, kam sie auf ihn zu und sagte: „Ihr seid umsonst gekommen, arme Männer, heraus kommt ihr nicht wieder, ihr werdet getötet werden. Mein Gatte, der mich bewacht, ist ein zwölfköpfiger Drache." Dann zeigte sie ihm sein Schwert, das an der Wand hing, und sprach: „Dort hängt sein Schwert an einem Mähnenhaar. Nimm es, versuch, es zu heben! Kannst du es bewegen? Er schwenkt das Schwert wie einen Pfriemen in der Hand. Dort in der Ecke die große Keule, die schwingt er wie ein Stöckchen." Der Ochsensohn faßte nach dem Schwert, aber so sehr er sich auch abmühte, er konnte es nicht bewegen. Da sagte die Königstochter: „Komm her und trink von diesem Zaubertrank!" Und sie gab ihm ein paar Fläschchen von dem Zaubertrank zu trinken. Da konnte er das Schwert heben, aber es wurde ihm noch sehr schwer. Und er ging zum zweitenmal hin und schlürfte von dem Trank, da durchströmte ihn Kraft, und er schwang das Schwert wie einen Löffel. Jelena Prekrasnaja aber sagte zu ihm: „Hier haben wir noch zwei Krüge mit Zaubertränken; rechts in dem Krug ist ein Trank, der die Kraft vermehrt und hier zur Linken ein Trank, der die Kraft schwinden läßt, die müssen wir jetzt miteinander vertauschen. Nimm das Schwert mit dir,

komme, was da wolle. Wenn ein Kampf zwischen euch entsteht, so schone dich nicht." Dann gab sie ihm noch ein winzig kleines Fläschchen und sagte: „Nur in der äußersten Not trink hiervon, dann hältst du aus. Nun, Gott befohlen, verrat mich nicht!" Der Ochsensohn kam zu den Brüdern und sprach: „Paßt auf, wenn der Drache hinter mir herkommt, weicht mir nicht von der Seite! Wenn er mich tötet, so tötet er euch auch, und wenn ich davon komme, sind wir alle gerettet."

Da hörte man ein Geräusch, wie das Grollen des Gewitters am Himmel, das noch ein paar Werst weit entfernt ist. Wie das Rollen des Donners nahte sich dröhnend der Drache dem Schloß. Als er in den Garten kam, fragte er die Königstochter: „Wie ist der Russe hereingekommen? Nach russischer Luft riecht das Schloß." Und Jelena antwortete: „Was kann ich dazu, es kam ein Mann herein und nahm dein Schwert hier von der Wand." — „Aha!" Er nahm die Keule in die Hand und rief: „Komm nur her!" Mehr sprach er nicht. Da kam der Ochsensohn auf ihn zu und schlug ihm mit dem Schwert drei Köpfe ab. Doch wie ihm der Drache mit dem Prügel eins über den Kopf ziehen wollte, hieb er daneben und schlug ihm die Lenden blutig. Da hieb der Held wieder mit dem Schwert auf ihn ein und schlug ihm noch einen Kopf ab. Da stöhnte der Drache: „Sollen wir weiter kämpfen oder Frieden machen? Wenn du willst, ich bin dazu bereit." Beide waren in Not, der eine hatte vier Köpfe verloren, dem andern waren die Lenden blutig geschlagen. Und der Drache fragte: „Wollen wir nicht erst einen Schluck Wasser trinken?" — „Warum nicht? Laß uns gehen," antwortete der Held. Der Drache ging nach der rechten Seite, um zu trinken, und sprach zu dem andern: „Trink du da drüben, ich trinke hier." Aber die Krüge waren vertauscht. Die Kraft des Drachen schwand, und die des Ochsensohnes nahm zu. Dann schritten sie aufs neue zum Kampfe: „Laß uns jetzt wieder kämpfen!" Wie sie den Kampf wieder aufnahmen, ließ ihn der Ochsensohn nicht mehr zum Schlage kommen, er hieb ihm mit dem Schwert noch vier Köpfe auf einmal ab. Da brummte der Drache das Mädchen an: „Jelena, bring jetzt den Zaubertrank, das letzte Fläschchen,

mein beſtes Fläſchchen." Aber der Ochſenſohn höhnte: „Sieh her, wo dein Fläſchchen iſt!" Er ſetzte es an den Mund, und dann hieb er ihm mit einem Schlag die noch übrigen Köpfe ab.
Nachdem er das Ungeheuer getötet hatte, ging er zu dem Mädchen. Und ſie feierten ein fröhliches Feſt, mit gutem Eſſen und Trinken, und alle waren vergnügt. Und die Königstochter gab dem Ochſenſohn einen Ring von ihrer Hand, in dem ihr Name ſtand, und ſagte: „Weil du mein Erlöſer biſt, ſo ſei auch mein Bräutigam."
Danach überlegten ſie, wie ſie davonkämen, ſie mußten wieder an denſelben Haken in die Höhe klimmen, die Mädchen in die Höhe heben und ſelbſt hinüber kommen. Zuerſt ſtiegen die Brüder hinüber, und der Ochſenſohn reichte ihnen die Tochter der Magd, dann hob er des Edelmanns Töchterlein hinauf, aber als er ihnen die Königstochter geben wollte, ſprachen die Brüder untereinander: „Die Königstochter wird er wohl ſelbſt zur Frau nehmen wollen, weil er ihr Befreier iſt, und wir bekommen hinterher die ſchlechtern." Und der Königsſohn meinte: „Das Mädchen nehme ich zur Braut, und des Edelmanns Töchterchen nimmſt du. Die Tochter der Magd nehmen wir ſo mit, die wagt niemandem etwas zu verraten. Den Bruder aber laſſen wir drin. Hätte er den Ochſenwirt damals von der Eiche losgemacht, ſo hätte der ihn hierauf vorbereitet."
Diesmal war der Ochſenſohn ſehr dumm. Er hätte ſelbſt vorausſteigen und die Mädchen hinüberheben und die Brüder zuletzt holen ſollen, dann wäre er ihrer Bosheit entgangen. Nun, da er als letzter drinnen blieb, geſchah es, daß ihn die Brüder emporzogen, um ihn von oben hinabſtürzen zu laſſen, ſo daß er in Stücke zerſchmetterte. Dann zogen die beiden auf ihren Pferden mit den Mädchen nach Hauſe, aber den Bruder ließen ſie mit zerbrochenen Knochen tot liegen.
Nach einiger Zeit kam zu dem Platz ein Kranich geflogen, der ſah den Toten, und es fiel ihm ein, daß derſelbe Mann einmal ſeine Jungen vor einer Hagelwolke geſchützt hatte. Er flog herbei, ſetzte ſich auf ihn und ſuchte die Stücke zuſammen. Er beſprengte ihn mit Totenwaſſer, da wurde der Körper wieder ganz, dann

brachte er Wasser des Lebens und benetzte ihm die Lippen, da wurde der Held wieder lebendig. Und er sprach: „Huhu, wie lange habe ich geschlafen!" Und der Kranich antwortete: „Du hättest bis in die Ewigkeit geschlafen, wenn ich nicht gewesen wäre. Denk an deine Guttat!"

Da ging der Ochsensohn aus dem Schloß und ging weiter durch das Land, und nachdem er lange gegangen war, kam er an eine Höhle. Er sah hinein, da gewahrte er im Innern der Erde einen Lichtstreifen, das war ein anderes Land. Und als er dem Lichtstreifen nachgehen wollte, fiel er zu Boden und erwachte in einem prächtigen großen Walde, am Rande eines Sumpfes, so daß er nicht wußte, wohin er gehen sollte. Da kam ein großer Vogel zu ihm, der sprach: „Noch ist es eine weite Strecke bis zu deinem Reich, aber wenn du mir von deinem eigenen Fleisch zu kosten gibst, wenn ich dich auf dem Rücken trage, so will ich dich dorthin bringen." Da setzte er sich auf den Rücken des Vogels, und er versprach dem Vogel den Anteil. Ein Messer hatte er bei sich. Sie flogen so lange, bis der Mann fragte: „Ist es noch weit?" — „Noch ist es weit," sprach der Vogel, „wenn ich den Kopf umwende, so halte ein Stück Fleisch bereit." Und der Vogel wendete den Kopf um, da schnitt er sich mit dem Messer ein Stück Fleisch aus dem Schenkel und steckte es dem Vogel in den Schnabel, dann flogen sie wieder weiter. Sie flogen so lange, bis der Vogel zum zweitenmal den Kopf umwendete, da gab er ihm aus dem andern Schenkel ein Stück in den Schnabel.

Als der Vogel zum zweitenmal gegessen hatte, brachte er den Ochsensohn zu dem Schlosse, wo sie dem Königssohn, seinem Bruder, die Hochzeit bereiteten. Der wollte die Königstochter heimführen, die er vom Drachen befreit hatte. Und er ging ins Schloß, weil ihm die Füße versagten, und blieb über Nacht dort. In dem Schlosse erfuhr er, daß morgen die Hochzeit sein sollte, und sie fragten ihn, ob er nicht zur Hochzeit die Kantele spielen wolle. Da ging er in den Hochzeitssaal und begann zu spielen. Er griff in die Saiten und spielte für die Braut, die auf dem Stuhle saß. Und die Braut erkannte den Ring an seinem Finger, sprang vom Stuhl und rief: „Das ist der Held, der mich er-

löst hat!" Dann erzählte sie die ganze Geschichte, wie sie geschehen war.

Da wurden die Brüder, die ihn umgebracht hatten, an die Schweife von Rossen gebunden und geschleift, aber den Ochsenbruder machten sie zum Königssohn und zum Erben des Reiches, und er feierte mit Jelena, der Königstochter, Hochzeit.

13. Der Besenbinder und der König

Es war einmal ein alter Mann, der konnte nichts weiter, als im Walde Reiser schneiden und Besen daraus binden. Er lud sich eine Fuhre voll und machte sich damit nach der Stadt auf. Unterwegs begegnete ihm der König, aber er wußte nicht, daß es der König war. Und der König sprach zu dem Alten: „Nimm mich mit nach der Stadt, ich bezahle dir, was du willst!" Der alte Mann nahm ihn hinter sich in den Schlitten, und sie fuhren fort.

Als sie im Fahren waren, nahm der König alle Besen und warf sie aus dem Schlitten auf den Weg. Der alte Mann aber hatte nichts davon gemerkt, bis sie in die Stadt kamen. Als er da hinter sich in den Schlitten guckte, war kein Besen mehr da. Er fing an, den König zu schelten: „Warum hast du meine Besen fortgeworfen, du Lümmel, jetzt krieg ich kein Brot ins Haus." Da sprach der König: „Verklag mich, wenn du willst!"

Da verklagte er ihn und erzählte auf dem Gericht, daß er ihn unterwegs auf den Schlitten genommen und in die Stadt gebracht habe, und daß jener ihm zum Dank dafür alle Besen aus dem Schlitten geworfen habe. Da sagten die Gerichtsherren: „Er wird dich schon bezahlen, wenn er dir Unrecht getan hat."

Am nächsten Tage gingen sie beide aufs Gericht. Der König warf hundert Taler auf den Tisch, um die Gerichtsherren zu gewinnen, und sie sprachen den König frei — wußten aber auch nicht, daß es der König war.

Wie sie nun beide aus dem Gerichtshof kamen, der König und der alte Mann, sagte der König zum Alten: „Verklag mich noch

einmal, wenn du willst." Und der Alte verklagte ihn zum zweitenmal, bei einem höheren Gericht. Da sagten sie ihm wieder: „Er bezahlt dich schon, wenn er dir Unrecht getan hat." Am folgenden Tag wurden beide vor Gericht geladen, hier gaben sie dem König wieder Recht und dem Alten Unrecht, denn sie sagten: „Warum hast du ihn betrunken auf den Schlitten genommen?" Da verklagte ihn der Besenbinder zum drittenmal, bei der höchsten Gerichtsbarkeit. Der König aber gab wieder Geld, und sie richteten den armen Mann.

Dann gingen sie fort aus dem Gerichtssaal, und der König bestellte ihn zu sich ins Schloß. Er schenkte ihm achthundert Taler und sagte: „Geh jetzt nach Hause und mach dir ein gutes Segelboot! Dies ist der Lohn für die Arbeiter. Dann flicht dreitausend Paar Rindenschuh und komm am Johannistag in die Stadt unten zur Brücke beim Schloß! Hier verkauf die Schuhe, doch das Paar nicht unter drei Talern!" Und der König veranstaltete am Johannistage ein großes Fest und gab den Befehl: „Alle müssen zu dem Fest in Rindenschuhen erscheinen," und er machte bekannt, daß an dem Tage neben der und der Brücke welche zu kaufen seien.

Da verkaufte der Mann seine ganze Ware, denn die Kaufleute und alle andern liefen dahin, wo ihnen befohlen war, zu kaufen. Alle kauften sich Schuhe, für drei Taler das Paar. So bekam der arme Mann reichlich wieder, was er an der Fuhre verloren hatte. Die Gerichtsherren aber wurden aus ihrem Dienst entlassen, weil sie ehrlos gerichtet hatten.

14. Das böse Weib

Es war einmal ein Mann, der hatte eine böse Frau, die war so bös, daß er nicht mit ihr leben konnte. Was sie tun sollte, das tat sie nicht, und was sie nicht tun sollte, das tat sie. Da wollte er sie aus dem Weg schaffen. Er machte sich auf, um in den Wald zu gehen, und sagte zu seiner Frau: „Du kommst nicht mit in den Wald." Aber die Frau antwortete: „Ich komme doch mit."

— „Wenn du mitwillſt, laß den Sack zu Hauſe!“ Da ſagte ſie: „Den nehme ich mit.“ — „Wenn du den Sack mitnimmſt, ſteck keine Steine hinein,“ ſprach der Mann. Und die Frau antwortete: „Das tue ich doch.“ Dann gingen ſie zuſammen in den Wald und kamen an einen Sumpf. Sie gingen am Sumpf entlang weiter, da kamen ſie an eine Quelle. Und der Mann ſagte zu ſeiner Frau: „Beug dich nicht über die Quelle.“ Aber ſie tat es doch und fiel in die Quelle und blieb auf dem Grund. Da machte ſich der Mann auf den Heimweg.

Er kam nach Hauſe und lebte drei Tage vergnügt. Dann jammerte es ihn, und er ſprach: „Ich gehe zu dem Ort und ſuche ſie.“ Er nahm einen Strick und eine Axt mit und ging in den Wald. Als er an der Quelle war, band er die Axt an das Ende des Strickes und ließ den Strick in die Quelle hinunter. Dann verſuchte er zu ziehen. An dem Strick hing etwas. Er zog und zog ſo lange, bis es ſichtbar wurde — da hing der Teufel am Strick. Als er den ſah, erſchrak er und wollte ihn wieder hinunterlaſſen, aber der Teufel flehte: „Laß mich nicht fallen, laß mich nicht fallen, zieh mich heraus! Ich lohne es dir, wenn du mich herausziehſt.“ Und er tat es. Dem Teufel aber war ein Horn zerſchlagen, das böſe Weib hatte ihm mit dem Sacke das Horn zerſchlagen. Und er erzählte dem Manne: „Es kam ein ſo böſes Weib da hinunter, wie es nichts Böſeres auf der Welt gibt. Das ſchlug mir das Horn entzwei.“ Und der Teufel verſprach dem Mann, ihn ganz reich zu machen. „Aber,“ ſagte er, „das kann ich nur, wenn ich in die Königin hineinfahre und ſie krank mache. Dann kommſt du und machſt ſie wieder geſund.“ — Der Mann hatte aber ſchon früher Menſchen geſund gemacht, die viele Jahre krank geweſen waren.

So geſchah es, daß die Königin erkrankte, aber weder der Feldſcher, noch ſonſt wer konnte ſie geſund machen. Da fanden ſie endlich einen, der ihnen ſagte, daß es dort hinterm Walde einen Mann gebe, der ſie geſund machen könne. Er wurde zu ihr gerufen, und ſie fragten ihn: „Kannſt du ſie geſund machen?“ Da ſagte der Teufel zu ihm: „Sprich, daß du es kannſt.“ Und der Mann ſprach: „Ja, ich mache ſie geſund.“ Er behandelte ſie viele

Tage. Da verließ der Teufel die Königin, und sie wurde gesund. Der König aber gab dem Manne viel Geld, und er wurde reich.

15. Bruder und Schwester und die goldlockigen Königssöhne

Es war einmal eine Frau und ein Mann, die hatten zwei Kinder, ein Mädchen und einen Knaben. Frau und Mann starben beide und ließen die Kinder zurück. Die wuchsen heran und lebten in herzlicher Eintracht miteinander. Da nahm sich der Bruder eine Frau. Er ging in den Wald und sagte zu seiner Schwester: „Lebe wohl!" Als er wieder aus dem Walde kam, sagte er: „Grüß Gott, Schwesterlein!" Der Tag verging, es kam der zweite Tag, der Bruder ging wieder in den Wald und sagte wieder: „Lebe wohl, Schwesterchen!" Da wurde die junge Frau böse, daß er und die Schwester miteinander so herzlich waren. Während er fort war, ging sie hin und tötete ihm ein Pferd. Wie der Mann am Abend nach Hause kam, sagte er wieder: „Grüß Gott, Schwesterchen!" Da sprach die Frau: „Sieh nur, was deine gute Schwester gemacht hat, das Pferd hat sie getötet!" Und der Bruder antwortete: „Die Stute schenkt uns andere." Dann ging er den dritten Tag in den Wald. Aber die Frau war noch ärgerlicher, daß der Bruder über das Pferd nicht einmal böse geworden war. Da tötete sie ihren kleinen Knaben, ihr eigenes Kind. Sie legte das Kind noch an demselben Abend auf die Schwitzbank in die Badestube. Darauf kam der Bruder nach Hause und sprach: „Grüß Gott, Schwesterlein." Und die junge Frau sagte: „Sieh her, was deine Schwester Gutes getan hat, das Kind hat sie umgebracht." Da nahm der Bruder seiner Schwester die Kleider weg, brachte sie nackt in den Wald und ließ sie dort. Sie lief zu einer großen Tanne, die im Innern hohl war, und verkroch sich darin. Es geschah aber, daß der König im Walde jagte, und des Königs Hunde fingen an zu bellen, als sie zu der Tanne kamen, sie bellten die Tanne an. Da kam der König herbei, um zu sehen, warum die Hunde bellten. Und er fragte: „Bist du getauft, du in

dem Baum da?" Da antwortete das Mädchen im Baume: „Ja, ich bin getauft." — „Wenn du getauft bist, so komm heraus!" Und das Mädchen sprach: „Ich schäme mich zu kommen, denn ich bin nackt." Aber schließlich mußte sie doch herauskommen. Da nahm sie der König mit nach Hause. Sie lebten eine Zeitlang zusammen, dann wurde sie seine Frau.

Danach fuhr der König mit seinen Schiffen zu andern Königen zu Besuch. Seine Frau blieb daheim, weil sie guter Hoffnung war, und sie gebar ihm während der Zeit zwei goldlockige Knaben. Es war aber eine böse Frau um sie, die schrieb an den König: „Deine Frau hat zwei jungen Hunden das Leben geschenkt." Als der König nach Hause kam, fragte er seine Frau: „Was hat uns Gott gegeben?" Und die Königin sagte: „Ich habe dir ja einen Brief geschickt." Da befahl der König: „Jagt die Hunde über neun Meere, über zehn kalte Seen!" Und sie jagten die goldlockigen Knaben fort, und der Teufel holte sie sich. Dann ging der König wieder in andere Reiche, und die Königin gebar ihm unterdessen wieder zwei goldlockige Knaben. Wieder schrieb die böse Frau, die bei ihr war, an den König: „Die Königin hat zwei junge Hunde zur Welt gebracht." Da sandte der König einen Brief heim: „Bringt sie über neun Meere und zehn kalte Seen zu dem Teufel!" Und der Teufel holte die Kinder. Als der König wieder nach Hause kam, fragte er seine Frau: „Was hat uns Gott geschenkt?" Die Königin sagte: „Du hast doch einen Brief bekommen, darin stand es ja." Dann ging er abermals von Haus fort, und die Königin blieb in guter Hoffnung zurück, und sie gebar zum drittenmal zwei goldlockige Knaben. Und die Alte schrieb: „Deine Frau hat zwei junge Hunde geboren." Da schrieb der König zurück: „Bringt sie über neun Meere und zehn kalte Seen zu dem Teufel!" Und der Teufel entführte sie wieder. Dann ging der König auf die Jagd. Als er fort war, bekam seine Frau ein siebentes Söhnchen, ein ganz einfaches Kind. Sie schickten dem König einen Brief, darin stand: „Die Königin hat einen Bauernsohn geboren." Und der König erließ den Befehl: „Steckt Mutter und Kind in ein Teerfaß und werft sie ins Meer." Da taten sie, wie ihnen befohlen war.

Mutter und Kind trieben auf dem Meere, da sagte der Knabe zu seiner Mutter: „Ich stoße dem Faß den Boden aus.“ Und die Mutter sprach: „Das tue nicht, mein Kind, noch sind wir in Gefahr.“ Und das Faß trieb weiter und weiter auf den Wogen des Meeres. Wieder sprach der Knabe: „Ich stoße den Boden aus,“ denn sie kamen dem Ufer nah. Da sagte die Mutter: „Nun, stoß ihn aus!“ Dann stiegen sie ans Ufer und legten sich schlafen. Und während sie schliefen, kam ein alter Mann zu ihnen, das war unser Herrgott, der wollte den Knaben aufheben: „Steh auf, Knabe,“ sprach er, „ich will dir eine Hütte von Tannenzweigen machen.“ Aber der Knabe stand nicht auf, er schlief immer fort. Wieder wollte ihn Gott aufheben: „Steh auf, Junge, steh auf! Du sollst eine Hütte aus Tannenzweigen haben.“ Da stand der Knabe auf, und Gott gab ihm einen Stab in die Hand und sprach: „Damit schlage dreimal auf diesen grauen Stein!“ Der Knabe ging hin, schlug dreimal auf den Stein, da stieg ein goldenes Schloß aus der Erde, ringsherum war alles Garten, wo die Vögel in den Bäumen sangen, und alles mögliche Gute war da.

Das Bauernbübchen aber sagte zu seiner Mutter: „Backe mir Kuchen aus Muttermilch, ich will hingehn und meine Brüder suchen, die der Teufel geholt hat.“ Am andern Tage buk die Mutter einen Kuchen aus Muttermilch. Der Knabe setzte sich auf einen Balken und schwamm über neun Meere und zehn kalte Seen. Dann ging er in das Haus des Teufels und legte den Kuchen auf einen Stuhl. Da kamen die Knaben aus dem Walde, zuerst zwei, die versuchten den Kuchen. Der Bauernbub aber hatte sich hinter den Ofen verkrochen. Und die Knaben sprachen: „Ah, was ist das für ein süßer Kuchen, wie aus Muttermilch gebacken.“ Nun kamen die andern auch aus dem Wald, vier Knaben. Da sagten die Brüder zu ihnen: „Versucht einmal den Kuchen! Der schmeckt wie aus Muttermilch gebacken, so süß.“ Sie versuchten den Kuchen und aßen ihn auf. Jetzt kam der Bruder hinterm Ofen hervorgekrochen und sagte: „Ich bin euer Bruder und komme, um euch von hier fortzuholen.“ Da sagten sie: „O weh! Wohin sollen wir dich verstecken? Gleich kommt der Teufel nach Hause.

Kriech geschwind hinter den Ofen, Bruder, und rühr dich nicht!" Als nun der Teufel aus dem Walde kam, sprach er: „Huhu, es riecht nach einem Fremden hier." Und die Kinder sprachen: „Ein Vogel ließ seinen Mist in die Stube fallen, wir wollten ihn abwaschen, aber er ging nicht fort, das wirst du riechen." Da warf sich der Teufel aufs Bett, um zu schlafen, er hatte sechs Köpfe und sechs Füße. Die Kinder aber standen auf und krauten ihm einen Fuß, da fiel ihm ein Auge zu. Sie krauten und krauten ihm den zweiten, da schlief er mit dem zweiten Auge, dann krauten sie ihm den dritten Fuß, und so machten sie es fort, bis er alle Augen geschlossen hatte. Hierauf setzten sich alle sieben Brüder auf den Balken und kamen ohne Lärm davon, denn den Bösen hatten sie eingeschläfert. Als aber der Böse erwachte und die Jungen nicht sah, machte er sich auf die Suche. Die Knaben hörten, daß er ihnen nachkam, denn der ganze Wald dröhnte, und das Meer toste, und sie jagten um so schneller auf ihrem Balken vorwärts. Sie gelangten auch glücklich ins Schloß und warfen die Türen hinter sich zu, daß der Teufel nicht hineinkam. Dann schrieben die Knaben an den König, ihren Vater: „Komm und besuch uns."

Ihr Vater aber hatte inzwischen die Tochter der bösen Frau geheiratet. Da sprach der König zu seiner Gattin: „Backe mir eine Pastete, ich will meine Kinder besuchen." Aber die Frau antwortete: „Was willst du denn dort machen? Geh lieber in den Garten, wo die Vögel singen, und der Sommer die Früchte an den Bäumen reift!" Da ging er in den Garten und teilte die Pastete unter die Vögel und ging nicht zu seinen Kindern. Die sieben Brüder, die sechs goldlockigen Knaben und der Bauernbub, aber lebten mit ihrer Mutter zusammen im goldenen Schloß.

Nun geschah es, daß der König einmal mit seinem Hofe auf die Jagd ging. Er kam bis zu dem goldenen Schloß, da wurde es dunkel, und sie fanden den Weg nicht mehr zurück. Da klopfte er an die Pforte des Schlosses und fragte: „Kann ich hier die Nacht unterkommen?" Und die Mutter der Kinder sprach: „Wir haben wohl Platz für dich." Allen sechs Knaben waren die Locken zugebunden, damit der König nicht sehen sollte, wie die Goldköpfe

leuchteten, und der Bauernbub saß mit seiner Mutter auf der Treppe in Angst. Da trat der König in die Vorhalle und fragte die Frau — er wußte nicht, daß es seine Frau war —: „Wer kann hier im Hause eine Geschichte erzählen?“ Und sie antwortete: „Ich weiß nicht, vielleicht kann es mein jüngster Sohn.“

Da kam der Bub, um dem König eine Geschichte zu erzählen. Und er begann: „Es war einmal ein Mann und eine Frau, die starben beide, und sie ließen ein Mädchen und einen Knaben zurück. Der Knabe wuchs heran und lebte mit seiner Schwester in herzlichster Eintracht. Da nahm sich der Bruder eine Frau. Als sie verheiratet waren, wurde die junge Frau ärgerlich, daß Bruder und Schwester immer noch so herzlich zueinander waren. ‚Wenn ich sie doch entzweien könnte,‘ dachte sie. Und der Bruder ging in den Wald und sagte: ‚Lebewohl, Schwesterchen!‘ Da tötete ihm seine Frau, während er fort war, ein Pferd. Wie er am Abend nach Hause kam, sagte er: ‚Grüß Gott, Schwesterchen!‘ Da sagte die junge Frau: ‚Sieh nur, was deine gute Schwester gemacht hat.‘ Aber er antwortete: ‚Die Stute schenkt uns andere.‘ Dann ging er den zweiten Tag in den Wald. Sie hatten aber ein Söhnchen, ein ganz kleines Kind, das nahm sie an dem Tage und tötete es. Als es Abend wurde, kam der Bruder nach Hause und sagte wieder: ‚Grüß Gott, Schwesterchen.‘ — Da lief die junge Frau auf ihn zu: ‚Sieh her, was deine Schwester Gutes getan hat, dein Kind hat sie umgebracht.‘ Und der Bruder zog der Schwester die Kleider aus und brachte sie nackt in den Wald und ließ sie dort. Das Mädchen lief und lief den Wald entlang und schlüpfte in eine Tanne, die im Innern hohl war.

Und es geschah, daß der König im Walde jagte, und des Königs Hunde fingen an zu bellen, als sie zu der Tanne kamen. Da kam der König herbei und fragte: ‚Bist du getauft, du in dem Baum da?‘ Da antwortete das Mädchen: ‚Ja, ich bin getauft.‘ — ‚Wenn du getauft bist, komm heraus!‘ Dann nahm sie der König mit nach Hause, zog ihr schöne Kleider an — (der König aber saß auf dem Stuhl, und es redete niemand als der Knabe) — und er heiratete das Mädchen.

Danach fuhr der König mit seinen Schiffen in andere Königreiche. Seine Frau blieb daheim, weil sie in guter Hoffnung war, und sie gebar ihm während der Zeit zwei goldlockige Knaben. Es war aber eine böse Frau um sie, die schrieb an den König: ‚Deine Frau hat zwei jungen Hunden das Leben geschenkt.' Da befahl der König: ‚Jagt die Hunde über neun Meere, über zehn kalte Seen.' Und sie jagten die goldlockigen Knaben fort, und der Teufel holte sie sich. Dann ging der König wieder weg, und die Königin gebar wieder zwei goldlockige Knaben. Wieder schrieb die böse Frau: ‚Die Königin hat zwei junge Hunde zur Welt gebracht.' Und der König sandte einen Brief heim: ‚Bringt sie über neun kalte Meere und zehn kalte Seen.' Dann ging der König abermals von Haus fort, und die Königin bekam zum drittenmal zwei goldlockige Knaben. Aber die Alte schrieb: ‚Deine Frau hat zwei junge Hunde geboren.' So entführte ihr der Teufel alle Kinder. Dann ging der König auf die Jagd. Als er fort war, bekam seine Frau ein siebentes Söhnchen, ein ganz einfaches Kind. Sie schickten dem König einen Brief, darin stand: ‚Die Königin hat einen Bauernsohn geboren.' Und der König befahl: ‚Steckt Mutter und Kind in ein Teerfaß und werft sie ins Meer.' Das taten sie auch.

Mutter und Kind trieben auf dem Meere, da sagte der Knabe: ‚Ich stoße dem Faß den Boden aus,' denn sie kamen dem Ufer nah. Und er stieß ihm den Boden aus. Dann stiegen sie ans Ufer und legten sich schlafen. Und während sie schliefen, kam der Herrgott zu ihnen und sprach: ‚Steh auf, Knabe!' und er gab ihm einen Stab und sagte: ‚Damit schlage dreimal auf diesen Stein.' Der Knabe tat also, da stieg ein goldenes Schloß aus der Erde. Da sagte das Kind zu seiner Mutter: ‚Backe mir Kuchen aus Muttermilch, ich will hingehen und meine Brüder suchen, die der Teufel geholt hat.' Und die Mutter buk einen Kuchen aus Muttermilch. Der Knabe setzte sich auf einen Balken und schwamm über neun Meere und zehn kalte Seen, kam in das Haus des Teufels und befreite alle seine Brüder.

Danach schrieben die Knaben an den König, ihren Vater: ‚Komm und besuche uns.' — Aber der König kam nicht, seine Frau hatte

ihn nicht fortgelassen (der König aber hörte immer zu, wie der Knabe erzählte), sie hatte ihm gesagt: ‚Geh in den Garten, wo die Vögel singen, und der Sommer die Früchte an den Bäumen reift.' Und er ging hin in den Garten und ging nicht zu seinen Kindern. Die sieben Brüder, die sechs goldlockigen und der Bauernbub, aber lebten mit ihrer Mutter im goldenen Schloß.

Da ging einmal der König auf die Jagd, er kam bis zu dem goldenen Schloß, und es wurde dunkel, und er konnte nicht mehr zurück. Dann war er ins Schloß gekommen und hatte um ein Nachtlager gebeten. Dort hatte er gefragt: ‚Wer kann hier im Hause eine Geschichte erzählen?' — — —"

Als nun der König in Gedanken versunken dasaß, kamen die sechs goldlockigen Knaben hinter dem Ofen hervor, und als ihnen die Binden abgenommen wurden, ging ein Glanz von ihren Häuptern aus, daß das ganze Schloß erstrahlte, und der König nahm das Weib zu sich und alle sieben Söhne. Als sie aber nach Hause kamen, ließ er die böse Frau und ihre Tochter in Strohgarben binden und verbrennen. Danach gingen sie alle ins Schloß, und sie leben dort bis zum heutigen Tag.

16. Was ist besser: Wahrheit oder Lüge?

Ein Mann diente für einen Silbergroschen. Er war ein guter und rechtschaffener Mensch ohne jegliche Falschheit. Als er für einen Groschen ein Jahr gedient hatte, ging er fort. Er kam auf eine Brücke, die über den Fluß führte, warf den Groschen ins Wasser und sprach: „Wenn ich diesen Sommer mehr Lohn bekomme, so mag der Silberling wieder heraufkommen, wenn nicht, mag er auf den Grund fallen." Der Groschen fiel ins Wasser und blieb auf dem Grunde. Er ging ein zweites Jahr hin, diente für einen Silbergroschen und sprach: „Gut kann ich zwar nicht leben, aber ich will noch dieses zweite Jahr dienen." Als das Jahr um war, ließ er den Groschen wieder von der Brücke auf den Grund fallen. Und er ging hin und diente noch ein drittes Jahr für einen Groschen. ‚Warum sind nur die zwei Silber-

linge auf dem Grunde geblieben?' Als er das dritte Jahr abgedient hatte, bekam er den dritten Groschen. Und wie er ihn bekommen hatte, sagten sie zu ihm: „Vergelt's Gott." Da warf er auch den dritten Silbergroschen ins Wasser, aber der brachte die beiden andern vom Grund in die Höhe. Da nahm er sein Geld und ging fort.

Unterwegs begegnete ihm ein Mann, mit dem begann er darüber zu streiten, was besser in der Welt sei: Wahrheit oder Lüge. Er, der für drei Groschen als Knecht gedient hatte, sagte: „Die Wahrheit ist besser." Aber der andere sprach: „Die Lüge ist besser." Wer von ihnen beiden Unrecht hatte, der sollte ins Meer gehen. Das hörte ein Mann und kam dahin, wo die beiden stritten. Da fragten sie den Mann: „Was ist besser in der Welt: Wahrheit oder Lüge?" Aber der Mann war schlecht, der ihnen zugehört hatte, und sprach: „Die Lüge ist besser." — „Du mußt ins Meer!" rief der andere, „weil die Wahrheit schlechter ist als die Lüge!" Da mußte er gehen, weil es so bestimmt war. Der für drei Silbergroschen gedient hatte, mußte ins Meer. Und er ging hin und weinte.

Am Ufer des Meeres aber stand ein alter Mann mit einer Holzschaufel in der Hand. Der fragte ihn: „Wohin willst du denn?" Er antwortete: „Ich will ins Meer." — „Warum willst du denn ins Meer?" „Weil die Wahrheit in der Welt für schlechter gilt als die Lüge." Da gab ihm der Alte seine Schaufel und sprach: „Setz dich auf die Schaufel, wohin sie dich trägt, dahin gehe, sie läßt dich nicht untergehn." Und er setzte sich auf die Schaufel, die flog wie ein Pfeil über das Wasser bis zu einer Insel. Auf der Insel stand ein stattlicher großer Baum, eine Kiefer. Und der Mann stieg für die Nacht auf die Kiefer, denn schon wurde es dunkel.

Da flogen viele Teufel umher, und drei Teufel machten unter dem Baum ein Feuer an. Sie setzten sich um das Feuer und erzählten einander, wo sie den Tag über herumgegangen und geflogen waren. Der erste Teufel begann: „Ich kam über ein prächtiges Land, ein köstlicher Duft erfüllte den Boden, dort habe ich keine Menschen verführen können." Der zweite sprach: „Ich habe

viele verführt, unter die Kinder trug ich Streit, das ganze Dorf kam in Uneinigkeit durch mich." Dann prahlte der dritte: „Ich habe es gut gemacht, ich nahm der Königstochter beim Abendmahl das geweihte Brot aus dem Munde, und darüber wurde sie verrückt." — „Nun," fragten die andern, „wie kann sie denn wieder gesund werden?" Da sprach der Teufel: „Wenn sie eine Kirche bauten und in die Kirche eine Schmiede, und brächten sechs Schmiede dorthin, die mich als Kröte unter der Kirchensäule wegnähmen, ins Feuer würfen und auf mir herum hämmerten, bis ich das geweihte Brot hergäbe, dann würde die Königstochter wieder gesund; der Pfarrer segnete das Brot und gäbe es dem Mädchen zurück."

Da wurde es Tag, und die Teufel flogen wieder davon. Der Mann ließ sich vom Baum herunter, setzte seine Mütze auf, ging wieder zum Ufer und erzählte dem Alten, was er erlebt hatte. Da riet ihm der Alte: „Geh zum König!" Er ging zum König und gab ihm Bescheid, wie seine Tochter gesund werden könnte. Sie bauten eine Schmiede und hämmerten den Teufel und bekamen das geweihte Brot zurück. Dann reichten sie es dem Mädchen, das Mädchen genas, und der König gab seine Tochter dem armen Manne zur Frau, und er wurde steinreich.

Eines Tages begegnete ihm der Mann, mit dem er auf der Landstraße gestritten und der ihn ins Wasser gejagt hatte, der fragte ihn: „Woher hast du denn die schönen Pferde?" — „Die habe ich aus dem Meere," gab er zur Antwort. „Weil du mich ins Meer gejagt hast, bin ich steinreich geworden." Da bat der Mann: „Zeig mir doch nur, wie du hineingegangen bist, so will ich auch hineingehen." Er sprach: „Geh an den Strand, dort sitzt ein alter Mann, der gibt dir eine Schippe." Er ging ans Ufer und bekam eine Schippe, dieselbe, die der andere auch gehabt hatte. Damit gelangte er auf die Insel, und er stieg auf den Baum, wo der andere auch gesessen hatte. Da kamen die Teufel wieder geflogen und guckten nach dem Baum. Sie sahen den Mann im Baume sitzen und riefen ihm zu: „Komm herunter!" Aber er wollte nicht kommen. Als er dann schließlich doch herunter kam, packten ihn die Teufel und fraßen ihn auf. „Du hast

uns zu viel Böses getan. Daß sie mich gehämmert haben, bis ich das geweihte Brot fortgeben mußte, das sollst du mit dem Leben büßen."

17. Wie die Trauerbirke entstanden ist

Ein reicher Mann lauste seiner Tochter den Kopf und fand eine große Laus. Er setzte sie unter einen Topf und ließ sie wachsen. Und die Laus wuchs, bis sie so groß war wie eine Katze. Da tötete er sie, und aus der Haut machte er seiner Tochter Schuhe. Dann rief er alles Volk zusammen, damit sie rieten, aus was für einer Haut die Schuhe gemacht worden seien. Wer es erraten könne, der solle seine Tochter zur Braut haben. Da fanden sich viele ein, die gern des reichen Mannes Tochter zur Braut gehabt hätten.

Hinter dem Hause aber war ein See. Da kam ein Wasserweibchen herauf, das stieg durch den Rauchfang und verwandelte sich in einen alten Mann. Der kroch hinterm Ofen hervor und sprach: „Sie sind aus der Haut einer Laus." Und ein flinker Bursch sprang auf und rief: Ich hab's geraten, ich hab's zuerst gesagt." Da kamen die Leute von der andern Seite auf ihn zu und hießen ihn schweigen. Und der Alte ging hin und wollte das Mädchen zur Frau haben. Aber ihr Vater sprach: „Dir gebe ich meine Tochter nicht, und wenn es sonst was gälte." Und sie selbst sagte: „Dich alten Kerl nehme ich nicht," und lief aus dem Haus. Da entführte sie das Wasserweibchen hinter dem Haus und nahm sie mit sich in den See. Dort hatte sie ein prächtiges Schloß auf einer schönen Insel und einen bunten Garten mit allerhand Beeren und allerlei Vögeln. Und sie hatte einen flinken Jungen, dem gab sie das Mägdlein zur Frau.

Sie lebte dort ein Jahr, das erschien ihr wie eine Woche, sie lebte ein zweites, ein drittes und bekam ein Kind. Sie lustwandelte mit dem Kinde und ihrem Manne in dem Garten, und sie aßen, was sie wollten. Aber eines Tages bekam sie doch Sehnsucht nach Hause. Es kam ihr in den Sinn, ihre Eltern einmal zu besuchen, und sie sagte zu ihrem Gatten: „Es wäre wohl Zeit, daß

ich einmal nach Hause ginge, ich habe jetzt Sehnsucht." Da sagte der Mann: „Du kannst gehen, wann du willst, doch back erst gute Kuchen für die Deinen, nimm alle Beeren für Pasteten!" Und sie buk Pasteten und nahm einen Sack voll Gold für die Ihrigen zum Geschenk mit. Dann hob er seine Frau und ihren Knaben aufs Knie, und sowie er bloß einmal mit ihnen herumflog, waren sie dort am Ufer, von wo sie das Wasserweibchen geholt hatte. Und er beschied sein Weib und sagte: „Wenn du wieder nach Hause möchtest, so ruf am Ufer: ‚Komm, komm, mein Geliebter, und hol mich!' Dann komme ich und hole dich." Die junge Frau ging zu ihrem Vater, und ihr Mann kehrte mit dem Bübchen wieder heim. Am Ufer aber kam ihr viel Volks entgegen, denn sie meinten: „Wer kommt denn da in so feinen Kleidern?" Und sie gab den Leuten die Hand und schenkte ihnen von dem Golde. Dann kam sie nach Hause, aß und trank dort und erzählte dem Vater und den Brüdern, wie sie lebte. Sie erzählte und lobte: „Ich habe dort ein herrliches Leben. Da gibt es so schöne Gärten und Vögel und Beeren, daß einem keine Sehnsucht kommt. Bin ich doch heute nach drei Jahren zum erstenmal nach Hause gekommen."

Da flüsterten ihre zwei Brüder im geheimen miteinander, und sie gingen in den Wald und schnitten sich Knüttel von Erlenholz, damit wollten sie den Schwager totschlagen. Aber das Mädchen fühlte Sehnsucht nach ihrem Manne und ihrem Kind, nach ihrem weichen Lager und allem andern. Es trieb sie heim mit aller Macht. Doch weder Vater noch Mutter wollten sie fortlassen. „Ich kann nicht mehr hier bleiben, ich leide solche Qual und Jammer hier." Sie drängte und drängte, da half kein Verbot mehr. „Wenn du solche Sehnsucht hast, so geh, doch besuch uns bald wieder," baten Vater und Mutter. Da ging sie zum Ufer, ihren Geliebten zu rufen, der mit dem Kind in Sehnsucht ihrer harrte. Und der Geliebte kam. Doch als er ans Ufer stieg, sprangen die Brüder aus dem Walde mit Erlenholzknütteln auf ihn ein und schlugen ihn, daß er tot liegen blieb. Die Schwester aber fing bitterlich an zu weinen: „Warum tatet ihr das?"

Da wurde sie zur Trauerbirke, und der Knabe auf ihrem Arm

zum Aſt an der Birke. Und die Blätter hingen an ihr wie die Locken am Kopf. So blieb ſie in ihrer Trauer und kam nicht mehr zu ihrem Vater und den Brüdern. Sie blieb eine Trauerbirke.

18. Die dankbaren Tiere

Ein Gutsherr ging einmal im Walde ſpazieren, und als er ſo dahinſchritt, fiel er in eine Wolfsgrube. Dort waren aber ſchon vor ihm ein Bär, eine Meerkatze und eine große Schlange hineingefallen. Jedes Tier ſaß in einer Ecke, ſo groß war die Grube. Als der Gutsherr ſeine Gefährten ſah, kriegte er einen furchtbaren Schrecken und ſchrie um Hilfe. Da kam gerade einer ſeiner Unterſaſſen an der Grube vorüber, der hörte die Stimme ſeines Herrn. „Wer iſt denn da drin?“ — „Ich bin es, dein Herr, hilf mir heraus, ſo will ich es dir lohnen.“ Da der Mann zufällig einen Strick bei ſich hatte, fällte er einen Baum, äſtete ihn ab und ließ ihn in die Grube hinunter, um ſeinen Herrn daran heraufzuziehen. Wie er merkt, daß unten etwas anfaßt, fängt er an zu ziehen. Aber wie er den Stamm glücklich oben hat, ſieht er, daß es gar nicht ſein Herr iſt, ſondern ein Bär, der ſich am Baum feſtgeklammert hatte. Der Bär lief an ihm vorbei in den Wald. Da erſchrak der arme Mann. Er glaubte, der Teufel habe ihn mit ſeines Herrn Stimme gerufen, und er wollte die Grube verlaſſen. Da bat ihn der Herr wieder. „Laß mich nicht hier. Ich bezahle dir und deiner Braut die Hochzeit, weil du doch heiraten möchteſt.“ Er hatte nämlich den Mann an der Stimme erkannt. Weil nun dieſer ein armer Kätner war, der nichts hatte, um Hochzeit zu halten, dachte er: „Ich kann es ja noch einmal verſuchen, ob mein Herr aus der Grube kommt.“ Kaum aber hatte er ſeinen Baum in die Grube hinuntergelaſſen, als auch ſchon die flinke Meerkatze hinaufſprang und ſich daran feſthielt. Der Mann fühlte, daß etwas an der Stange hing, und er zog ſie heraus, obgleich ihm ſein Herr etwas leicht vorkam. In die Grube konnte er nicht hineinſehen. Wie er ſeinen Baum oben hatte, hüpfte die Meerkatze an ihm vorbei in den Wald. ‚Ei‘, dachte der Mann, ‚ich ziehe

noch alle Tiere des Waldes hier heraus', und er wollte wieder fortgehen. Aber sein Herr fing von neuem an zu flehen: „Laß mich nicht hier! Ich gebe dir deine Kate zu eigen und noch einen Haufen Geld dazu, wenn du mich aus der Grube rettest." Da machte der Mann noch einmal den Versuch, seinen Herrn heraufzuziehen. „Wenn es nur der Herr wäre und nicht ein böser Geist, der mit meines Herrn Stimme ruft!" Als er wieder seinen Baum in die Grube hinunterließ und wieder heraufzog, zischte eine Schlange an ihm vorbei in den Wald. ‚Der böse Geist ist's, der mich foppt, weiter nichts', dachte der Mann und wollte endlich fortgehen. Aber immer noch schrie der Herr aus der Grube: „Laß deinen Baum noch einmal herunter, ich gebe dir mein ganzes Gut, mein ganzes Geld, wenn ich nur hier fortkomme." Da fühlte der Mann Mitleid, weil der andere so kläglich bat, und er dachte: ‚Nun, um meiner Braut willen will ich's doch einmal versuchen, aber dann nicht mehr, und wenn er auf jede mögliche Weise bäte.' Als er den Stamm wieder in die Höhe zog, da hing wirklich sein Herr dran.

Der Gutsherr, der drei Tage nichts gegessen hatte, war schon so kraftlos, daß ihn der Kätner führen mußte. Der Mann hatte einen Knust Brot in der Tasche, den gab er seinem Herrn. Als er den gegessen hatte, fing er an, sich zu erholen, aber dann sagte er zu dem Manne: „Jetzt brauche ich dich nicht mehr, du kannst gehen"; von Bezahlung war nicht mehr die Rede.

Am folgenden Morgen machte sich der Kätner zum Gutshof auf, um sich etwas von dem vielen Gelde zu holen, das ihm sein Herr versprochen hatte. Er kam in den Gutshof und fragte nach dem Herrn. Die Knechte vom Hofe fragten ihn aus, was er von dem Herrn wolle. Er mochte nicht lügen, sondern erzählte die Begebenheit, wie sie war, daß er dem Gutsherrn aus der Wolfsgrube geholfen hatte. Als diesem zu Ohren kam, was der Kätner seinen Bedienten erzählt hatte, wurde er schrecklich wütend, war es doch eine Schande für einen so großen Herrn, in eine Wolfsgrube gefallen zu sein. Dann ließ er ihn als einen Lügner bis aufs Blut durchpeitschen.

Der arme Mann ging betrübt fort. Als er aber nach Hause kam

und die Stubentür öffnete, lagen dort der Bär und die Meerkatze auf der Diele, und die Schlange lag auf dem Herd. Darüber erschrak der Mann zuerst, aber der Bär kam ihm freundlich entgegen und sprach: „Dort in der Darre ist für dich ein geschlachteter Ochs, ein wirklicher großer Stier, den habe ich dir zur Hochzeit gebracht." Die Meerkatze hatte ihm einen großen Haufen Reiser und kleiner Hölzer vor die Tür geschleppt, solche, wie sie ein so kleines Tier schleppen kann. Auch sie kam zu ihm getrippelt und sprach: „Dort im Hof liegt für dich ein ganzer Haufen Holz, womit du deine Stube am Hochzeitstag heizen kannst," und sie fing an, noch mehr herbeizuholen. Die Schlange aber brachte ihm im Maule einen Edelstein. Der Mann kannte seinen Wert nicht, aber da er so hell war und glänzte, nahm er an, daß er etwas wert sein müsse. Er machte sich auf, ihn zu verkaufen und ging damit in den Gutshof. Dort fragten sie: „Was verlangst du für den Stein?" Er sagte: „Hundert Taler." Da glaubten sie, er hätte den Stein gestohlen, weil des Mannes Vermögen nie mehr als höchstens fünf Taler betragen hatte, und sie fragten ihn aus, woher er den Stein habe. Obwohl der Mann arm war, wollte er nicht lügen, und er erzählte die Geschichte, wie sie war. Das glaubte natürlich niemand.

Der arme Mann wurde ins Gefängnis gesteckt, und sie brachten die Sache vors Gericht. Dort erzählte er noch einmal die ganze Begebenheit: wie er seinem Gutsherrn aus der Grube geholfen und was dieser ihm alles dafür versprochen hatte, daß er ihn aber statt dessen habe durchprügeln lassen. Dann erzählte er weiter, was für Geschenke ihm der Bär, die Meerkatze und die Schlange gemacht hatten. Da sprach der Richter: „Ich glaube dir gern, armer Mann, was du sagst, aber vor Gericht bedarf es der Zeugen. Hast du Zeugen?" — „Freilich: den Bär, die Meerkatze und die Schlange, aber die sind im Walde." Nun, der Richter wollte ihn schon verurteilen, da öffnete sich die Tür, und der Bär kam brummend zur Tür herein, die Meerkatze saß auf seiner Schulter, und die Schlange kroch hinter ihnen her. Sie bezeugten des Mannes Rede, und wenn noch jemand gewagt hätte, den Mann zu verurteilen, so wäre der Bär sofort über ihn hergefallen. Da half

nichts mehr. Der Mann wurde freigesprochen, und als der König die wunderliche Begebenheit erfuhr, machte er den armen Kätner zum Gutsherrn, und den Gutsherrn setzte er in die Kate. Der frühere arme Mann nahm jetzt die Braut zu sich, und sie feierten eine prächtige Hochzeit. Essen und Trinken hatten sie im Überfluß, und ich war auch dabei. Erst kürzlich war die Hochzeit, und das junge Ehepaar lebt in Frieden und Gesundheit.

19. Der Kanteleſpieler

Es war einmal ein Burſch, der hatte kein Schätzchen. Da kam Weihnacht. Die andern Burſchen gingen alle zum Feſt, aber er blieb zu Hauſe und ſaß allein. Da dachte er: ‚Was kann ich jetzt wohl machen?' Er kaufte ſich eine Kerze und nahm die Kantele zur Hand, ging in die Badeſtube, ſteckte ſich die Kerze an und ſtellte ſie auf den Ofen. Dann fing er an zu ſpielen.

Wie er eine Weile geſpielt hatte, kam ein Mädchen zu ihm in die Badeſtube und begann zu tanzen. Dann kam ſie auf den Burſchen zu und gab ihm einen Kuß. Erſt um Mitternacht verſchwand ſie. Den nächſten Abend ging der Burſche wieder in die Badeſtube und ſpielte dort. Das Mädchen kam wieder und tanzte und gab dem Burſchen einen Kuß. Am dritten Abend lud der Burſche ſeine alte Pate ein. Und die Pate belehrte ihn: „Häng dir ein Kreuz um den Hals, über den Rock. Wenn das Mädchen wiederkommt und dir einen Kuß gibt, nimm das Kreuz ab und häng es ihr um den Hals." Als nun das Mädchen kam, um ihn zu küſſen, hängte er ihr das Kreuz um den Hals. Da murmelte ſie etwas zum Fenſter hinaus, und andere Mädchen gaben Antwort, aber der Burſche erſchrak und fiel bewußtlos hin. Als er am Morgen aufwachte, ſah er, daß das Mädchen bei ihm ſaß. Er ging nach Hauſe und das Mädchen hinter ihm her. Er redete ſie an, aber ſie konnte nicht ſprechen. Da ließen ſie den Pfarrer kommen, und der Pfarrer las ihr Gottes Wort vor. Da begann das Mädchen zu erzählen, woher ſie komme, daß ſie aus dem Schloſſe und die Tochter des Grafen ſei. Und ſie bat den Bur-

schen: „Geh mit mir zu meinem Vater!“ Dann machten sie sich zusammen auf, mit einem Pferd und einem schlechten Wagen. Sie kamen jedoch nicht bis zum Schloß, der Wagen zerbrach, und das Pferd wurde müde. Da setzten sie ihren Weg zu Fuß fort, bis sie schließlich beim Schloß anlangten. Aber hier wurden sie nicht eingelassen. Da fragten sie: „Hat nicht der Graf ein hübsches kleines Kind?“ — „Ja, das hat er,“ antwortete man ihnen. „Nun, des Kindes wegen kommen wir her.“ Da ließ man sie vor. Der Graf fragte: „Was wißt ihr denn von dem Kinde?“ Und sie sagten: „Wir wissen nicht mehr, als daß es 21 Jahre alt ist, und es wächst nicht und stirbt nicht. Es ist aber gar nicht Euer Kind, denn ich bin Eure Tochter.“ — „Du unser Kind?“ sprach der Graf. „Wie kannst du denn unser Kind sein?“—„Seht,“ sagte das Mädchen, „eine Hexe hat mich entführt und Euch dies Kind statt meiner in die Wiege gelegt. Ich bin jetzt 21 Jahre bei ihr.“ Und das Mädchen fragte den Grafen: „Hattet Ihr nicht zu der Zeit einen Ball?“ — „Ja, das hatte ich.“—„Wurde Euch damals nicht ein silberner Löffel gestohlen?“ — „Ja,“ sagte der Graf, „den stahlen sie.“ — „Und was habt Ihr damals mit der Haushälterin gemacht?“ — „Wir haben sie wegen des Diebstahls bestraft.“—„Nun, gabt Ihr nicht später noch einen Ball? Stahlen sie Euch da nicht einen silbernen Becher?“ Der Graf antwortete: „Ja, das taten sie.“ — „Die Haushälterin war nicht schlecht,“ sagte das Mädchen, „wir waren es, wir haben Euch den Becher gestohlen! Jetzt seht Ihr doch, daß ich Eure Tochter bin, und diesen jungen Mann sollt Ihr mir zum Gatten geben.“ Da fragte der Graf: „Wie kommst du denn zu dem armen Burschen?“ Und das Mädchen erzählte: „Es war am Weihnachtsabend, der junge Bursche spielte in der Badestube die Kantele, wir kamen vorbei, und ich bat, ihm zusehen zu dürfen. Da schickten sie mich hinein, vor ihm zu tanzen, und befahlen mir, ihn zu küssen; wir, wollten ihn zum besten haben. Aber er war gescheiter als wir der Bursche. Zwei Abende nacheinander war ich dort. Am dritten Abend warf er mir ein Kreuz um den Hals, dann bin ich nicht mehr fortgegangen. Den folgenden Morgen lief ich ihm nach, Seht, so hat er mich erlöst.“

Da erkannte der Graf das Mädchen als seine Tochter an. „Was sollen wir aber mit diesem Kind hier machen, das schon 21 Jahre bei uns ist?“ fragte er. „Baut einen Scheiterhaufen und zündet ihn an, dann bringt mir das Kind!“ Das Kind wurde ihr gebracht, und sie legte es auf eine Schippe und warf es in die brennenden Scheiter. Da schrien die Hexen aus dem Fenster: „Verbrenn unser Kind nicht in dem Scheiterhaufen!“ Hoch loderten die Flammen auf, da platzte dem Kinde die Haut vom Leibe, und ein Erlenstumpf blieb auf der Feuerstätte.
Da ging das Mädchen hin zu dem Burschen und führte ihn an die Feuerstätte, und der Graf sagte zu ihm: „Geh und sieh nach deinem Hause!“ Aber der junge Mann antwortete: „Ich habe keine Pferde, um hinzufahren.“ Da kaufte ihm der Graf Pferde, kaufte einen Wagen und gab ihm einen Kutscher, und sie fuhren zu dem Hause, wo der junge Mann wohnte. Seine Hütte war sehr ärmlich, und der Graf sagte: „Nach einem Monat sollst du ein Haus aus Stein haben.“ Sie bauten ihm ein Haus aus Stein, dahinein zog er mit seiner jungen Braut, und sie leben noch jetzt in dem steinernen Haus.

20. Wie sich der Teufel eine Seele fängt

Ein armer Mann, der Holz hacken wollte, legte sein Brot auf einen Baumstumpf. Der Teufel ging hinter ihm her und aß das Brot. Da sprach der Arme: „Wer mein Brot gegessen hat, muß mein Knecht sein.“ Und der Teufel sprach: „Ich hab's gegessen.“ — „Wenn du's gegessen hast, mußt du drei Jahre bei mir Knecht sein.“ — „Damit bin ich einverstanden,“ sagte der Teufel, „aber zuvor will ich nach Hause gehn und meinen Vater fragen, was der dazu meint.“ Der Vater riet ihm: „Geh hin und dien ihm so lange, bis er reich wird und schließlich im Trunke stirbt!“ Da kam der Teufel zu dem Armen und sprach: „Jetzt bin ich dein Knecht.“ Aber die Frau des Armen schalt: „Was sollen wir mit dem Knecht? Wir haben für uns nicht genug zu essen und für die vielen Kinder!“

Nun, der Teufel belehrte den Bauern und sprach: „In diesem Jahr müssen wir viel Moorland roden und Roggen bauen.“ Er brannte das ganze Torfmoor ab, und alles wurde guter Boden, in den sie Roggen säen konnten. Dann ging er hin, holte sich von seinem Vater Geld und lieh es dem armen Manne, damit er das ganze Moor mit Roggen besäen konnte. Und sie säten den Roggen, und der Roggen wuchs so üppig, daß sie nicht Scheunen genug hatten, um ihn zu bergen.

Im nächsten Jahr wollte er an einer andern Stelle schwenden und pflügen, aber das Moor ließ sich nicht schwenden, es war zu naß in dem Jahr. Doch sie ernteten wieder viel Roggen. Da sprach der Teufel zum Bauern: „Was sollen wir mit dem vielen Roggen anfangen? Laß uns Branntwein brennen zum Verkauf.“ Und sie bauten eine Schnapsbrennerei und brannten Schnaps, soviel er konnte. Als aber das dritte Jahr um war, hatte er sich tot gesoffen.

Da ging der Knecht fort und nahm des Mannes Seele mit. Er kam zu seinem Vater und sprach: „Von dem Armen hat der Teufel nichts, der tut den ganzen Tag nichts Böses, aber der Reiche tut all sein Leben lang Böses und läßt uns mit dem Tod seine Seele.“

21. Martti

Es lebte einmal ein reicher Bauer, dem starb die Frau, und sie hinterließ ihm einen Knaben, der hieß Martti. Von der Frau aber waren noch ein Paar neue Stiefel da, die nahm der Bauer und ging damit fort, um sich eine andere Frau zu suchen, der die Stiefel paßten. Er ging weit über Land und probierte sie vielen an. Da kam ihm ein altes Weib entgegen, das fragte: „Was suchst du denn?“ — „Eine Frau such ich.“ — „Nimm mich!“ — „Nun, wenn dir die Stiefel passen, nehm ich dich.“ — „Laß uns probieren!“ Sie paßten aber nicht, ihre Füße waren zu groß. Die Alte ging fort, lief um den Wald und hackte sich mit einem Stein ein Stück vom Fuß ab. Dann kam sie ihm wieder entgegen und

sprach: „Mann, nimm mich zur Frau!" — „Wenn dir die Stiefel passen, nehm ich dich." Sie probierten wieder, da paßten sie, und er nahm sie mit nach Hause. Die Alte war beim Essen und Trinken die erste, aber arbeiten tat sie nicht. Alle Hähne und Hühner, die Ferkel und Lämmer wurden geschlachtet. Immer aß sie. Den nächsten Tag, als das Fleisch alle war, sagte sie zu ihrem Manne: „Morgen müssen wir den weißen Ochsen und Martti schlachten." Das hörte der weiße Ochse. Als Martti am Abend von der Arbeit kam, sprach der Ochs zu ihm: „Die Alte ist eine Hexe. Morgen sollen wir geschlachtet werden, laß uns fliehen." Da setzte sich Martti auf den Rücken des Ochsen, und der Ochs lief davon. Als sie ein Stück gelaufen waren, sahen sie etwas Sand auf dem Boden. Der Ochs sprach: „Den nimm mit!" Martti hob ihn auf, und sie liefen weiter. Nach einiger Zeit kamen sie an eine Wasserpfütze. Da sprach der Ochs: „Nimm das Wasser!" Und Martti schöpfte davon. Dann liefen sie wieder ein gutes Stück vorwärts. „Sieh dich einmal um," sagte der Ochs, „ob du nichts siehst." Der Junge guckte sich um, da kams wie ein großer Heustapel hinter ihnen her. Der Ochs sprach: „Wirf den Sand auf die Erde und ruf: ‚Zwischen uns und dir wachse ein Hügel, dessen Gipfel bis in die Wolken reicht!'" Die Hexe watete in den Sandhügel hinein, aber sie konnte nicht hindurch. Da lief sie zurück, holte sich eine Schippe und machte sich einen Weg.
Wieder sprach der Ochs zu dem Knaben: „Dreh dich um, ob du etwas siehst!" — „Es kommt wie ein großer Heustapel hinter uns her," rief der Knabe. Der Ochs sprach: „Gieß das Wasser auf die Erde und sprich: ‚Zwischen uns komme ein großer Fluß!'" Da war ein Fluß da. Die Hexe kam zu dem Fluß, aber während sie das Wasser aus dem Fluß austrank, flohen die beiden. Und die Hexe trank und trank, bis sie platzte. Danach nahm der weiße Ochs von seinem Kopf ein Horn, gab es dem Jungen und sprach: „Jetzt gehe ich meinen eigenen Weg, und du gehst deinen Weg, wohin du willst." Da ging der Knabe fort.
Diesseits des Flusses war ein Schloß. Er ging in das Schloß und bot sich dem König als Hirt an. Das Horn nahm er zu einem Dudelsack, und darauf spielte er jeden Tag. Die Königstochter

hörte ihm oft zu, da er gar so schön spielte. Das ärgerte den Knaben, weil sie ihn störte, und er sagte zu seinem Dudelsack: „Sei so gut und schenke der Königstochter ein Kind!" — Da bekam die Königstochter ein Kind, es war ein Knabe, und sie nannten ihn Jijo. Der Knabe wuchs und wurde vier Jahr alt, aber niemand wußte, wer sein Vater war. Der König rief alle Männer im Schloß zusammen, stellte sie alle im Kreise auf und trat mit dem Knaben in die Mitte. Dann gab er dem Kind einen Holzapfel in die Hand und sprach: „Bring den Apfel deinem Vater!" Und das Kind gab ihn dem Hirtenjungen.

Da wurde der König zornig, daß seine Tochter von dem Hirtenjungen den Knaben hatte. Er nahm ihn, teerte ein Faß, steckte alle drei hinein und warf sie ins Meer. Aber der Hirtenbub bat seinen Dudelsack: „Sei so gut, lieber Dudelsack, und schaff uns ein trockenes Stück Land!" Da ließ der Dudelsack Gras aus dem Meere wachsen, und es entstand eine Insel. Er schaffte ihnen einen prächtigen Hof, wo sie lebten, und baute ihnen eine Brücke bis zu des Königs Schloß.

Der Vater aber war sehr böse, daß sie auf seinem Lande lebten. Er ließ seine Soldaten kommen und befahl ihnen: „Geht und tötet alle drei!" Als aber die Soldaten mitten auf der Brücke waren, bat der Hirtenjunge den Dudelsack: „Brich die Brücke ab und laß alle ertrinken," — und der Dudelsack tat es. Danach lebten sie auf der Insel und bekamen viel Land, und ihr Geschlecht wurde mächtig.

Das Land aber heißt die Jijo-Insel bis auf den heutigen Tag. (Jijo-Insel in Estland.)

22. Der Sünder und der Königssohn

Ein Königssohn zog aus, um sich aus dem Nachbarreich eine Braut zu holen. Im eignen Reiche fand er keine, denn die Prinzessinnen gehörten alle derselben Familie an. Sein Vater gab ihm viel Geld mit. Er gab ihm Wagen und Chaisen und Kutscher und alles. Dann fuhr er an der finnischen Kirche vorüber, wo sie Gottesdienst hielten.

In der Kirche aber war ein Sünder. Als nun das Volk aus der Kirche ging, stellten sie den Sünder vor die Kirchentür. Und wer aus der Kirche kam, mußte ihn anspeien, die ganze Volksmenge, dies war ihm als Strafe zuerteilt worden. Das konnte der Königssohn nicht mit ansehen, wie sie nach ihm spien, er war erzürnt über die harte Strafe, ging zum Pfarrer und sprach: „Was kann es kosten? Ich kauf ihn frei!" Und er nahm den Mann von der Kirchtür weg und wollte für ihn bezahlen. Aber der Pfarrer sprach: „Den kannst du mit Geld nicht loskaufen!" — „Glaubst du nicht, daß ich Geld genug dazu habe, ich, der Königssohn?" Da nahm ihm der Pfarrer alles ab, Geld, Wagen und Kutscher und alles. Er ließ ihn auf der nackten Landstraße stehn, und er mußte zu Fuß weiterziehen.

Er wanderte den ganzen Tag, bis es Abend wurde. Da sah er einen Knaben am Wege sitzen, und er sagte zu ihm: „Guten Abend!" Der Knabe dankte ihm und bat: „Nimm mich mit, laß mich nicht allein auf der Landstraße!" Und er folgte ihm. Der Knabe war ein Betteljunge, aber auch der Königssohn war so arm, daß er nichts hatte, um Essen zu kaufen. Da kamen sie an ein Haus, und der Junge sprach: „Laß uns hier die Nacht bleiben!" — „Ich habe nichts, um zu bezahlen," sagte der Königssohn. „Darum sorg dich nicht, dort geben sie uns schon zu essen," und sie gingen in das Haus. Die ganze Nacht durch hatte sich der Königssohn Gedanken gemacht, wie sie von hier fortkommen sollten, wo er doch nichts hatte, um das Nachtlager und das Essen zu bezahlen. Und er sagte zu dem Betteljungen: „Mit was wollen wir jetzt bezahlen, wir haben ja beide kein Geld." — „Wir haben freilich Geld. Geh in den Flur, dort steht auf dem Brett eine Schüssel, die bring hierher." Die Schüssel aber war voll von Goldstücken. Nun, da bezahlten sie am Morgen in dem Hause das Abendessen und das Nachtlager und alles, dann machten sie sich auf die Reise.

Sie wanderten bis gegen Mittag. Da fanden sie auf dem Weg einen Stock. Der Betteljunge sagte zum Königssohn: „Den Stock heb auf!" Als sie eine Weile gegangen waren, kamen sie an einen mächtig großen Stein. „Schlag mit dem Stock hier

dreimal auf den Stein!" sprach der Betteljunge. Und der Königssohn schlug mit dem Stock dreimal auf den Stein, da teilte sich der Stein, und es kamen Wagen und Pferde und Lakaien und Kutscher daraus hervor, wie sie der Königssohn früher gehabt hatte — und noch einmal soviel Geld. Da nahm er den Betteljungen zu sich in den Wagen und fuhr mit ihm in das fremde Königreich, um sich die Braut zu holen. Sie gelangten dahin, wo die Braut war, und er hielt bei dem fremden König um seine Tochter an. Der König aber sprach: „Ich habe meine Tochter schon drei Männern gegeben, aber alle drei starben sie, ein Kobold hat sie getötet."

Da sagte der Betteljunge: „Fürchte dich nicht, lieber Königssohn, dir tun sie nichts. Ich gehe mit dir und deinem Mädchen drei Nächte in eine Kammer; wenn euch da nichts geschieht, so ist sie dein." Und der Königssohn befahl, daß man dem Betteljungen während der Zeit, wo er in der Kammer war, gut zu essen und zu trinken geben sollte, denn er gehöre zu seinen Leuten. Als aber die dritte Nacht um war, kamen alle gesund aus der Kammer. Dann erst feierten sie Hochzeit. Nachdem die Hochzeit vorüber war, zog der Königssohn mit seiner jungen Frau fort. Er nahm Abschied von dem Knaben und sagte: „Nimm dir zum Lohn, was du willst, weil du mein treuer Gefährte warst." Da es ihm aber der Königssohn so aufrichtig und aus gutem Herzen anbot, verschwand der Knabe vor seinen Augen. Und als er verschwunden war, merkten sie erst, daß es Gottes Engel gewesen war.

23. Der sprechende Baum

Es war einmal ein Jäger, der ging in den Wald. Er verirrte sich und gelangte an einen mächtigen See. Aus dem See kam ein großer Drache, der sprach zu dem Manne: „Schieß mich nicht!" Da schrie der Mann: „Warum soll ich dich nicht schießen, du frißt mich ja auf!" — „Das tu ich nicht, laß mich zu dir. Sieh, hinter mir her kommt ein anderer Drache, der will mich fressen; den schieß und ziel nach dem weißen Fleck auf seiner Brust!" Da kam der andre Drache mit

Gebraus. Der Jäger schoß nach dem weißen Fleck, und der Drache starb. Da ging der erste Drache hin und fraß ihn auf. Dann bat er den Mann, sich auf seinen Rücken zu setzen, aber der getraute sich nicht. „Setz dich, setz dich, ich bringe dich fort!" Nun, da tat er es. „Es sind nur fünf Werst bis zum Dorf," sagte der Drache, „laß mich dir in den Mund blasen." Der Mann erschrak, warf sich auf die Knie und weinte, aber der Drache sprach: „Du brauchst nicht zu weinen, ich will dich sehr klug machen." Da ließ es der Mann geschehen, und er wurde sehr klug.
Er ging nach Hause und sagte zu seinen Brüdern: „Schirrt die Pferde an, wir wollen eine goldene Schale aus dem Wald holen." Sie gingen in den Wald, gingen einen halben Tag, und die Brüder fragten: „Warum hast du, dummer Kerl, uns hierher gelockt?" Da rauschte ein großer Baum: „Hier unter meinen Wurzeln liegt die goldene Schale." Sie gruben die goldene Schale heraus, zogen sie nach Hause, und als sie den Deckel öffneten, war sie voll von unzähligen Goldstücken.
Danach gingen die Brüder wieder in den Wald und fällten den Baum. Und der Baum sprach: „Nehmt mich als Türpfosten." Das taten sie auch. Da mehrten sich Pferde und Kühe auf dem Gehöft, und das Brot im Speicher wurde nicht mehr alle.

24. Die Ehegatten

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die lebten in Frieden und Eintracht miteinander und hatten sich so gern, wie es besser nicht möglich war. Als sie so lebten, redeten sie einmal miteinander, und der Mann sagte zu der Frau: „Wenn ich sterbe, wirst du dir einen anderen Mann nehmen." Und die Frau sagte darauf: „Und du nimmst dir sicher eine andere Frau, du bleibst nicht ledig." Aber einer glaubte dem anderen nicht. Dann machten sie miteinander aus, daß weder er noch sie wieder heiraten wollten. Da starb die Frau. Erst lebte der Mann eine Weile ohne Frau, weil er überhaupt nicht wieder heiraten wollte. Als aber eine Zeit vergangen war, dachte er: „Was soll ich um sie trauern? Ich hei-

rate wieder." Und er nahm sich eine Frau. Schon wollte er sie zur Trauung führen, da fiel ihm ein: „Ach, ich will doch zu meiner Frau gehen und ihr Lebewohl sagen, die Tote um Verzeihung bitten." Er ging hin und verbeugte sich am Grabe: „Verzeih mir! Ich gehe zur Trauung, ich heirate wieder." Da öffnete sich das Grab — die Braut war bei der Kirche stehen geblieben, während der Mann seine verstorbene Frau besuchte — da öffnete sich das Grab, und sie rief ihn zu sich: „Komm, komm, fürchte dich nicht, komm hierher!" Sie rief ihn ins Grab und sagte zu ihm: „Weißt du nicht, daß wir uns versprochen hatten, daß der nicht wieder heiraten sollte, der übrig bliebe?" Und sie forderte ihn auf, auf dem Sarge zu sitzen. „Trinkst du Wein?" sagte die Frau im Grabe zu ihm. Und sie gab ihm einen Becher, und der Mann trank. Dann wollte er fortgehen. Aber sie bat: „Bleib noch hier und laß uns vertraulich plaudern!" Sie goß ihm einen zweiten Becher ein, und der Mann trank wieder. Dann stand er wieder auf und wollte gehen, aber wieder sagte sie: „Laß uns noch plaudern!" Und der Mann blieb und plauderte. — Zu Hause hielten sie eine Andacht, weil sie glaubten, der Mann sei gestorben. Die Braut wartete und wartete und ging schließlich zu ihren Eltern zurück.— Und sie gab ihm den dritten Becher, und immer noch bat sie ihn zu bleiben. Endlich ließ sie ihn fort: „Geh nun hin!" sagte sie. Da ging der Mann fort. Er kam zur Kirche, aber da war kein Pfarrer mehr, nichts mehr — — und er selbst war grau wie ein alter Wiedehopf, weil er dreißig Jahre im Grabe gewesen war.

25. Lügenmärchen

Wir hatten einen Herrn, der war ein Geizhals. Er aß sich bei andern satt, aber selbst lud er niemand ein. Wenn er zu Mittag aß, stand ein Wächter an der Tür und paßte auf, daß niemand hereinkam.

Nun gaben sie in einem andern Gehöft ein Gastmahl, wozu auch er eingeladen war. Vier, fünf Herren saßen zusammen und überlegten, wie sie ihn zum besten haben könnten.

Wenn sie ihm nur eine Schüssel voll wegschnappten! Da sagte der Lakai, der hinter seinem Herrn stand: „Ich will ihn zum besten haben, lieber Herr.“ Und der Herr sprach zum Lakaien: „Wenn dus kannst, sollst du hundert Taler haben, aber wenn dus nicht kannst, bekommst du hundert Rutenstreiche.“ Der Lakai sprach: „Laßt den Herrn hierher kommen und sagt zu ihm: ‚Mein Bursch will Euch zum besten haben!‘ dabei wettet um dreihundert Rubel.“ Sie riefen den Herrn und sagten zu ihm: „Der Bursch hier will Euch zum besten halten.“ Da sprach der Herr: „Das wird ihm nicht gelingen,“ und er machte vor allen die Wette! Es war aber so verabredet, daß er nicht sagen durfte: „Das ist nicht wahr!“ Nun, der Lakai begann: „Mein Vater hatte drei Söhne, da ich der älteste davon war, habe ich von meinem Vater nichts bekommen als einen klapprigen Gaul. Ein Beil hatte ich selbst. Ich steckte das Beil in den Gürtel und ging hin, um nach meinem Pferd zu sehen. Das Pferd wollte sich losreißen. Ich guckte, da hatten die Wölfe das halbe Pferd aufgefressen. Da griff ich zu meinem Beil, schlug einen Wolf tot, nahm sein Fleisch und drückte es dem Pferde an. Es klebte fest, und das Pferd wurde wieder gesund.“ Da fragte er den Herrn: „Glaubt Ihr das?“ — „Ja,“ sagte der Herr.

„Dann ritt ich nach dem Wald, das Pferd fing an, langsam zu gehen, schließlich konnte es nicht mehr vom Fleck. Ich sah hinter mich, da wuchs dem Pferd aus dem Hinterteil ein Baum, so lang, daß der Gipfel bis in den Himmel reichte. Ich kletterte an dem Baum in die Höhe und kletterte so lange, bis ich im Himmel war. Wieder fragte er den Herrn: „Glaubt Ihr das?“ — „Ja,“ sagte der Herr.

„Dort habe ich den und den gesehen,“ erzählte der Lakai. Der Herr fragte: „Hast du auch meinen Vater gesehen?“ — „Ei, freilich!“ — „Was macht er denn dort?“ — „Er hütet die Schweine.“ Da sagte der Herr: „Du hast mich zum besten.“ Und der Lakai rief: „Das Geld ist mein, ich hab ihn zum besten gehabt.“ Der Herr redete dagegen, aber die andern standen auf der Seite des Lakaien. Da war nichts zu machen. Die Wette mußte er zahlen, dreihundert Rubel.

26. Das rote Schaf, an dem alles hängen blieb

Es war einmal ein Hirt, der hütete die Schafe. Er hatte ausgemacht, daß er von jedem Schaf, das geboren würde, dreißig Heller als Lohn bekäme, daß ihm aber für jedes Schaf, das verloren ginge, dreißig Heller abgezogen werden sollten. Da kam in der Nacht ein Mann zu ihm — er wohnte im Walde, wo er sich eine hübsche Hütte gebaut hatte — der bat, ihn zu beherbergen. „Nun," meinte der Hirt, „ich will einmal dreißig Heller draufgehen lassen," ging hin und schlachtete ein Lamm und kochte das Fleisch für den Wandersmann. Dann begaben sie sich beide zur Ruhe.

Am andern Morgen sagte der Wandersmann zu dem Hirten: „Geh in die Hürde und sieh nach deinen Schafen!" Er ging hin, und die Hürde war voll von Schafen. In der Mitte der Hürde aber stand ein großes Lamm. Und der Fremde sprach: „Alle Schafe laß deinem Herrn, bloß das rote Schaf nicht, das behalte!" Und sein Herr gab ihm dreißig Heller für jedes Lamm. Dann ging er fort, und das rote Lamm lief ihm nach.

Zur Nacht kehrte er in eine Herberge ein und legte sich schlafen. In dem Haus aber waren ein Mädchen, eine Frau und ein Mann, das war die ganze Familie. Mann und Frau gingen frühmorgens in die Darre. Da sagte das Mädchen und zeigte auf das rote Lamm: „Das gäbe schöne Handschuhe," aber als sie sich eine Locke abschneiden wollte, blieben ihre Hände an dem Schaf hängen. Sie fing an zu schreien, und der Mann eilte aus der Darre herbei und schlug das Lamm mit einer Rute. Da blieb auch die Rute am Schafe hängen, und der Mann am Rutenstiel. Nun kam die Frau aus der Darre mit dem Kehrbesen in der Hand. Sie schlug auf das Schaf, und der Besen blieb hängen, und die Frau am Besenstiel.

Und siehe da, es lebte eine Königstochter, die war immer traurig und lachte niemals. Da hatte der König verkündet, dem, der seine Tochter zum Lachen brächte, wollte er die Hälfte seines Reichs und seine Tochter zur Frau geben. Da ging der Hirt mit seinem

Schaf hin — an dem Schaf hingen der Mann, die Frau und die Tochter — und die Königstochter fing an zu lachen. Da gaben sie ihm die Prinzessin zur Frau und die Hälfte des Königreichs. Danach machte er die andern frei, und sie lebten glücklich, und vielleicht leben sie heute noch.

27. Aschenputtel

Es lebten einmal drei Schwestern, davon waren zwei klug. Die gingen immer miteinander in die Kirche. Das Gesicht wuschen sie sich mit süßer Milch, damit sie frischer und hübscher wären. Die dritte Schwester war dumm, und sie ließen sie in ihrer Dummheit. Als nun die beiden klugen Mädchen einmal wieder in die Kirche wollten, warfen sie ihrer Schwester eine Metze Linsen in die Asche unter dem Herd und sprachen: „Da, lies die Linsen!" Dann gingen sie fort. Unterwegs sahen sie einen alten Mann im Graben liegen, der nicht wieder aufstehn konnte. Er rief sie an: „Kommt, ihr lieben Mädchen, helft mir hier fort!" — „Wir wollen unsere guten Kleider nicht schmutzig machen, wir gehen in die Kirche," antworteten sie ihm aber und gingen weiter.

Aschenputtel las die Linsen aus der Asche, kleidete sich an und ging hinterher auch in die Kirche. Sie half dem alten Mann aus dem Graben. Dafür schenkte ihr der Greis einen Stab und sagte: „Geh und schlag mit dem Stab auf diesen grauen Stein, so bekommst du ein goldenes Roß und goldene Kleider. Die zieh an und reit in die Kirche!" Da nahm sie das Pferd von dem Stein und ritt in die Kirche. Und der Königssohn sah sie und sprach: „Wo kommt denn das schöne Mädchen her? Ei, wenn ich das zur Braut hätte!" Alles Volk lief ihr nach und guckte, und sie streute Geld unter die Menge. Der Königssohn wollte sie zur Braut, aber sie eilte aus der Kirche, schlug an den Stein und legte Pferd und Kleider wieder ab. Dann ging sie nach Hause und kroch wieder hinter den Herd.

Die Schwestern kamen aus der Kirche und sagten: „Heute haben wir ein Mädchen in goldenen Kleidern gesehen, das saß auf ei-

nem goldenen Rosse." Da sprach die dumme Schwester: „Ich habe es auch gesehn." — „Wo hast du es denn gesehn?" fragten die andern. „Ich bin auf das Badestubendach gestiegen, von dort habe ich es gesehn." Da stiegen die Schwestern auch auf das Dach, um zu wissen, ob man von dort überhaupt etwas sehen konnte, aber sie sahen nicht einmal über das nächste Gehöft hinaus.

Nun kam der zweite Sonntag, und die Mädchen gingen wieder in die Kirche und ließen die dumme Schwester zu Hause beim Ofen. Sie mußte wieder Linsen aus der Asche lesen, und als sie damit fertig war, ging sie zu dem Stein, schlug mit dem Stab daran und kleidete sich in die kostbaren Kleider, die sie bekommen hatte. Danach ging sie in die Kirche. Der Königssohn aber hatte vor der Kirche eine stattliche Wache aufgestellt. Wenn das Mädchen käme, so sollte ihm die Wache einen goldenen Reifen um die Stirn legen. Und das Mädchen kam, und die Wache legte ihm einen goldenen Reifen um die Stirn, als Erkennungszeichen. Als nun Aschenputtel wieder aus der Kirche heraustrat, schwang sie sich auf ihr Roß, und das Volk jagte hinter dem Mädchen her, um es zu sehen. Und es streute Geld in die Menge. Wieder ging Aschenputtel zum Stein und kam nach Hause. Um den Kopf band sie sich eine Binde, die an beiden Ohren befestigt war, damit die Schwestern den Reifen nicht sähen.

Als die Mädchen nach Hause kamen, fragten sie ihre Schwester: „Was hast du denn da um den Kopf?" — Sie hockte in der Asche und sprach: „Ich stieg auf das Speicherdach, um etwas zu sehen, dabei habe ich mir die Stirn verletzt."

Nach einiger Zeit kam der Königssohn und suchte in allen Häusern nach dem Mädchen, das einen Goldreifen um die Stirn hatte. Da kam er auch zu dem Hause, wo die drei Schwestern wohnten. „Vielleicht finde ich dort die schöne Jungfrau." Er ging hinein, da sagten die Schwestern: „Hier ist sie nicht. Wir waren ja selbst in der Kirche und haben sie gesehn." — „Wer ist denn das Mädchen da beim Ofen?" fragte der Königssohn. „Das ist unser Aschenputtel." — Er winkte Aschenputtel herbei und sprach: „Was hast du denn da um den Kopf, nimm es einmal

weg und zeig her!" — Das Mädchen kam, nahm die Binde ab und siehe — da war der Goldreif. Dann lief es flink zum Stein, holte die Kleider und das Roß und kam damit zum Königssohn, und der Königssohn nahm das Aschenputtel mit sich auf sein Schloß, und es wurde seine Frau.

28. Die geraubten Töchter

Ein König hatte drei Söhne. Von denen war der älteste ein Dümmling. Dem König verschwand eine Tochter, einem General verschwand eine Tochter, und einem vornehmen Herrn verschwand eine Tochter. Und der König befahl seinen Söhnen, die Mädchen zu suchen. Er sagte: „Wenn ihr sie findet, dürft ihr sie heiraten." Da gingen die drei Brüder fort, sie zu suchen, und jeder von ihnen hatte ein Schwert. Das Schwert des Dümmlings war sieben Pud* schwer. Sie wanderten eine ganze Woche, da kamen sie an einen großen Felsen, und in dem Felsen war ein Spalt, der bis tief auf den Grund der Erde führte. Und sie ließen den Dümmling in einem Korb an einem Strick hinunter und mit ihm das sieben Pud schwere Schwert. Die Brüder aber wollten drei Wochen oben auf ihn warten.

Den Strick und den Korb ließ der Dümmling in dem Spalt. Dann wanderte er ungefähr zehn Werst, als er vor einen kupfernen Palast kam, dort war die Tochter des vornehmen Mannes. Sie fragte ihn: „Wie bist du hierher gekommen?" — „Wie du auch hierher gekommen bist, aber habe keine Angst, ich führe dich hier fort." Da sagte das Mädchen: „Mein Herr ist so böse, daß er dich totschlägt, wenn er dich sieht. Er hat sieben Köpfe und zehn Hörner." — „Wo schläft er denn?" fragte der Dümmling. Sie sprach: „Er schläft unter meinem Bett." Da kam das siebenköpfige Ungeheuer nach Hause. Und der Böse fragte sogleich: „Wo ist das Menschenkind hergekommen?" Da antwortete die Herrentochter: „Es ist mein Gast, er kam, um mich zu besuchen. Womit sollen wir ihn bewirten?" — „Mit Feuer und Pech,"

* Ein Pud = 33 deutsche Pfund

sagte der Böse. Er forderte den Dümmling auf, einen Becher zu trinken. Der aber sagte: „Erst der Wirt und dann der Gast." Da trank der Böse zuerst. Der Königssohn aber goß seinen Trank unter den Tisch, ohne daß es der Böse merkte. Und dieser bat ihn wieder zu trinken, und der Königssohn goß wieder alles unter den Tisch. Er selbst trank mehrere Becher nacheinander, dann bat er den Königssohn, mit ihm zu ringen. Dieser aber sprach: „Ist es dir noch nicht genug, mit mir zu trinken? Schon steigt dir ja der Wein zu Kopf." Und der Böse trank, bis er sich schlafen legte, und dachte gar nicht mehr ans Ringen. Da schlug ihm der Königssohn die sieben Köpfe ab, und der Palast verwandelte sich in ein kupfernes Ei. Das Ei steckte er in die Tasche. Dann ging das Mädchen mit ihm fort, die andern zu suchen.

Sie gingen wohl einen halben Tag, als ein silberner Palast sichtbar wurde, wo die Generalstochter gefangen saß. Und sie gingen in den Palast. Dort war der Herr zu Hause. Auch er fragte sogleich: „Woher sind denn die Menschenkinder gekommen?" Die Generalstochter antwortete: „Sie kommen, um mich zu besuchen." Und sie wurden zu Tisch gebeten und wieder bewirtet. Da sagte der böse Mann: „Mir entführst du die Generalstochter nicht, wie du die Herrentochter entführt hast!" Darauf nötigte er den Königssohn zum Trinken, und auch hier gab es wieder Feuer und Pech. Der Königssohn sprach wieder: „Du mußt selbst zuerst trinken, danach der Gast." Der Böse trank, aber der Jüngling goß alles unter den Tisch. Dann forderte er ihn zum Ringen auf. „Erst trink ich noch einen Humpen," sagte der Böse, „eher geh ich nicht." Der Königssohn sprach: „Trink nicht mehr, wenn du trinkst, besieg ich dich." Darüber wurde der Teufel ärgerlich. Er trank die ganze Kanne aus und rief: „Jetzt bin ich stark!" Da stürzte er zu Boden. Der Königssohn schlug ihm alle acht Köpfe und zehn Hörner ab, — denn er hatte acht Köpfe. Da verwandelte sich der Palast in ein silbernes Ei. Er nahm das Ei, steckte es in die Tasche, und sie machten sich zu dreien auf den Weg, die Generalstochter, die Herrentochter und der Königssohn.

Wie sie einen ganzen Tag gewandert waren, kamen sie zu einem goldenen Palast. Hier saß die Königstochter, seine Schwester. Die

wollte sie gar nicht hineinlassen. Doch der Königssohn bat bis zum Mittag: „Laß uns ein!“ Da wurden sie eingelassen, und sie wurden wieder mit Feuer und Pech bewirtet. „Bei uns zu Lande kommt erst der Wirt und dann der Gast,“ sprach der Königssohn. Und der Wirt trank zuerst einen Becher, dann reichte er ihn dem Königssohn, der wieder alles unter den Tisch goß. Wieder forderte der Königssohn das Ungeheuer zum Ringen auf. Und der böse Mann sprach: „Ich gehe nicht eher, als bis ich tüchtig getrunken habe,“ und er trank so lange, bis er umfiel. Da schlug ihm der Königssohn seine zehn Köpfe und fünfzehn Hörner ab, so groß war der Böse, und der Palast verwandelte sich in ein goldenes Ei. Das steckte er auch in die Tasche, und sie machten sich zu vieren dahin auf, wo der Korb und der Strick lagen.

Als sie dort angelangt waren, zog der Königssohn an dem Strick. Das merkten die Brüder, die oben noch auf ihn warteten. Dann setzte er die Herrentochter in den Korb, die zogen die Königssöhne nach oben. Und er sah die Generalstochter an und sprach: „Ich heirate dich, wenn wir wieder auf unserer Erde sind,“ denn das Mädchen hatte ihn gern. Dann setzte er sie in den Korb, und sie zogen ihn nach oben. Danach kam die Königstochter in den Korb, und sie wurde auch hinaufgezogen. Nun war die Reihe an ihm, aber es kam ihm in den Sinn, die Brüder möchten ihn mit dem Korbe herunterstürzen lassen, um ihn zu töten, und er setzte sich nicht in den Korb, sondern warf einen Stein hinein. Sie zogen den Korb auch in halbe Höhe, aber dann ließen sie ihn mitsamt dem Strick hinunter in die Tiefe fallen. Da überlegte der Königssohn: „Wie gelange ich jetzt wieder in die andere Welt?“

Er ging ein Stückchen vorwärts und fand ein Adlernest, darin waren kleine, nackte Junge. Er warf seinen Mantel wie ein Dach über sie hinweg und legte sich daneben schlafen. Nachdem er eine Weile geruht hatte, kam der Adler angeflogen. Der Adler fragte „Warum hast du meinen Jungen die Decke übergeworfen“? Und der Königssohn antwortete: „Ich habe sie zugedeckt, weil sie so nackt waren.“ Da fragte ihn der Adler: „Was willst du zum Lohn, daß du meine Kleinen zugedeckt hast?“ — „Ich bitte um nichts weiter, als daß du mich wieder auf die Erde bringst,“ sagte der

Königssohn. Der Adler willigte ein und brachte ihn nach oben. Drei Wochen verstrichen, dann kam er ins Schloß, doch dem König selbst zeigte er sich nicht. Er verkleidete sich als Spielmann. Der jüngste Sohn wollte die Generalstochter heiraten, und sie feierten Hochzeit. Da ließen sie den Spielmann herbeikommen, daß er ihnen zur Hochzeit aufspiele. Aber die Generalstochter erkannte in dem Spielmann den Königssohn. „Diesem habe ich ein Zeichen gegeben, das ist der älteste Königssohn!" rief sie aus. Der König hatte seinen Sohn nicht erkannt, weil er wie ein Spielmann gekleidet war. Da sprach die Generalstochter zu ihm: „Hier ist mein Verlobter, dein ältester Sohn, der uns aus dem Innern der Erde gerettet hat. Die jüngsten Brüder sagten, daß sie uns befreit hätten, aber der älteste war es." Die beiden argen Söhne hatten ihren Vater belogen. Da gab der König den Befehl, sie zu hängen. Der älteste Sohn aber hielt Hochzeit mit der Generalstochter, und sie leben zusammen bis auf den heutigen Tag. Es ist eine wahre Geschichte, doch zu glauben braucht ihr sie nicht. Einer, der sie erlebt hat, hat sie erzählt.

29. Der dem Teufel versprochene Königssohn

Ein König zog aus, um zu segeln, aber seine Frau ließ er daheim. Er segelte sieben Jahre. Da geschah es eines Tages, daß das Schiff mitten im Meere plötzlich fest saß. Sie tauchten auf den Grund, um zu sehen, was da wäre, da war es die Hütte des Teufels. Und sie gingen hinein und baten: „Laß das Schiff los." Da sagte der Teufel zum König: „Versprich mir das, was du nicht kennst, so laß ich dein Schiff los!" — ‚Was ich nicht kenne,' dachte der König, ‚ich kenne ja alles,' und er versprach es ihm. „Gut, ich gebe es dir," sagte er. Am dritten Tage, nachdem der König wieder zu Hause wäre, sollte er dem Teufel das ihm Versprochene zum Strande bringen, von da wollte er es sich holen. Der König kam nach Hause, aber er wußte nicht, daß ihm während der Zeit, wo er fort war, ein Söhnchen geboren war. Als er das erfuhr, erschrak er und war tief betrübt. Er wagte nicht, seiner Frau zu sagen, daß sie

das eigene Kind opfern mußten. Erst wenn ein Tag verstrichen war, wollte er ihr sagen: „Der Teufel kommt und holt sich den Knaben."

Wie er drei Tage zu Hause war, kam wirklich der Teufel, um den Knaben zu holen. Aber sie verließen das Haus mit dem Kinde, und der Teufel schlug alles entzwei, was er fand, alle Geräte und alle Habe. Den folgenden Tag kam er wieder, da waren sie wieder fortgegangen, damit er sie nicht finden sollte, denn sie wollten den Knaben nicht hergeben. Der Teufel schlug wieder alles in Stücke, was ihm in den Weg kam, aber am dritten Tag mußten sie den Knaben hergeben. Und die Mutter kleidete ihn gut und brachte ihn zum Strande.

Da kam der Teufel, sie gaben ihm den Knaben, und er nahm ihn mit ins Meer. Dort war aber schon ein kleines Mädchen, das der Teufel früher entführt hatte, und er selbst hatte auch zwei Mädchen, das entführte war das dritte. Von seinen Töchtern aber wollte er dem Knaben eine zur Frau geben, doch der mochte sie nicht, er wollte lieber das fremde Kind. Da sprach das entführte Mädchen zu dem Knaben: „Morgen werden wir alle drei in die Kirche geführt, und da sollst du dir unter uns eine Braut wählen. Eine Fliege fliegt umher, aus wessen Gesicht sie in dein Gesicht fliegt, die heißt er dich zur Frau nehmen. Die Fliege aber," sagte das Mädchen, „wird mir zuerst auf die Backe fliegen. Wenn du die Fliege siehst, so sprich: ‚Fliege mir an die Backe,' dann werde ich deine Braut."

Die Mädchen waren alle drei einerlei gekleidet, so daß man sie nicht unterscheiden konnte. Sie wurden in die Kirche geführt und auf die Empore gestellt. Da flog die Fliege dem entführten Mädchen ins Gesicht, und der Knabe sah hin und sprach: „Fliege mir an die Backe," und sie flog dem Knaben an die Backe und stach ihn. Da sprach der Knabe: „Das Mädchen nehme ich, sags dem Teufel." Aber der Teufel wurde sehr böse, daß er die Aufgabe gelöst hatte, und sprach: „Das hat ihm das entführte Mädchen verraten, das hat er nicht selbst gewußt!"

Und er stellte ihm eine zweite Aufgabe: „Wenn du mir in einer Nacht eine gläserne Brücke über das Meer baust," sagte er, „so

bekommst du das Mädchen." Nun, der Knabe versprach es. Das Mädchen hatte ihm aber zuvor gesagt: „Bei allem, was er dir aufträgt, sag, daß du es tun willst!" Sie war die Klügste von allen, und sie baute selbst in einer Nacht eine gläserne Brücke über das Meer, mit Pfeilern, die sie auf beiden Seiten stützten. Und Vögel sangen auf der Brücke, allerlei Vögel. Als der Teufel kam, um nach der Brücke zu sehen, war sie schon fertig und noch besser, als er sie verlangt hatte.

Da hieß er ihn als dritte Aufgabe Bier brauen. Alle drei brauten sie Bier, wie zu einer Taufe beim Teufel. Sie kochten das Bier und ließen alle davon kosten. Wer trank, der wurde bezecht, wer daran nippte, der fiel zu Boden. Da betrank sich der Teufel, und das Mädchen und der Knabe entflohen.

Sie fuhren über das Meer, und der Teufel kam ihnen nach. Da verwandelte sich das Mädchen in einen Fisch, in einen Kaulbarsch, und es sprach zu dem Knaben: „Werde zur Schwimmblase in meinem Bauch." Da wurde der Knabe zur Schwimmblase im Bauch des Fisches. Der Teufel kam ihnen nach und sagte zum Kaulbarsch: „Dreh dich um!" Der Barsch wollte ihn necken und sprach: „Greif mich am Schwanz." Aber am Schwanz kriegte er ihn nicht, weil er so glatt war, er schlüpfte ihm aus der Hand. Sie schwammen eine weite Strecke, der Teufel immer hinterher, und sagte: „Dreh dich um!" Und der Barsch antwortete: „Faß mich am Schwanz!" So redete er immer dasselbe, um schließlich ans Ufer zu gelangen. Und der Fisch kam mit dem Knaben zum Ufer.

Da ließ das Mädchen den Knaben nach Hause gehn. Der Teufel war ihnen lange nachgejagt, ohne sie zu bekommen, und war schließlich umgekehrt. Dann sagte das Mädchen zu dem Knaben: „Vergiß mich nicht, wenn du nach Hause kommst! Allen gib die Hand, aber deiner älteren Schwester gib sie nicht, sonst wirst du mich vergessen." Und der Knabe antwortete: „Ich vergesse dich gewiß nicht, ich nehme dich zur Frau."

Er kam nach Hause und reichte allen die Hand, nur seiner älteren Schwester nicht. Da fing die Schwester an zu weinen: „Warum gibst du mir keine Hand? So viele Jahre haben wir uns nicht ge-

sehn, und jetzt gibst du mir nicht einmal die Hand, bin ich denn schlechter als die andern alle?" Da gab er auch ihr die Hand und vergaß das Mädchen beim Brückensteg.

Hierauf verging eine lange Zeit, und es geschah, daß der Königssohn heiraten wollte, und sie bereiteten die Hochzeit. Da ging seine ältere Schwester zum Brückensteg, um Wasser zu schöpfen, und sie sah das Mädchen im Wasser und erschrak erst. Aber dann dachte die Königstochter, sie wäre selbst so hübsch wie eine Nixe im Wasser, als sie das Mädchen sah, das so schön war. Sie ließ ihren Eimer am Strand und lief nach Hause, um zu sehn, ob sie wirklich so schön war, wie sie da ausgesehen hatte? Sie guckte in den Spiegel, aber das war sie gar nicht. Dann lief sie wieder zurück, um Wasser zu holen. Sie kam ans Ufer und rief das Menschenkind aus dem Wasser heraus: „Bist du getauft, so komm aus dem Wasser, bist du es nicht, geh hin, woher du gekommen bist." Und das Mädchen stieg aus dem Wasser, aber es war ganz nackt. Da brachte ihm die Königstochter Kleider, dann gingen sie zusammen zur Hochzeit. Der Königssohn aber sah das Mädchen und erinnerte sich seiner. Da vergaß er alles um sich her, er nahm das Mädchen zur Frau und ließ die andere sitzen.

30. Das übertretene Verbot

Es war einmal ein Königssohn, der zählte zwölf Jahre; er war sehr hübsch und von sanftmütigem Wesen. Nun wünschte sich der Knabe, lebendig ins Paradies zu kommen. Er nahm seine Büchse, ging in den Wald, ging durch Wiesen und Sümpfe, und der Tag neigte sich dem Ende zu, und es wurde dunkel. Da kam ein Gewitter und Regen. Aber der Königssohn ging weiter und verlief sich. Er gelangte in dunkler Nacht zu einer weiten steinigen Halde. Da sah er ein mächtiges Feuer im Walde brennen und ging darauf zu, aber er wagte sich nicht heran, denn bei dem Feuer stand eine große alte Frau. Und die Frau rief ihn: „Komm, komm, Königssohn, komm ans Feuer." Da ging er hin und sagte: „Guten Abend, Mutter." — „Was suchst du denn?" fragte die Alte. Der

Königssohn sprach: „Ich möchte lebendig ins Paradies kommen.“ Und die Frau sagte: „Jetzt ist es Nacht, aber wenn der Tag dämmert, sollst du hinein kommen. Ich habe vier Söhne, es sind die Winde. Der erste heißt Nordwind, der zweite Westwind, der dritte Ostwind und der vierte Südwind. Doch wenn meine Söhne nach Hause kommen, sage nichts, laß mich alles machen.“

Da kam der älteste Sohn, der Nordwind, nach Hause. Er fragte die Mutter: „Warum riecht es hier nach einem Menschen?“ Und die Mutter antwortete: „Ein Königssohn ist hier, der ins Paradies will.“ Die Alte hatte aber einen großen Sack, und wer von ihren Söhnen nicht gehorchte, den steckte sie da hinein. Und sie fragte den Nordwind: „Wo bist du heute gewesen? Hast du Gutes oder Böses geschafft?“ Da antwortete der Nordwind: „Ich wollte einen Jäger durch Frost töten. Drei Jahre habe ich es versucht, aber es gelang mir nicht. Wenn ich ihm die Füße zwickte, so trat er mich, kam ich ihm an die Hände, so schlug er sie zusammen. Da hab ich ihn laufen lassen und statt seiner einen Kaufmann auf dem Schlitten in seinem Bärenpelz getötet.“ Und er wandte sich zum Königssohn und sprach: „Was bist du für ein Mann, und was tust du hier?“ — „Sei still,“ sagte die Mutter, „oder du kommst in den Sack.“ Der Sohn war still und redete nicht mehr.

Dann kam der Westwind, der zweite Sohn, nach Hause, der sprach: „Was ist das für ein Mann hier? Jagt ihn fort!“ Die Mutter sagte: „Still, Junge, oder du kommst in den Sack. Was hast du draußen gemacht, mein Sohn?“ — „Weder Gutes noch Böses, ich habe die Seeleute ein wenig geneckt.“

Nun kam der Ostwind, ihr dritter Sohn, der sprach zu dem Königskind: „Was bist du für ein Mann? Mach, daß du fortkommst! Was tust du hier?“ Da sagte die Mutter wieder: „Sei still, oder ich stecke dich in den Sack.“ Dann fragte sie: „Was hast du, mein Sohn, die Zeit her getrieben?“ Er sprach: „Ich habe Ähren ausgeschüttelt als Tagelöhner beim Hasen.“

Zuletzt kam der vierte Sohn, der Südwind. Der fragte den Königssohn: „Wer bist du denn, und was suchst du hier?“ Er antwortete: „Ich suche das Paradies.“ Da sagte der Südwind:

„Leg dich schlafen, morgen bringe ich dich lebendig ins Paradies." — „Wann warst du zuletzt im Paradies, mein Sohn?" fragte die Mutter. Und der Südwind sprach: „Es wird morgen ein Jahr!"

In der Nacht aber machte er sich auf, nahm den Königssohn auf seinen Rücken. Als der Knabe aus dem Traum erwachte, war er schon hoch in den Wolken. Da sagte der Südwind zum Königssohn: „Sobald wir dem Paradies nahen, kommt uns Inti, die Beherrscherin des Paradieses entgegen." Und sie kamen zum Paradies, und der Südwind grüßte: „Guten Morgen, hohe, heilige Inti." Und Inti sagte: „Was bringst du, wie geht es dir? Du hast dein Wort gehalten." Dann fragte sie den Königssohn: „Warum bist du hierher gekommen, willst du hier bleiben oder gehst du mit dem Winde wieder zurück?" Der Königssohn antwortete: „Ich möchte hier bleiben, wenn ihr mir Adams und Evas Schatten zeigt." Inti sprach: „Sieh her, dort unter dem Baume sind Adams und Evas Schatten, wenn du hier bleibst, wird es dir ebenso gehen wie ihnen." Der Königssohn sprach: „Ich bleibe hier, aber ich bin nicht ungehorsam, wie Adam und Eva." Da sagte Inti zu ihm: „Ich gebe dir eine Aufgabe." Und sie zeigte ihm alle möglichen Genüsse und Freuden. Sie führte den Königssohn in die prächtigsten Räume des Paradieses, wo die Schatten lebendig waren, bloß keine Seele hatten. Dann sagte sie: „Alles dies, so weit du sehen kannst, will ich in deine Hut geben, aber du darfst mich nicht berühren. Das ist deine Aufgabe. Der Tag bringt dir allerlei Vergnügen und Freuden, die höchsten, die die Welt hat." Und sie sprach weiter: „Wenn ich mich am Abend zur Ruh lege und dich rufe: ‚Komm, komm, Königssohn!' dann komm ja nicht. Wenn du kommst, so stirbst du, und es geht dir wie Adam und Eva." — „Ich komme nicht," sagte der Königssohn, „ich habe hier genug Freuden, du kannst dich darauf verlassen, ich komme nicht." Da sagte Inti zum Winde: „Geh fort, der Königssohn bleibt hier und erfüllt die Gebote." Und der Wind sprach: „Lebe wohl, Inti, lebe wohl, Königssohn, nach einem Jahr komme ich wieder und sehe nach dir." Dann machte er sich auf und ging.

Nun kam der erste Tag, er brachte Freuden und Vergnügen aller Art. Und der Abend kam, und Inti sagte zum Königssohn: „Komm, komm, doch wenn du kommst, so stirbst du.“ Dann mahnte sie wieder: „Komm nicht!“ Der Königssohn sann nach und ging einen Schritt näher, und es hielt ihn nichts, er kam Inti noch näher. Die Schatten fingen an zu lachen — sie lachten ohne Seele — und sagten: „Du brichst dein Versprechen, du brichst dein Wort.“ Und der Königssohn dachte: ‚Ich gehe zu ihr, aber ich küsse sie nicht, ich will nur sehen, wo sie schläft.‘ Inti schlief unter dem Feigenbaum, der dem Königssohn verboten war. Der Königssohn ging hin und besah Intis Ruhebett, und Inti erwachte. In ihren Augen schimmerten Tränen, sie weinte. Und Inti sagte zum Königssohn: „Du hast dein Versprechen gebrochen, dein Wort nicht gehalten.“ Aber der Königssohn antwortete: „Ich breche es nicht, ich küsse dich nicht.“ Und er vergaß sein Versprechen und küßte Inti. Und als er Inti geküßt hatte, entfloh das Paradies wie ein Licht in weiter, weiter Ferne. Und dann verschwand es, und der Königssohn starb, und es geschah ihm wie Adam und Eva.

31. Von einem Fisch geboren

In einem Hause waren sechs Kinder, drei Jungen und drei Mädchen, die waren von einem Fisch geboren. Als die Mädchen einmal hingingen, um ihre Blumen zu begießen, da kam ein schrecklicher Wirbelwind und nahm alle Mädchen mit. Erst zog der älteste Bruder aus, seine Schwestern zu suchen, und war nach drei Jahren noch nicht heimgekommen. Dann ging der mittlere Bruder, sie zu suchen, der kam auch nicht wieder und war drei Jahre fort, als seit dem Auszug des ältesten bereits sechs Jahre verflossen waren. Der jüngste Bruder war ein Schwachkopf; er arbeitete auch nicht, nur hin und wieder brachte er Holz ins Haus, wenn es die Mutter befahl. Der sagte: „Mutter, ich will auch hingehen und meine Schwestern suchen.“ Die Mutter antwortete: „Das hätte noch gefehlt, daß du auch fortgingest! Dann hätte

ch ja von keinem etwas, nachdem ich euch großgezogen habe." „Ich geh aber doch," sagte der Junge und machte sich auf den Weg. Er kam zu einer Schmiede, ging hinein und fragte den Schmied: „Habt Ihr eilige Arbeit?" — „Die hätte ich schon, aber doch nicht so außergewöhnlich eilige. Was möchtest du denn?" — „Ich wollte Euch bitten, mir ein Paar Holzschuhe zu machen, einen eisernen Stock und auch einige Ketten." — „Was für Holzschuhe soll ich dir denn machen? Die macht gewöhnlich der Holzschuster." Da bat ihn der Bursche, ihm Schuhe aus Eisen zu machen, die zusammen zehn Liespfund* wögen, ein jeder fünf Liespfund, einen eisernen Stock und tausendfünfhundert Klafter eiserne Ketten. Das tat der Schmied. Der Junge zog die Schuhe an, nahm den Stock in die Hand und die Ketten auf den Rücken. Schließlich kam er an den Fuß eines großen Berges und sah seine Brüder, die unten am Berge standen und hinaufguckten. Der eine hatte Haare, die bis auf die Erde schleiften, weil sie nicht geschnitten worden waren, und dem anderen wuchs Renntiermoos auf dem Kopfe.

Da fragte der jüngste Bruder: „Was steht ihr denn hier unten?" Die Brüder erwiderten: „Wie sollen wir denn da hinaufkommen?" Da warf der Jüngste die Eisenketten bis oben hinauf auf den Berg, und sie blieben dort hängen, dann nahm er seinen Stock in die Hand und ging hinauf.

Aber noch bevor er auf dem Berg angelangt war, war die Spitze von den Schuhen abgelaufen und der Stock um die Hälfte kleiner geworden. Oben angelangt, ließ er die Ketten liegen und ging rüstig auf dem Bergrücken weiter. Es war ein schöner flacher Heideberg. Als er ein Stück gegangen war, kam er an ein messingnes Haus, das sich rasend schnell herumdrehte. Er sagte etwas zu dem Hause, da blieb es stehen. Dort war seine jüngste Schwester, die ihn begrüßte: „Guten Tag, Bruder! Wo kommst du denn her?" — „Einerlei, wo ich herkomme, mach nur die Tür auf!" — „Geh dreimal gegen die Sonne ums Haus herum, dann wirst du das Schlüsselloch finden." Das tat er und fand es auch. Als er hereingekommen war, sagte die Schwester: „Wenn

* 1 Liespfund = 8,5 kg

mein Mann nach Hause kommt, wird er dich auf der Stelle töten. Da antwortete der Bruder: „Wer feig ist, fürchtet sich vor allem." Der Mann kam aus dem Wald nach Hause, begrüßte ihn gleich und sagte: „Wie bist du denn hier heraufgekommen?" — „Einerlei, wie ich heraufgekommen bin," antwortete er, „ich bin eben da." Da drückte ihm der Mann die Hand. Der Bruder aber packte ebenfalls zu und sprach: „Ich bin auch aus Fischknochen gemacht." Da ging dem Manne gleich der Mund auf, und das Wasser trat ihm in die Augen. Dann tranken sie zusammen. Der Junge trank in einemfort, doch goß er sich den Branntwein jedesmal unters Kinn. Der Mann seiner Schwester aber wurde tüchtig betrunken. Dann machten sie einen Vertrag, daß, wenn einer von ihnen beiden stürbe, der andere ihm zu Hilfe kommen sollte, und sie vereinbarten als ein Zeichen, daß sie in ihr Taschentuch Blut tröpfeln wollten, und wenn einer von ihnen stürbe, sollte das Blut aus dem Taschentuch desjenigen verschwinden, der am Leben bliebe.

Der Bruder ging weiter und kam an ein silbernes Haus, dort war seine mittlere Schwester. Das Schlüsselloch fand er auf dieselbe Weise, und die Schwester stellte dieselbe Frage an ihn. Dann ging er hinein, und der Mann war ebenfalls von Hause fort. Die Schwester sagte: „Wenn mein Mann heimkommt, wird er dich auf der Stelle töten." Darauf erwiderte er: „Wer feig ist, fürchtet sich vor allem." Der Mann kam nach Hause, begrüßte ihn sogleich und drückte ihm ganz fürchterlich die Hand, aber der Junge drückte noch fester. Danach wurde in gleicher Weise Branntwein getrunken. Jedesmal, wenn der Bruder einen Schluck nahm, tat er bloß, als ob er trinke. Danach schlossen sie den gleichen Vertrag.

Danach machte sich der Bruder auf, seine dritte Schwester zu suchen. Er kam zu einem goldenen Haus, das sich ebenso geschwind drehte, wie das erste. Er öffnete es auf dieselbe Weise, und dort war seine älteste Schwester. Die seufzte: „O je! wie es dir ergehen wird!" Er aber antwortete: „Wer feig ist, fürchtet sich vor allem." Dann kam der Mann nach Hause, begrüßte ihn und drückte ihn so fürchterlich, daß ihm angst und bange wurde.

So drückten sie sich, und der Böse bekam ihn zuletzt auf die Knie. Da fiel dem Jungen ein, daß er sagen mußte: „Ich bin auch aus Fischknochen gemacht," und da gewann er gleich die Oberhand, und der Böse wollte einen Vertrag machen. Sie gaben sich das Zeichen im Taschentuch. Dann erzählte der Bruder, daß er seine Schwester mit nach Hause nehmen wollte. Der Böse sprach: „Ich bin stark, aber du bist noch stärker. Wir sind drei starke Brüder, aber hier gibt es ein Mädchen, mit dem wir es alle drei nicht aufzunehmen wagen." Da meinte der Junge: „Ich gehe allein." Der Böse gab ihm Bescheid, wo das Mädchen war, und sagte: „Sieh nur zu, daß du mit dem Leben davonkommst!"

Der Junge ging und fand die Kate, wo das starke Mädchen wohnte, er blickte durch den Türspalt und sah, daß das Mädchen eingeschlafen war. Aber er getraute sich noch nicht hineinzugehen. Schließlich stürmte er doch hinein, packte die beiden Bettseiten und drückte das Mädchen mit der Brust gegen das Bett. Das Mädchen erschrak und fing an zu schreien: „Wenn du ein Vater bist, so bist du mein Vater, wenn du eine Mutter bist, so bist du meine Mutter, bist du ein Bruder, so bist du mein Bruder, bist du eine Schwester, so bist du meine Schwester, und wenn du mir noch zum Manne bestimmt bist, so bist du mein Mann." Der Junge ließ sie dann los, und sie versöhnten sich, weil das Mädchen mit einem Eide versicherte, daß sie ihn nehmen wolle, wer er auch sei.

Das Mädchen zog jeden Tag in den Krieg. Es war nämlich dort ein Schmied, der jede Nacht dreihundert Soldaten machte, und wenn das Mädchen diese nicht am Tage immer getötet hätte, wären es ihrer so viele geworden, daß sie das Mädchen zuletzt bezwungen hätten. In der Kate des Mädchens waren mehrere Kammern, und das Mädchen sagte: „In alle Kammern darfst du gehen, aber in jene Kammer dort geh nicht hinein!" Der Junge blieb den Tag über dort. Als das Mädchen am Abend aus dem Kriege kam, versuchte der Junge ihr Schwert, aber es war so schwer, daß er es nicht einmal hin und her bewegen konnte. Das Mädchen zog den dritten Tag in den Krieg, und jeden Tag verbot sie dem Jungen von neuem, in die Kammer zu gehen.

Am dritten Tage dachte er: „Ich will bloß einmal hineinsehen," und das tat er. Dort hingen Tiere von jeder Art, die es auf der Welt gibt. Einige hingen an den Beinen, andere an den Hörnern; und sie waren lebendig. Sie baten ihn alle, sie loszumachen. Er machte in seiner Gutmütigkeit eins von ihnen frei, und dieses machte ein anderes frei, und dann befreiten sich die übrigen untereinander. Sie töteten den Jungen und warfen ihn in einen Fluß.

Als nun das Mädchen nach Hause kam, wurde sie sehr traurig, denn sie hatte den Jungen gern gehabt. Aus den Taschentüchern der Brüder aber verschwanden die Blutstropfen. Da machten sie sich alle auf, den Jungen zu suchen. Jeder der Brüder verwandelte sich: der eine in eine Schlange, der andere in eine Maus und der dritte in einen Fisch. Der eine ging in den Fluß, die anderen gingen in der Erde unter den Häusern her und sonstwohin. Der sich zum Fisch gemacht hatte, fand den Jungen im Fluß. Die Tiere hatten ihn so geschüttelt, daß seine Knochen nicht mehr zusammensaßen. Aber das Mädchen hatte eine Flasche, und mit dem Inhalt der Flasche salbten sie den Körper des Jungen, da wurde er wieder lebendig und er war so viel kräftiger als zuvor, daß er mit dem kleinen Finger das Schwert des Mädchens schwenken konnte, wie er wollte, obgleich er es früher nicht hatte bewegen können.

Der Junge blieb bei dem Mädchen und bat: „Willst du mich jetzt nicht einmal in den Krieg ziehen lassen?" — „Nein, ich lasse dich nicht, sie möchten dich töten, du wirst nicht mit ihnen fertig werden." Aber er sagte: „Ich will es versuchen." Da erlaubte sie es ihm schließlich doch, und er zog in den Krieg. Er ging zuerst in die Schmiede und fragte den Schmied: „Habt Ihr einen Lehrjungen nötig?" — „Ich könnte wohl einen brauchen," antwortete der Schmied, „ich bin schon alt und schwach, es will mir nicht mehr recht von der Hand gehen." Er sprach: „Ich bin das Schmiedehandwerk gewöhnt, ich mache neue Köpfe und, wenn es nötig ist, einen ganzen Menschen. Aber mit dem Werkzeug, das Ihr da habt, kann ich nichts anfangen." Er sah sich dabei nach dem größten Hammer um und sagte zu dem Schmied: „Legt Euren Kopf

auf den Amboß." Das tat der Schmied. Da nahm der Junge den allergrößten Hammer und holte so aus, daß die Schädelknochen nur so flogen. Dann kam er nach Hause und sagte: „Ich habe dem Schmied einen neuen Kopf gemacht, jetzt brauchst du nicht mehr in den Krieg zu ziehen."

Hierauf blieben sie dort in der Kate, und der Junge meinte: „Sollen wir nicht auch einmal in meine Heimat gehen?" — „Das können wir," sagte das Mädchen. Da holte der Bruder seine Schwestern aus jedem Hause, und sie machten sich auf den Weg. Sie kamen an den Rand des Bergrückens, und er ließ mit Hilfe der Ketten seine Schwestern zuerst den Berg hinunter. Danach das Mädchen. Aber gleich, nachdem er seine Braut hinuntergelassen hatte, freuten sich die Brüder und rissen die Ketten entzwei. Darauf nahmen sie ihre Schwestern mit nach Hause und das Mädchen auch.

Der Junge war viele Jahre auf dem Berg. Haar und Bart waren ihm schrecklich lang gewachsen, und er trug Kleider aus Rentierfell. Da sah er endlich unten am Berge einen großen, schwarzen alten Mann gehn. Sein Bart schleifte den Boden, und der Alte war blind. Der da oben bat ihn, ihm doch hinunterzuhelfen. Der Alte band seinen Bart an einen Baum, trat ein Stück beiseite und sagte: „Spring da drauf, du wirst wohl nicht davon sterben, wenn du auf den weichen Bart springst! Das tat er und kam gut hinunter. Er hatte aber noch von der Salbe bei sich, die ihn wieder lebendig gemacht hatte, damit bestrich er die Augen des Greises, und er konnte wieder sehen. Da sagte der Alte zu ihm: „Eile schnell heim, denn ein anderer will deine Braut freien." — Das Mädchen hatte viele Jahre auf ihn gewartet, aber weil er nicht gekommen war, hatte sie eingewilligt dem andern die Hand zu geben. — Da eilte er mit Riesenschritten hin. Daheim feierten sie schon die Hochzeit. Als er zu dem Hochzeitshaus kam, ging er nicht hinein, sondern schlich sich in die Badestube. Hier legte er sich auf die Pritsche. Und eine Magd kam daher, die meldete: „Dort in der Badestube ist der Teufel." Da kamen alle gelaufen. Die Braut aber erkannte ihn sogleich und besorgte ihm gute Kleider, nahm ihm den Bart ab und säuberte

ihn. — So ging es, und aus der Hochzeit wurde nichts. Der Junge bekam das Mädchen, und die Bösewichter warf er zur Hintertür hinaus.

32. Erlenklotz

Ein Mann machte aus einem Erlenklotz ein Kind und schaukelte es drei Jahre lang. Da bekam es Leben. Aber es aß so schrecklich, daß sie es zu Hause nicht mehr behalten konnten. In der Nähe war ein Gutshof, dahin schickten sie den Jungen in die Arbeit. Aber auch dort wollten sie ihn nicht lange behalten, sondern gedachten ihn zu töten. Sie warfen einen Ring in den Brunnen und befahlen Erlenklotz, ihn heraufzuholen. Der Junge ging hin, und jene Bösewichter ließen einen Mühlstein auf ihn hinabfallen. Er warf ihn zurück und sagte: „Was schmeißt ihr denn solche Brotlaibe nach mir?" Er kam herauf und brachte den Ring.

Darauf schickten sie ihn in den Wald, um Holz zu hacken. Er schlief bloß und aß, und die Ochsen fuhren ihm eine Woche lang Essen hin, weil sie sich nicht getrauten ihm keines zu geben. Am Samstagabend fing er endlich an, Holz zu hacken. Und so weit, als die Axthiebe schallten, so weit fielen die Bäume. Dann begann er die Bäume zu ästen, und so weit, als die Axthiebe schallten, so weit wurden alle Bäume geästet. Auf dieselbe Weise spaltete er sie auch. Dann nahm er zwei Scheite in die Hände und schlug sie zusammen; und so weit die Schläge schallten, so weit schichtete sich alles Holz auf.

Unterdessen waren zu Hause die Kanonen und alles instand gesetzt worden gegen ihn. Na, und dann kam Erlenklotz nach Hause, und sie schossen mit den Kanonen nach ihm. Da sagte er: „Laßt das Steinewerfen, oder ich werfe sie euch zurück!" Dann versprach er schließlich wegzugehen, aber er wollte einen Ranzen aus Leder haben, in den fünf Tonnen gingen. Da machten sie ihm einen solchen Ranzen, und er ging damit weg. Er ging zum Teufel, und der große Teufel lag in seinem Bette. Als er den Ranzen sah, sprach er: „Gib mir den!" Er gab ihn aber nicht, und der

große Teufel fing an zu schreien: „Jungen, Jungen!“ Die Jungen kamen, und Erlenklotz jagte alle Jungen des großen Teufels in den Sack und ging davon.

Dann wanderte er am Strande des Meeres entlang, und es begegnete ihm ein großer, langer Angler. Dem warf er seine Angel ins Meer. — „Warum hast du mein Handwerkszeug ins Meer geworfen?“ fragte der Angler. — „Wir sind starke Männer, laß uns zusammen gehen!“ Darauf begegenete ihnen ein Steinklopfer mit zwei Steinblöcken in der Hand. Die warf ihm der Junge auch ins Meer. Da sagte der Steinklopfer: „Warum hast du mein Handwerkszeug ins Meer geworfen?“ Er antwortete: „Wozu brauchen wir das? Wir sind drei starke Männer.“ Dann gingen sie zusammen weiter.

Und es war an einer Stelle ein Loch in der Erde. Da wollten sie versuchen, wie es dort wäre, kalt oder warm. Zuerst stieg der Angler hinein und sagte: „Zieht mich hinauf, hier ist es so kalt.“ Dann stieg der Steinklopfer hinein, der ging durch das Kalte, aber dann wurde es sehr heiß, und er schrie: „Zieht mich hinauf!“ Alsdann stieg Erlenklotz hinein, und der hielt auch die Hitze aus. Dort waren zwei schöne Mädchen, und er half ihnen nach oben. Danach hätten ihn die anderen hinaufziehen sollen, aber sie taten es nicht. Es war aber unter der Erde ein Adlernest, darüber warf der Junge seinen Rock. Der alte Adler kam und fragte: „Wer hat denn das getan?“ „Ich!“ rief der Junge. „Was willst du zum Lohn haben, wenn du mein Nest in Ruhe läßt?“ sagte der Adler. „Ich will, daß du mich hinaufbringst.“ — Da machten sie sich nach oben auf. Der Adler hatte einen Ochsenschenkel bei sich, den aßen sie auf der Reise. Er brachte den Jungen hinauf, und dort stritten sich die anderen schon um die Mädchen. Der Junge aber wurde so zornig, daß er beiden den Kopf abschlug.

33. „Bekennst du?“

Es war einmal ein Schmied, der war ein so großer Trinker, daß er das Saufen nicht mehr lassen konnte. Schließlich vertrank er sein ganzes Gehöft, seine Schmiede und sein Handwerks-

zeug. Er hatte auch eine Frau gehabt, aber als diese bemerkte, daß alles dahin ging, hatte sie einen Teil ihrer Habe an sich genommen und sich ein kleines Häuschen in der Nähe der Stadt gekauft. Als nun der Schmied bis auf sechs Kupferstücke alles vertrunken hatte, ging er zum Seiler und kaufte sich einen Strick, um sich daran aufzuhängen. Der Seiler gab ihm ein gutes Stück und sagte: „Hier hast du einen, der hält!" Der Schmied ging in den Wald und sah sich nach einem passenden Baum um. Da fuhr ein altes Weib mit einem schwarzen Pferd an ihm vorbei und rief: „Mann, Mann, was hast du vor?" „Ich will mich aufhängen," antwortete der Schmied. „Warum denn?" — „Das Geld ist alle. Das alte ist vertrunken, und neues ist nicht zu erwarten." Da sagte die Hexe: „Aber deshalb häng dich doch nicht auf, versprich mir das, was deine Frau jetzt zur Welt bringt, so kann ich dir helfen." Der Schmied überlegte erst, aber dann versprach er es unter der Bedingung, daß er es fünfzehn Jahre behalten dürfe. „So lange magst du es behalten," sagte die Hexe. Darauf gab sie ihm einen Beutel und sprach: „Hier hast du Geld, damit du dir helfen kannst."

Der Schmied ging zu seiner Frau, bat um Teller und schüttete mehrere voll Geld. Dann kaufte er seine Schmiede und sein Handwerkszeug zurück, fing von neuem an zu arbeiten und lebte von da ab wie andere Menschen auch. Die Frau hätte gern gewußt, woher ihr Mann das Geld hatte, aber er wollte es nicht sagen. Mit der Zeit mußte er es aber doch sagen, daß er das Kind versprochen hatte.

Die Frau bekam ein Kind, und es war ein Mädchen. Als es vier Wochen alt war, fing es in der Wiege an zu sprechen: „Ich muß aufstehn und arbeiten, denn ich habe Eile." Es stand auf und machte Spitzen und andere Arbeiten, wie sie nie zuvor in der Welt gemacht worden waren. Daher wurde das Mädchen von mancher Herrschaft zum Nähen genommen.

Eines Tages, als es bei einer Gräfin nähte, sagte es plötzlich: „Jetzt muß ich nach Hause gehen." Daheim aber sagte es zu seiner Mutter: „Bringt alles in Ordnung, jetzt werde ich geholt." Die Mutter erschrak und erzählte dem Vater, was ihre Tochter ge-

sagt hatte. Der Vater rechnete nach, und es waren gerade die fünfzehn Jahre herum. Da brachten sie die Kleider ihrer Tochter in Ordnung. Die Hexe kam und sprach: „War es nicht so verabredet?" „Das war es," antwortete der Schmied. Das Mädchen wurde fertig gemacht, um mit der Alten zu gehen. Die Hexe hatte wieder schwarze Pferde vor dem Wagen, wie damals, und das Mädchen setzte sich neben sie. Da nahm sie das Mädchen auf ihren Schoß und fragte: „Hast du jemals weicher gesessen?" — „Was ist weicher als der Schoß der eigenen Mutter?" antwortete das Mädchen. Da gab die Hexe dem Mädchen aus einer Flasche zu kosten und fragte: „Hast du je etwas Süßeres gekostet?" — „Was ist süßer als die Milch der eignen Mutter?" antwortete das Mädchen. Neben dem Weg aber stand eine Ahlkirsche, und die Hexe fragte: „Weißt du, warum sie vertrocknet ist?" — „Ich weiß es," antwortete das Mädchen, „in dieser Truhe ist ein Rock, den ich aus ihren Blättern genäht habe." Dann fuhren sie in einen tiefen Wald, und dort stand ein großes Haus. Dahinein brachte die Hexe das Mädchen und befahl ihm, dort zu bleiben. Sie gab ihm viele Schlüssel, von denen jeder zu einem besonderen Zimmer gehörte, und sie durfte in alle Zimmer gehen, nur im Flur war ein Zimmer, das sie nicht betreten durfte. Sie fand ein Zimmer mit allerlei Speisen und ein anderes, wo sie schlafen konnte. Als sie eine Zeitlang dort war, kam die Hexe, um nach ihr zu sehen. Da war noch nichts vorgefallen. Sie ging wieder fort und ließ das Mädchen zurück.

Als nun die Schmiedstochter einmal in den Flur kam, dachte sie: „Was mag wohl in der Kammer sein?" — und sie öffnete die Tür. Da hob von der Rückwand ein Toter den Kopf nach ihr, als sie die Tür öffnete, denn von der Tür bis zu dem Toten ging ein Kupferdraht. Sie schlug die Tür zu, und der Tote rief ihr nach: „Bekenne es nur nicht!"

Die Hexe kam nach Hause und sagte: „Du hast die Tür zur Flurkammer geöffnet." „Nein, das habe ich nicht getan," antwortete das Mädchen. Die Hexe sagte: „Da hilft nichts, du mußt deine Strafe haben. Willst du taub, stumm oder blind sein?" Das Mädchen dachte: „Wenn ich taub bin, so hör ich nicht, was die

Menschen sagen, und höre die Vögel nicht singen, und wenn ich blind bin, sehe ich Gottes schöne Welt nicht." Sie antwortete, daß sie am liebsten stumm sein wolle.

Es verstrich einige Zeit, da wurde die Hexe böse und sprach: „Das ist noch nicht genug!" und sie führte sie auf einen hohen Berg, und unter dem Berg war das Meer. Da zog ihr die Hexe alle Kleider aus und stieß sie von dem Felsen ins Meer. Aber da war sandiger Grund, und sie ging zu Fuß an das andere Ufer. Weil sie aber nackt war, wagte sie sich nicht in die Nähe der Menschen, sondern versteckte sich in einer großen hohlen Eiche.

Dort im Wald waren die Söhne des Königs auf der Vogeljagd. Und die Hunde, welche überall herumschnüffeln, fanden sie in dem Baum. Da ging der junge König hin und fragte: „Ist dort ein Mensch oder ein Spuk?" und er befahl ihr herauszukommen. Das wollte sie nicht, weil sie nackend war. Aber der König drohte, sie zu erschießen, und da mußte sie kommen.

Sie war ein unsagbar schönes Menschenkind, und der junge König nahm sie zur Frau, obgleich sie nicht sprechen konnte. Nun, und dann bekam sie ein Kind. Die Hexe erschien und fragte sie: „Bekennst du?" Da antwortete sie: „Nein!" Der Hexe konnte sie antworten, und wenn sie sonstwer gefragt hätte: „Bekennst du?" darauf hätte er Antwort bekommen. Die Hexe nahm ihr das Kind weg und legte einige Knochen neben sie, damit sie glaubten, sie habe ihr Kind aufgegessen. „Aus dem Wald ist sie gekommen," sagten sie, „und sie wird wohl auch ein wildes Tier sein." Aber der junge König verteidigte sie, obgleich es ihn sehr betrübte, daß auf diese Weise sein Kind verloren war, denn seine Gattin war ungewöhnlich schön und ganz unvergleichlich in allem.

Nun bekam die Königin zum zweitenmal ein Kind. Die Hexe erschien wieder und fragte: „Bekennst du, daß du damals die Kammertür geöffnet hast?" Da antwortete sie bloß: „Nein!" Da nahm ihr die Hexe wieder das Kind weg und legte Knochen neben sie. Die Königin sollte zum Scheiterhaufen verurteilt werden, aber nicht einmal jetzt wollte es der junge König zulassen. Er hatte die Hexe gesehen und sagte: „Wie kannst du nur so einer Hexe antworten, und auf meine Fragen antwortest du nicht?" Das

drittemal ging es ebenso. Beim drittenmal verurteilten sie die Königin zum Scheiterhaufen. Der Holzstoß war geschichtet, und viel Volks hatte sich versammelt. Der König führte sie selbst dorthin, denn er liebte sie sehr und hätte sie noch nicht hergegeben, aber das Gesetz verlangte es. Es waren aber dort drei Zauntüren, und jede Zauntüre begann zu fragen: „Bekennst du?" Die Königin antwortete: „Nein!" Der König verwunderte sich: „Warum antwortest du den Zauntüren und mir nicht?"
Dann führten sie die Königin auf den Scheiterhaufen, das Feuer war angezündet, und die Flammen züngelten schon nach ihren Kleidern, als die Hexe erschien und rief: „Bekennst du?" „Nein!" — Da blies die Hexe das Feuer aus und sprach: „Du bist stark geblieben, hier sind deine Kinder." Es waren zwei sehr schöne Knaben und ein Mädchen. Dann konnte sie wieder sprechen. Freudig brachte jetzt der König sein Gemahl nach Hause, und einige Zeit darauf bat sie ihn um die Erlaubnis, ihre Eltern besuchen zu dürfen. — Aber die Hexe ließ sie von nun an in Frieden, weil sie ihre Probe bestanden und nicht bekannt hatte.

34. Daumerling

Der König fuhr an einer Kate vorbei, wo der Kätner seinen Acker pflügte. Es war noch ein zweites Pferd in der Nähe, aber kein Mann dabei zu sehn. „Wer pflügt denn mit dem andern Pferd?" fragte der König. „Mein ältester Sohn." „Willst du mir den Sohn nicht verkaufen?" „Gott behüte! wie werd ich wohl meinen Jungen verkaufen," meinte der andere. „Verkauf mich nur, Vater!" rief der Junge aus den Erdschollen heraus. Der Vater verkaufte ihn, und der König steckte ihn in die Tasche: Aber er steckte ihn in die Tasche, wo sein Geld war. Da rief der Junge aus der Tasche: „Vater, komm und begleite mich!" Der Vater kam, und der Junge warf alles Geld aus der Tasche. Als das Geld alle war, sagte der Junge: „Vater, Vater, geh jetzt zurück!" Der Vater kehrte um und las das Geld auf.
Sie kamen ins Schloß, da sagte der König: „Zieh mir meine

Stiefel und Strümpfe aus und bring sie zum Trocknen!" Der Junge schob die Stiefel in die Ofenröhre, und die Strümpfe weichte er im Zuber ein. Am folgenden Morgen sagte der König: „Bring mir die Strümpfe und Stiefel!" Der Junge brachte die Strümpfe. Aus den Strümpfen lief das Wasser noch die Diele entlang. Da sagte der König ärgerlich: „Die sind ja gar nicht trocken. Bring die Stiefel!" Daumerling brachte die Stiefel. Von dem einen Stiefel war nur ein Stück vom Schaft, am andern bloß der Absatz übrig. Der Junge meinte: „Die sind trocken."
„Jetzt kriegst du aber deine Prügel," sagte der König. Da entwischte der Junge in sein Bett und verkroch sich im Stroh. Sie suchten und suchten ihn, aber sie fanden ihn nicht. Das Stroh warfen sie dem Ochsen vor, und der Ochs fraß das Stroh mit dem Jungen. Am andern Morgen, als die Mägde in den Viehhof kamen, rief der Junge aus dem Bauche des Ochsen: „Schön guten Morgen!" Das meldeten die Mädchen, und der Ochs wurde geschlachtet. Sie suchten den Jungen, aber sie fanden ihn nicht, wie sehr sie ihn auch suchten.
Die Därme brachten sie auf den Acker, und die Wölfe kamen und fraßen die Därme mit dem Jungen. Als dann der Wolf, der ihn gefressen hatte, zu einem Schafpferch lief, rief der Junge aus dem Bauche des Wolfes: „Schäfer, Schäfer, der Wolf frißt dein Schaf!" Da fing der Schäfer an zu schreien, und der Wolf mußte leer abziehen.
„Hör mal," sagte der Wolf zum Daumerling, „du kannst da drin nichts anfangen, und ich muß verhungern." „Gut, ich gehe weg," antwortete der Junge, „wenn du mich vor meines Vaters Hausflur bringst." Der Wolf ging, aber der Junge sagte: „Bis in meines Vaters Hausflur!" Das tat er, und als sie dort waren, schrie der Junge: „Vater, Vater, es ist ein Wolf im Hausflur!" Der Vater kam und schlug den Wolf tot und bekam seinen Jungen wieder. Aus dem Wolfsfell aber machten sie sich eine Geldtasche, wo hinein sie das Geld des Königs steckten.

35. „Lade und feuere!"

Es war einmal ein Schäferjunge, der — obwohl er ein großer, langer Mensch war — keine tüchtige Arbeit verrichtete, er hütete bloß die Schafe. Er besaß keine Hose, nur ein grobes sackleinenes Hemd. Eines Sonntags kam er mit seinen Schafen an der Kirche vorbei und dachte: „Ich will auch einmal in die Kirche gehn." Darauf ging er hinein. Der Pfarrer verkündete eben von der Kanzel, daß die Königstochter verschwunden sei, und daß derjenige, der sie zurückbrächte, sie zur Frau haben solle und dazu die Hälfte des Königreichs. Der Junge dachte: ‚Wenn ich mich aufmache, sie zu suchen, werd ich sie wohl finden', und er ging auf der Stelle fort.

Er kam in einen tiefen, dunklen Wald. Dort erblickte er zwei mächtige Schlösser. In das schlechtere ging er hinein und fand bloß eine alte Magd, die fragte ihn: „Was bist du denn für ein Mann, daß du hierher gekommen bist?" Er antwortete, daß er ein Schäfer sei und ausgezogen, um die Königstochter zu suchen. Die Alte sagte: „Die ist hier, aber wie ist's möglich sie fortzubekommen? Vielleicht, wenn ich dir helfe." Sie gab ihm einen riesigen Beutel voll Geld und befahl ihm, denselben in den Wald zu bringen, und zwar an einen solchen Platz, wo er ihn am folgenden Tag wiederfinden könne. Der Junge brachte den Beutel hin und versteckte ihn zwischen den Wurzeln eines Wacholderbusches. Dann blieb er bei der alten Magd in dem Schlosse.

In dem Schlosse wohnten Räuber. Sie kamen am Abend nach Hause und fragten den Jungen, was für ein Mensch er sei. Die alte Magd hatte ihn aber vorbereitet, und er antwortete, daß er sich zu ihnen schlagen wolle, weil er im Räubern ein Mann sei. Da nahmen sie ihn freudig auf. Am nächsten Tag sagten sie zu ihm: „Wir wollen jetzt mit dir auf Raub ausziehn." Aber der Junge antwortete: „Es wird mir besser allein gelingen! denn einen fürchten sie nicht so wie eine ganze Horde." Da gingen die andern fort, um die Reisenden anzufallen, und der Schäferjunge ging seinen eignen Weg, und dieser führte zum Silberbeutel im Wacholderbusch. Als die andern am Abend nach Hause kamen,

wunderten sie sich sehr, daß er solch einen Beutel voll Geld auf einmal bekommen hatte. Darauf sagte er: „Morgen bringe ich noch mehr."

Danach gab ihm die Magd einen schweren Beutel mit Goldstükken. Die andern brachten den Silberbeutel zum Räuberhauptmann und sagten: „Jetzt haben wir einen Mann, der solche Beutel raubt." — Dann ging wieder der eine hierhin, der andere dorthin. Am Abend lag ein schwerer Beutel mit Goldstücken auf dem Tisch, und da freuten sich die andern. Sie brachten den Beutel dem Räuberhauptmann, um ihn zu zeigen. Der wunderte sich sehr und sagte, daß er den Mann auch gern sehen möchte.

Die Haushälterin aber meinte: „Wo ihr nun solch einen Mann bekommen habt, könnte da nicht einer von euch in die Stadt fahren und Branntwein holen, damit ihr euch vergnügt, da er doch so viel Geld gebracht hat und immer noch mehr zu bringen verspricht?"

Da spannten sie ein Pferd an und schickten den Schäferjungen im Hemde in die Stadt, um Rum und Bier zu holen. Aber die Magd gab ihm einen Zettel mit, für den er eine Flasche Schlaftrank bringen sollte. Er bekam alles, was er bringen sollte. Die Magd füllte die Becher, und in die Becher der Räuber goß sie tüchtig von dem Schlaftrank, nicht einmal die Hälfte voll Rum. Sie tranken und wurden betrunken, dann fielen sie in einen tiefen Schlaf, so daß sie sich nicht mehr vom Fleck rührten. Da sprach die Magd: „Nimm du jetzt ihr Schwert und schlage allen die Köpfe ab! Dann geh in das große Schloß!" Der Räuberhauptmann aber wohnte im großen Schloß. Der junge Mann tat, wie ihm gesagt war, und der Boden lag mit Toten bedeckt. Dann reinigte er sich sorgfältig von dem Blut und ging zum Räuberhauptmann, um ihn zu begrüßen.

Der Bösewicht nahm ihn freudig auf und dankte ihm für die Geldbeutel. An der Wand in der Kammer des Räubers hing ein riesiges Schwert, das der Junge nicht imstande war, auch nur zu bewegen. Er sagte: „Wenn ich so viel Kraft hätte, das Schwert zu schwingen, wieviel Geld könnte ich da bringen!" „Wenn ich dir einen Trank gebe, so kannst du es," antwortete ihm der Räuber,

und er gab ihm einen Zaubertrank. Da griff er nach dem Schwert und nahm es von der Wand herab, ließ es blitzen und blinken und sprach: „Jetzt werde ich aber Geld bringen!“ und schlug dem Räuber den Kopf ab. Als der herunterfiel, wollte er sich wieder mit dem Rumpfe vereinen, aber der Junge stieß den Kopf auf die andere Seite der Türschwelle.

Die Königstochter saß unterdes mit Tränen in den Augen in derselben Kammer in einem eisernen Käfig. Als der alte Räuber tot war, sagte sie dem Jungen, wo die Schlüssel waren. Er öffnete den Käfig und befreite das Mädchen. Die alte Magd gab ihnen Reisegeld, und sie zogen von dannen.

Aus dem tiefen dunklen Wald kamen sie in eine Seestadt. „Wer weiß, wie es uns noch ergehen mag,“ sagte die Königstochter, und sie nähte dem Jungen auf die Innenseite seines Hemdes, weil er weiter keine Kleider hatte, eine Tasche. Dann riß sie ihr seidenes Kopftuch entzwei und steckte die eine Hälfte in diese Tasche, einen Ohrring nahm sie ab, einen Ring von ihrem Finger, und die Ketten von ihrem Hals zerriß sie und steckte die Hälfte davon in die Tasche und nähte sie zu. Dann mieteten sie eine Kammer. Das Mädchen sagte: „Ich nähe jetzt eine Geldtasche, geh du hin und verkauf sie und verlang dafür fünfzig Taler.“ Er ging und verkaufte sie und bekam fünfzig Taler. Dann kam er an einem Gasthof vorbei, wo viele Herren beim Spiele saßen. Er ging ebenfalls hinein und verspielte sein ganzes Geld. Dann kam er betrübt zurück. Die Königstochter fragte: „Warum bist du denn so traurig? Hast du keine fünfzig Taler bekommen?“ — „Das habe ich wohl,“ gab er zur Antwort, „aber ich habe mit den Herren gespielt und die Taler verloren.“

Da nähte das Mädchen dem Jungen eine Geldtasche, für die er hundert Taler bekommen mußte. Die sollte er an einen Seekapitän verkaufen. Er ging hin, und ein Kapitän kaufte sie ihm ab. Der Kapitän fragte: „Wer hat sie denn gemacht?“ „Meine Braut,“ antwortete er. — „Wo ist sie denn?“ — „Sie wohnt hier in der Stadt in einer kleinen Kammer.“ Da sagte der Kapitän: „Komm morgen hierher und bring deine Braut mit!“

Er ging heim. Es war Dämmerung, als er an einer Kirche vor-

bei kam. Da stritten zwei Tote miteinander, und der eine hieb auf den andern ein und sprach: „Du schuldest mir noch hundert Taler!“ Der Junge näherte sich ihnen, und der die Schulden hatte, sah ihn und sprach: „Gib du ihm die hundert Taler, ich finde sonst niemals Ruhe.“ Da gab er sie ihm, und sie verschwanden auf der Stelle.

Dann ging er zur Königstochter und erzählte, was ihm begegnet war. Am folgenden Tage gingen sie auf das Schiff des Kapitäns. Das Schiff war zur Abfahrt bereit, und sie fuhren sofort auf die See hinaus. Der Kapitän führte sie in die Kajüten und gab dem Jungen ein Glas Branntwein, weil er ihn berauschen wollte. Der trank, und der Schnaps stieg ihm zu Kopf.

Unterdessen setzte der Kapitän ein Boot aus und sagte zu den Männern: „Gehe keiner von euch in das Boot und mache die Taljen fest, wie sehr ich es euch auch befehlen sollte!“ Als der Junge auf das Deck hinaufkam, sagte der Kapitän grob: „Geht jetzt, Männer, und macht die Taljen fest!“ Niemand ging. Da wurde der Kapitän zornig und sprach: „Bei dem ruhigen Wetter wagt sich keiner von euch ins Boot hinunter?“ — Der Junge erhob sich: „Ei, hat der Kapitän so schlechte Matrosen?“ Er stieg ins Boot, aber als er die Taljen ergreifen wollte, machten sie das Tau vom Schiff los und ließen ihn dort am Platze. Der Kapitän aber segelte nach der Stadt, aus der die Königstochter verschwunden war.

Der Junge trieb auf dem weiten Meere, und er hatte keine Ruder und kein Steuer. Das Boot schaukelte wie eine Nußschale. Er war sehr traurig und schlief in seinem Boote ein.

Als er erwachte, befand sich sein Boot an der Seite eines riesig großen Schiffes. Da freute er sich und stieg auf das Schiff hinauf. Auf Deck war keine Menschenseele, aber das Schiff lief mit vollen Segeln. Er ging in die Kajüten, weil er dachte, daß die Mannschaft dort beim Essen sei. Aber auch da war niemand. Dort war der Tisch gedeckt, voll mit allen möglichen Gerichten. Er fing an zu essen. Da wurde vom Deck gerufen: „Herauf, wer da unten ist!“ Als er hinaufkam, war niemand zu sehen. Er ging wieder zum Essen. Da wurde heftiger gerufen: „Herauf, wer da

unten ist!" Er ging hinauf und sah sich um, aber er konnte niemanden finden. Er ging zum drittenmal in die Kajüte, da wurde richtig gebrüllt: „Herauf, wer da unten ist!" Er ging hinauf und ging auf das Vorderschiff, da lag ein Mann lang ausgestreckt, zu dem sagte er: „Steh auf und komm zum Essen!" Aber der Mann antwortete: „Ich bin der Tote, für den du am Kirchhof die hundert Taler bezahlt hast. Ich helfe dir jetzt und schenke dir dieses Schiff. Es fährt zu der Stadt, wohin der Kapitän die Königstochter gebracht hat, und du kommst mit diesem Schiffe hin, bevor der Kapitän mit der Königstochter getraut wird. Wenn du in die Stadt kommst und der Anker herausfliegt und die Flaggen an den Masten in die Höhe gehen, so befiehl: „Lade und feuere!" Wenn sie dann eine weiße Flagge auf dem Dach des königlichen Schlosses aufziehen, so sage: „Halt!"

Er fuhr mit seinem Schiff davon und tat, wie ihm gesagt war. Dann flogen von dem Schiffe so schrecklich viel Kugeln in die Stadt, daß die Fenster klirrten. Da wurde eine weiße Fahne auf dem Dache des königlichen Schlosses sichtbar, und es kamen Boten vom König, um zu fragen: „Was denkt sich denn der Kapitän?" Sie luden den Kapitän zu einer Unterredung mit dem Könige ein. Die Königstochter aber war nach Hause gekommen, und die Hochzeit sollte gefeiert werden, und es war ein Lärmen und Treiben. Der Junge stieg an Land und ging nach dem Schlosse. Die Türwachen fragten ihn: „Was bist du denn für ein Kerl?" Er antwortete: „Ich bin der Kapitän jenes Schiffes, und der König hat mich zu sich befohlen." „Das muß ein größerer und feinerer Mann sein als so ein Schäferjunge," antworteten die Wachen und ließen ihn nicht hinein.

Er ging zu seinem Schiff zurück und sprach: „Lade und feuere!" Da legte sich das Schiff auf die andere Seite und donnerte los, daß die Glasscheiben zitterten und der Bewurf von den Wänden flog. Danach zogen sie wieder eine weiße Flagge auf, und der König ließ fragen: „Woran liegt es denn, daß der Kapitän nicht kommt?" Er antwortete: „Wie kann ich denn kommen, wenn mich die Wachen ankläffen wie bissige Köter. Nehmt euch in acht, oder ich schieße die ganze Stadt zusammen." Aber er ging trotz-

dem. Den Torwachen war gesagt, daß sie ihn hineinlassen sollten, was für ein Hemdenmatz auch kommen werde. Und die Torwachen ließen ihn durch, die Türwachen aber nicht.
Der Junge ging zurück und sprach: „Lade und feuere!" Da fielen vom Schloß die Schornsteine herunter, und unzählige Fahnen wurden sichtbar. Der Junge brüllte: „Halt!" Es kam ein Boot und eine Menge Männer, die fragten ihn, woran es liege, daß er nicht komme. Er antwortete: „Das erstemal haben mich die Torwachen nicht hineingelassen und dann die Türwachen nicht." Schließlich ging er doch. Im Schloß saßen sie beim Mahle, und nach dem Essen sollte die Trauung stattfinden. Der König begrüßte ihn und fragte, weshalb er nur so fürchterlich zu schießen angefangen habe!" Da gaben sie ihm einen tüchtigen Schluck, um ihm die Zunge zu lösen. Der Tisch war gedeckt, und das junge Paar saß am Tisch, die Prinzessin zwischen ihrem Vater und ihrem Bräutigam.
Das Mädchen sah den Jungen, und es kamen ihr Tränen in die Augen, er aber lächelte ein wenig. Da dachte der König: „Was ist das nur? Das Mädchen weint, der Junge lächelt, und der Kapitän ist so niedergedrückt."
Als das Essen vorüber war, ging die Königstochter in ihre Kammer, rief den König zu sich und sagte: „Dieser Junge hat mich aus den Händen der Räuber befreit, aus dem eisernen Käfig, und dasselbe Hemd hatte er schon damals." Sie riefen den Jungen in die Kammer, und das Mädchen trennte die Tasche aus seinem Hemd, nahm das Stück Seide und die übrigen Gegenstände heraus und sagte zu ihrem Vater: „Sieh hier! ist dies nicht dieselbe Seide? Hier ist der eine Ring, und dies ist der andere: sind sie nicht ein Paar?" Der Vater glaubte seiner Tochter, als sie ihm erzählte, wie der Kapitän gehandelt hatte, und er fragte den Jungen: „Was willst du nun, daß mit dem Kapitän geschehe?" Da sagte jener: „Ich will nichts weiter, als daß Ihr ihn — wie mir geschehen ist — in ein Boot ohne Ruder setzt, wenn das Wasser recht stürmisch ist." Das taten sie. Und der Schäferjunge bekam die Königstochter.

36. Das Teufelsschloß

Ein König hatte drei Söhne. Die beschimpften einmal einen alten Bettler, einen früheren Soldaten, und dieser verzauberte sie in Hunde und sagte: „Ihr sollt so lange Hunde bleiben, bis ihr einen Soldaten zum König macht." Die Jungen wurden auf der Stelle zu Hunden; zu einem großen Hund, einem mittleren Hund und einem kleinen Hund, und sie streiften im Lande umher. Da kam einmal ein Soldat aus dem Krieg zurück und ging durch den Wald. Er kam an das Schloß des Teufels, aber es war niemand zu Hause. Dort war ein großer Viehhof mit schrecklich großen Ochsen. Er stahl sich dort einen Ochsen und ging fort. Da begegnete ihm ein Vogelsteller, der hatte die drei Hunde bei sich. Der Jäger fragte ihn, ob er ihm nicht den Ochsen gegen die drei Hunde vertauschen wolle. Er vertauschte ihm den Ochsen, weil er dachte, daß er ja aus dem Teufelsschloß andere Ochsen bekommen könne.

Er ging zum Schloß zurück, aber da waren die Teufel schon zu Hause. Im Schlosse war ein Teufel, ein richtiges altes Luder, der forderte ihn auf, hereinzukommen. Sie nahmen ihn freundlich auf, luden ihn zum Essen ein, und nach dem Essen durfte er sich etwas ausruhen. Aber unterdessen versteckten die Bösewichte seine Hunde in einen Keller. Die kleinen Teufel aber waren im Hofe damit beschäftigt, einen Galgen für ihn zu bauen.

Der große Teufel zeigte ihm alle Räume. Zuerst führte er ihn in die Kleiderkammer. Dort war eine riesige Menge Kleider. „Weißt du, wozu die gebraucht werden?" fragte der Teufel. „Ihr seid viele Leute, da braucht ihr viele Kleider," antwortete der Mann. Dann war dort ein besonderes Kleidungsstück. „Weißt du, wozu das gebraucht wird?" fragte der Teufel. Der Soldat antwortete: „Das braucht ihr gewiß selbst." Da sprach der Teufel: „Wenn du das überziehst, so hat nichts Macht über dich, keine Flinte und nichts." — Dann gingen sie in die Flintenkammer. „Weißt du, was damit gemacht wird," fragte der Teufel wieder. „Ihr seid viele Leute, da braucht ihr viele Flinten." Nun war da eine große Flinte, da fragte der Teufel wieder: „Weißt du, was hiermit ge-

macht wird?" „Die braucht ihr gewiß selbst," antwortete der Soldat. „Das ist eine Flinte," sagte der Teufel, „die, wenn man damit schießt, alles umreißt, soweit man den Knall hört."
Dann gingen sie in die Schwertkammer. Der Teufel sagte wieder: „Weißt du, was damit gemacht wird?" — „Ihr seid viel Leute, da braucht ihr viele Schwerter." Darunter war ein größeres Schwert. „Weißt du, wozu das gebraucht wird?" wurde er wieder gefragt. „Das braucht ihr gewiß selbst." „Das ist ein Schwert, wenn man das blinken läßt, so müssen alle sterben."
Danach gingen sie in die Salbenflaschenkammer. Diese war voll von Salbenflaschen. Darunter war wieder eine Flasche, die war größer als die andern. „Weißt du, was damit gemacht wird?" — „Die braucht ihr gewiß selbst." Der Teufel antwortete: „Die Salbe heilt alles, und wenn du einen Menschen ganz in Stücke hacktest, wenn du ihn damit einsalbst, so wird er wieder gesund."
Darauf gingen sie in eine Kammer, wo Flöten waren. „Weißt du, wozu die da sind," fragte der Teufel wieder. „Ihr seid viele Leute, da braucht ihr viele Flöten." Unter ihnen war eine ganz besonders schöne Flöte. „Weißt du, was damit gemacht wird?" „Die braucht ihr gewiß selbst," antwortete der Soldat. „Das ist eine Flöte, wenn du da dreimal hineinbläst, so öffnet sich jedesmal eine eiserne Tür." Da fiel dem Soldaten ein: „Halt, meine Hunde müssen hinter irgendeiner eisernen Türe sein, da ich sie nirgends sehe," und er steckte die Flöte heimlich in die Tasche.
Dann gingen sie in die Seilkammer. Da war ein Strick von ganz besonderer Art; da fragte der Teufel wieder: „Weißt du, wozu der gebraucht wird?" „Den braucht ihr gewiß selbst." „Das ist der Strick, mit dem du aufgehangen wirst," sprach der Teufel und warf ihm den Strick um den Hals. Dann brachte er ihn in den Hof, und dort waren schrecklich viel kleine Teufel, die auf ihn warteten.
Sie nahmen den Mann bei der Hand und führten ihn unter den Galgen. Der große Teufel guckte bloß von der Treppe aus zu. Da fragte der Soldat: „Darf ich noch drei Seufzer tun, wie es bei uns Sitte ist?" Das wollten ihm die kleinen Teufel nicht erlauben, aber der große Teufel gab es zu. Da blies der Soldat

zum erstenmal in die Flöte, da öffnete sich die Tür des kleinen Hundes. Dieser lief vor die Tür des mittleren Hundes und sagte: „O weh, o weh, unser Herr ist in großer Not!" Der Hund antwortete: „Was kann ich dabei tun, ich bin hier eingeschlossen." Der Soldat blies zum zweitenmal, und es öffnete sich die andere Tür. Als die beiden Hunde vor die Tür des großen Hundes kamen, blies der Soldat zum drittenmal. Da liefen die Hunde davon und bissen alle Teufel tot.

Der Soldat nahm sich das Kleid des großen Teufels mit, seine Flinte und sein Schwert, aber er vergaß die Salbenflasche. Dann ging er weg, denn an den Ochsen lag ihm nichts mehr.

Er ging zum Meeresstrand. Dort war eine Königstochter, die von einem Drachen verschlungen werden sollte. Der Soldat versprach sie zu retten. Das Mädchen bat ihn, doch fortzugehen, aber er ging nicht. Er stellte zuerst den kleinen Hund als Wache auf, aber der geriet in große Not, weil er den Drachen nicht zurückhalten konnte. Dann schickte er den mittleren Hund hin, aber der konnte es auch noch nicht. Da schickte er den dritten Hund hin, der hielt ihn zurück. Der Soldat sagte: „Die Köpfe des Drachen dürft ihr nicht zerreißen, ihr sollt den Drachen nur töten." Sie töteten den Drachen und ließen die Köpfe ganz. Da nahm der Soldat aus jedem Kopfe die Zunge heraus, legte sie zu einem Bündel zusammen und steckte sie in die Tasche.

Im Gebüsch aber war ein Mann auf Wache. Als der Soldat fort war, nahm dieser die Köpfe des Drachen, band sie zu einem Bündel zusammen und ging hin, um sie dem König zu zeigen. Und die Tochter wurde gezwungen, den Mann zu heiraten.

Aber da kam der Soldat ebenfalls. Bei der Hochzeit fürchtete der junge Mann, daß der Soldat kommen möchte, und er stellte an allen Toren Wachen auf, die sollten niemanden hereinlassen. Als der Soldat kam, ließ er bloß sein Schwert blinken, da lagen die Wachen da wie Würste.

Nachdem er auf diese Weise den Weg gereinigt hatte, ging er in eine Kate. Er sagte zu dem Kätner: „Auf welche Weise könnte ich wohl jetzt aus dem Hochzeitshaus das beste Essen bekommen, das sie dort haben?" — „Rede doch nicht solches Zeug," meinte der

alte Kätner, „sorg nur, daß du sonst in Frieden bleiben kannst.“ Doch der Soldat steckte dem kleinen Hund ein Taschentuch ins Maul, und dieser lief zu der Braut und legte sich ihr schmeichelnd zu Füßen. Die Braut erkannte den Hund sogleich, weil er um den Hals eine Goldkette trug, die sie ihm angelegt hatte. Sie band in das Taschentuch das Beste, was auf dem Tische war. Als der Hund in die Kate zurückkam, setzten sich der Soldat und der alte Kätner zum Essen, und der Soldat schickte den kleinen Hund wieder fort, um einen Krug voll Getränk zu holen. Auch das bekam er. Aber da merkte der Bräutigam die Geschichte, weil er den Hund kannte, und er schickte Soldaten aus, seinen Gegner zu töten. Eine ganze Kompagnie wurde ihm entgegengeschickt; aber der ließ nur sein Schwert blinken, und alle fielen tot hin.

Darauf schrieb er an den König einen Brief, daß er in die Kate kommen möge, und ließ den Brief durch den Hund hinbringen. Da wollte die Königstochter auch mitgehen. Aber der König sagte: „Was willst du denn dort, es wird gewiß auch mein Ende sein.“ Aber das Mädchen sprang hinten auf den Wagen, und so fuhren sie hin. Da erzählte die Königstochter ihrem Vater, daß sie der Soldat gerettet habe. „Wie kann denn das möglich sein,“ meinte der König, „wo der andere die Drachenköpfe hat?“ — „Die mag er haben, aber in keinem einzigen ist die Zunge.“ Sie gingen hin, um nachzusehen, und nahmen den Soldaten mit. In keinem einzigen Kopf war eine Zunge. Der Soldat zog aber freudig sein Zungenbündel aus der Tasche und sagte: „Hier sind die Zungen!“ — Da hängten sie den Betrüger auf und feierten von neuem Hochzeit mit dem Soldaten.

Aber die Königstochter war verzaubert worden, und gleich nach der Hochzeit tötete sie ihren Gatten, sie schlug ihm mit dem Schwert den Kopf ab. Da erfuhren die Hunde, daß ihr Herr getötet war, und es fiel ihnen ein, daß die Salbenflasche aus dem Teufelsschloß nicht mitgekommen war.

Da rannten sie schleunigst hin. Dort waren alle Teufel wieder lebendig geworden, denn sie hatten vergessen, des Teufels Großmutter zu töten, die hatte die andern mit der Salbe wieder lebendig gemacht. Die Hunde bissen wieder alle tot, auch die Groß-

mutter. Dann nahmen sie die Salbenflasche und liefen in größter Eile ins Königsschloß zurück.
Dann nahm der große Hund den Körper des Soldaten, der mittlere nahm seinen Kopf, und der kleine Hund strich die Salbe in die Risse. Da lebte der Soldat wieder auf und wurde wieder gesund.
Unterdessen war die Königstochter zum Tode verurteilt worden, weil sie ihren Gatten getötet hatte. Sie war eben zur Richtstätte geführt worden, und es war kein Pferd mehr zu Hause, als ein alter Schimmel. Der Soldat nahm den Schimmel und fuhr hin, um sein Weib zu retten. Schon hatte der Henker das Beil erhoben, da brachen sie das Gericht ab, und die Königstochter blieb am Leben.
Danach fragte der Soldat die Hunde: „Was soll ich euch nun Gutes dafür tun, daß ihr mir das Leben gerettet habt?" Sie antworteten: „Nichts weiter, als daß du jedem von uns den Kopf abschlägst." „Einen solchen Lohn gebe ich euch doch nicht," meinte der Soldat. Da sagten die Hunde: „Wenn du es nicht tust, so reißen wir dir den Kopf ab." Da schlug er erst dem kleinen Hund den Kopf ab, und aus ihm wurde ein kleiner Knabe. Dann schlug er schon bereitwilliger auch den beiden andern die Köpfe ab. Auf diese Weise wurden sie aus Hunden wieder zu Menschen.

37. Der Königssohn als Gärtner

Es war ein König, der hatte drei Söhne. Den jüngsten gedachte der König zu töten. Als aber das Todesurteil gefällt war, entfloh der Jüngling.
Er wanderte und wanderte eine weite Strecke, da kam er an ein ärmliches Häuschen. Dort war ein Mann, und dieser bot ihm einen Trank an. Nachdem er den Trank genommen hatte, ließ ihn der Mann in den Spiegel sehen. Da war der Jüngling ganz häßlich geworden. Der Mann fragte: „Hast du etwas in deinem Körper gespürt?" — „Ja, es war, als ob alles unter mir geschwankt hätte." Der Mann ließ ihn noch einmal trinken und ihn wieder in den Spiegel sehen, wie schön er sei. Als er in den Spiegel

sah, war er so häßlich wie ein Schratt. Der Mann fragte: „Hast du etwas in deinem Körper gespürt?“ — „Nein, es war mir nur, als ob sich die Türen von selbst geöffnet hätten.“ Der Mann ließ ihn zum drittenmal trinken und forderte ihn auf in den Spiegel zu sehen, wie schön er sei. Er sah in den Spiegel, da war er so schön wie ein Bild, wie er nie zuvor gewesen war. Der Alte fragte: „Hast du etwas in deinem Körper gespürt?“ — „Es war, als ob alles unter mir zitterte, als ich ging.“ Darauf gab der Mann dem Jüngling ein Schwert, goldene Kleider und ein goldenes Halfter.

Er ging weg und kam an den Hof eines Königs. Hier bat er um Arbeit, und sie machten ihn zum Gärtner. Da er aber keine Gartenarbeit gelernt hatte, so überlegte er, was er nun anfangen sollte. Die Sonne ging unter, und er hatte noch nichts getan. Als er mit dem Rechen den Boden geglättet hatte, säte er ein wenig, obgleich er nicht wußte, was in dem Sacke war, aus dem er säte. Am nächsten Morgen aber war der ganze Garten voll von schönen Blumen.

Der König hatte drei Töchter. Die älteste Prinzessin kam am Morgen in den Garten und brach mit der Hand die Blumen ab. Das ärgerte den jungen Gärtner, er packte die Prinzessin und warf sie über den Zaun.

Dann kam die zweite Prinzessin und bat von den Blumen nehmen zu dürfen, und sie fing gleich an zu pflücken. Der Jüngling packte auch sie und warf sie über den Zaun.

Nun kam die jüngste Prinzessin. Sie bat auch um Blumen und schnitt sich mit der Schere welche ab. Da ließ er sie gewähren, weil sie die Blumen mit der Schere schnitt. An der Stelle jeder abgeschnittenen Blume aber wuchs sogleich eine neue.

Es wollte nun ein Mann dahin kommen, um sich die älteste Königstochter zu holen. Der gab an, er vermöge ein Drittel der Welt zu besiegen. Da ließ der König verkündigen, daß er demjenigen, der diesen Mann bezwingen würde, den dritten Teil seines Reiches geben wolle und seine älteste Tochter zur Frau.

Der Gärtner, der Königssohn, zog seine goldnen Kleider an, warf das Halfter in die Luft, und sogleich bekam er ein gutes

Pferd. Er schwang sich hinauf, nahm das Schwert in die Hand und ritt dem Mann entgegen. Der König hatte aber sein Heer schon vorausgeschickt. Da ritt der Königssohn heimlich an dem Kriegsheer vorbei, und sein und des Mannes Roß schlugen mit den Köpfen so fest zusammen, daß das ganze Kriegsheer vor Angst zitterte. Der Jüngling zog des Gegners Roß auf seine Seite und schlug dem Manne mit dem Schwert den Kopf ab; aber der Kopf fiel wieder auf seinen Platz zurück. Er schlug noch einmal, und es geschah ebenso. Da schlug er zum drittenmal, und er konnte schnell sein Taschentuch zwischen Kopf und Rumpf legen, da fiel der Kopf herunter. Darauf ritt er nach Hause, schickte sein Roß fort, legte die goldenen Kleider ab, nahm das Halfter und das Schwert und ging in den Garten an die Arbeit.

So war die älteste Prinzessin gerettet. Dem König meldeten sie, daß der Sieger ein goldener Mann gewesen sei.

Nun sollte die mittlere Prinzessin von einem Manne geholt werden, der fähig sein sollte, die halbe Welt zu besiegen. Der König versprach die Hälfte seines Reichs und die mittlere Prinzessin demjenigen, der diesen Held besiegte, und er schickte ihm Soldaten entgegen. Der Gärtner legte wieder seine goldnen Kleider an und warf das Halfter in die Luft, da hatte er ein gutes Roß. Er nahm sein Schwert in die Hand und zog in den Krieg.

Er ritt wieder an dem Heere vorüber, und die Rosse prallten so heftig gegeneinander, daß das ganze Heer in die Knie sank. Wieder zog er das Roß zur Seite und schlug dem Manne den Kopf ab. Dieser fiel an seinen Platz zurück. Darauf schlug er ihm noch fünfmal den Kopf ab, aber jedesmal fiel er wieder an seinen Platz zurück. Erst beim sechsten Male gelang es ihm, sein Taschentuch zwischen Kopf und Rumpf zu legen, und der Kopf rollte am Boden. Dann wandte er sein Pferd um und ritt heim. Die anderen jagten hinter ihm her, aber sie konnten ihn nicht einholen. Er zog seine lehmigen Gärtnerkleider an, entließ das Roß und ging in den Garten.

Da sagten sie zum König: „Dort war wieder solch ein goldner Mann, und er hat wieder gesiegt. Wir wollten ihn einfangen, aber es ist uns nicht gelungen."

Durch diese Tat war die mittlere Prinzessin gerettet.
Hierauf wurde im Königsschloß wieder kundgetan, daß ein Mann, der die ganze Welt besiegen könne, sich die jüngste Prinzessin holen wolle. Da versprach der König sein ganzes Reich und die Prinzessin demjenigen, der diesen Helden erschlagen werde. Er schickte ihm sein Heer entgegen und ermahnte es, wenn wieder ein goldner General komme, ihn anzuhalten, damit man erführe, wer er sei.
Der Königssohn zog seine goldnen Kleider wieder an, nahm das Schwert, warf das Halfter in die Luft, und er saß wieder auf einem guten Roß. Er jagte wieder an dem ganzen Heer vorüber, und die Köpfe der Rosse schlugen so kräftig gegeneinander, daß das ganze Heer umfiel und ohnmächtig wurde. Wieder zog er seines Gegners Roß zur Seite und hieb dem Manne den Kopf ab, aber der fiel an seinen Platz zurück. Achtmal hieb er ihn ab, und er fiel immer wieder an seinen Platz. Erst beim neuntenmal konnte er sein Taschentuch zwischen Kopf und Rumpf schieben, und der Kopf fiel zu Boden. Er drehte wieder um und galoppierte heim. Er legte die goldnen Kleider ab, zog seine Gärtnerkleidung über, entließ das Pferd und ging in den Garten an seine Arbeit.
Als das Heer erwachte, sahen sie, daß der goldene Offizier fort war und jener Mann tot am Boden lag. Sie kehrten um und zogen heim und sagten zum König: „Wir wurden ohnmächtig, als die Männer so gewaltig gegeneinanderprallten, und als wir wieder erwachten, war der goldene General fort."
Jetzt war die jüngste Prinzessin gerettet, und der König ließ in seiner Freude ein Gastmahl geben und lud alle Generäle seines Reiches dazu ein.
Die Generäle saßen dort in einem Kreis. Da gab der König jeder Prinzessin ein goldenes Ei und hieß sie das Ei demjenigen geben, den sie sich zum Gatten wünschte. Die älteste Prinzessin gab es demjenigen General, den sie für den stattlichsten und für den kräftigsten Mann hielt. Die mittlere Prinzessin suchte sich den General aus, der nach ihm am stattlichsten aussah, und gab ihm ihr Ei. Aber die jüngste Prinzessin gab ihr goldenes Ei dem Gärt-

ner, weil sie ihn für den goldenen General hielt, obgleich sie nichts davon gesagt hatte, da sie ihre Schwestern fürchtete. Da fingen alle Generäle, der König und der ganze Hof an, die Prinzessin zu verspotten, weil sie dem lehmigen Gärtner das goldene Ei gegeben hatte.

Darauf wurden im Schloß große Gelage gehalten, getrunken und geschlemmt. Die jüngste Prinzessin aber war sehr traurig, daß sie den Gärtner nicht eingeladen hatten.

Aber nachdem der Gärtner das goldene Ei bekommen hatte, zog er die goldenen Kleider an, holte sein Roß, steckte das Schwert in seinen Gürtel und legte sich auf sein Bett.

Am Abend sagte der König endlich: „Weil der Gärtner das goldene Ei bekommen hat, so muß er auch hierher eingeladen werden, wenn er auch bloß ein lehmiger Gärtner ist." Da willigten auch die andern ein: „Mag man ihn in Gottes Namen rufen." Aber sie sagten es auch, um sich über ihn lustig zu machen.

Der König trug einem Diener auf, den Gärtner ins Schloß einzuladen. Der ging hin, öffnete die Tür und sah, daß er goldene Kleider anhatte, da schlug er die Tür zu und eilte zurück. Als der König hörte, daß er goldene Kleider habe und in voller Rüstung auf seinem Bette liege, ging er selbst hin, um ihn zu holen. Er kam hin und bat, daß er ins Schloß zum Feste kommen möchte. Als dann der Königssohn erschien, schallte ihm ein Hurra! entgegen, und alle riefen: „Das ist derselbe General, der die Unbesiegbaren besiegt hat!" Da bekam er die jüngste Prinzessin zur Frau, und die andern, welche die goldenen Eier erhalten hatten, bekamen die andern Prinzessinnen. Der Königssohn aber erhielt das ganze Königreich.

Dann wurden die Hochzeiten gefeiert; die Hochzeiten aller drei Prinzessinnen auf einmal, und sie währten drei Wochen lang.

38. Der Soldat

Es war einmal ein Soldat, der war alt geworden und konnte nicht mehr dienen. Er ging fort und hatte weiter keinen Lohn bekommen, als drei Laibe Brot. Als er nun mit seinen Broten

ein Stück gegangen war, begegnete ihm ein Mann, der sagte: „Willst du mir ein Brot verkaufen?“ Der Soldat antwortete: „Ja, ich verkaufe eins.“ Der Mann nahm das Brot und versprach es am nächsten Tag zu bezahlen. Da kam ein zweiter Mann und bat ebenfalls um ein Brot. Der Soldat gab ihm eins, und er versprach ebenfalls es am nächsten Tag zu bezahlen. — Er ging weiter, und als er eine Strecke gegangen war, kam ihm wieder ein alter Mann entgegen und fragte: „Willst du mir dein Brot verkaufen?“ „Ganz kann ich es dir nicht verkaufen, aber ich kann dir ja die Hälfte davon geben.“ „Dann verkauf mir die Hälfte,“ sagte der Alte, „ich bezahle dich morgen.“

Am nächsten Tag begegnete ihm ein Mann und sprach: „Jetzt bezahle ich dir den Laib Brot. Hier hast du ein Paar Hosen, in denen das Geld nicht alle wird.“ Danach kam ihm der zweite Mann entgegen und sagte: „Jetzt bezahle ich den Laib Brot, den ich gestern von dir bekommen habe. Hier hast du Karten, die immer gewinnen.“ Es verging eine Weile, da kam der dritte Mann auf ihn zu: „Jetzt will ich dir das halbe Brot bezahlen. Da hast du einen Sack, worin alles stecken bleibt, was du hinein tust.“ Es wurde Abend, und der Soldat ging in ein Haus und bat um ein Nachtlager. Da sagte der Hausherr: „Dort im Saal wäre wohl ein Nachtlager für dich, aber da fängt der Teufel an zu toben und zu lärmen.“ Er ging in den Saal. Als er sich eben zum Schlafen ausgestreckt hatte, kamen sie und rissen ihm die Decke weg und fingen schrecklich an zu toben. Er zog sich die Decke wieder hoch und sagte: „Was lärmt ihr denn so? Laßt mich doch schlafen!“ Dann legte er sich wieder hin und schlief. Der Teufel lärmte und polterte schrecklich und nahm ihm die Decke wieder weg, und er wollte auch das Bett entzweischlagen. Er stand auf und sprach: „Anstatt daß du herumtobst, komm und spiel Karten mit mir!“ Damit war der Teufel einverstanden. „Gut, fangen wir an!“ erwiderte er. Dann verspielte er all sein Geld, so daß ihm nur zwei Silbergroschen auf der Hamburger Bank blieben. „Nun spiel ich nicht mehr,“ sagte er. Darauf antwortete der Mann: „Dann geh weg!“ Er legte sich in sein Bett, und der Teufel fing wieder an zu poltern und zu lärmen. „Laß das Lärmen

und Toben, wo du kein Geld mehr hast, oder ich stecke dich in den Sack." Der Teufel hörte nicht. Da stand der Mann auf und sprach: „Marsch in den Sack!" Da mußte der Teufel hinein, und der Mann warf den Sack auf den Ofen.

Am anderen Morgen kam der Hausherr, um zu sehen, wie es dem Manne ergangen war. Da lagen riesig große Haufen Geld auf der Diele. Der Soldat fragte: „Ist kein Schmied hier im Dorfe?" „Ei freilich, es gibt sieben Schmiede hier," antwortete der Hausherr. Die Schmiede wurden alle herbeigerufen. Sie trugen den Sack auf einen Felsen, und die Schmiede und ihre Gesellen klopften mit großen Hämmern auf ihm herum. Der Teufel sprang und heulte, und dem armen Kerl wurden sogar die Beine zerschlagen. Da versprach er, daß er nie mehr in jenes Haus kommen wolle.

Der Soldat war nun schrecklich reich. Er ging zu dem Kaiser, dem er gedient hatte, und sie fingen zusammen zu trinken an und tranken unerhört. Da sagte einmal der Kaiser: „Mich holt bald der Tod." „Sag mir nur, wann er kommt," sprach der Mann, „so will ich versuchen ihm ein Bein zu stellen." „Er kommt schon," rief der Kaiser. Da steckte der Soldat seinen Sack in den Türspalt, und der Tod ging in den Sack. Er machte seinen Sack zu und warf ihn auf einen Baumast. Dann trank der Kaiser mit dem Soldaten noch ein paar hundert Jahre lang. Während dieser Zeit ist niemand gestorben. Aber es geschah, daß der Soldat einmal in der Betrunkenheit den Tod aus dem Sack herausließ, da starb zuerst er, dann der Kaiser, und danach starben mit einem Schlag alle, die während dieser Zeit hätten sterben sollen.

39. Ein Kopf

Es war einmal ein Mann und eine Frau, und die Frau bekam nach sieben Jahren ein Kind, aber das war nur ein Kopf. Es vergingen wieder sieben Jahre, da wurde der Kopf vierzehn Jahre alt. Nun wollte er die Königstochter zur Ehefrau, und bat seinen Vater, für ihn zu werben. Der Vater ging hin. „Sag die Wahrheit," sprach der Junge, „sag, wie ich bin, lüge nichts dazu."

Nun, der Vater kam zum König und sagte: „Gnädige Majestät, so und so, mein Sohn möchte Eure Tochter zur Ehefrau." — „Was für ein Mensch ist er denn?" fragte der König. „Er ist weiter nichts als ein Kopf." Da sagte der König zu ihm: „Wenn er mir bis morgen fünf lebende Füchse bringt, vielleicht geb ich ihm dann meine Tochter."

Der Vater kam nach Hause und sprach: „Es wird ja nichts draus, mein Junge." — „Nun, warum denn nicht?" „Weil der König bis morgen fünf lebendige Füchse haben will, vielleicht bekämest du dann die Tochter." — „Ach, lieber Vater, wie ist es mir heiß, bring mich in den Flur," bat darauf der Junge und blieb bis zum andern Morgen dort draußen.

Als sie am nächsten Morgen aufstanden, lagen schon fünf lebendige Füchse vor der Treppe, und der Junge sagte zu seinem Vater: „Bring jetzt die Füchse hin, Vater, und bitt um die Königstochter."

Der Vater brachte die Füchse zum König und sprach: „Jetzt werd ich doch wohl die Tochter kriegen." Da sagte der König: „Wenn dein Sohn mir bis morgen fünf lebendige Bären bringt."

Der Vater kam nach Hause und sprach: „Es wird ja nichts draus." — „Nun, warum denn nicht?" meinte der Junge. „Er will bis morgen fünf lebendige Bären haben." Da bat der Junge wieder: „Lieber Vater, bring mich in den Flur, hier ist es zu heiß." Und der Vater brachte ihn in den Flur.

Am andern Morgen, als sie aufstanden, lagen fünf lebendige Bären vor der Treppe. Da sagte er zu seinem Vater: „Lieber Vater, bring jetzt die Bären hin und bitt nur um das Mädchen." Da brachte er sie hin und bat den König um seine Tochter. Der König sprach: „Nun, da er so ein Mann ist, der machen kann, was er will, laß ihn ein Schloß bauen, wie ich eins habe, dann darf er kommen und sich das Mädchen holen."

Der Alte kam wieder zurück und sprach: „Es wird nichts draus, mein Junge." — „Nun, warum denn nicht?" „Du sollst bis morgen ein Schloß bauen, wie das seine ist, und darin soll alles sein, wie es ein Kaiser hat." „Bring mich in den Flur, lieber Vater", bat der Junge. Da brachte er ihn wieder hinaus, und der

Junge sagte beim Fortgehn: „Wenn ihr Gepolter hört, steht nicht auf und guckt, bleibt nur liegen!"
Da fingen auch schon die Arbeiter an, für ihn zu arbeiten, und der Vater sprach: „Was nur der Junge da draußen für einen sonderbaren Lärm macht, ich will einmal gucken!" Aber die Mutter sagte: „Hast du nicht gehört, was der Junge gestern abend gesagt hat: ‚Ihr sollt nicht gucken.'" Es verstrich eine Weile, und da sagte die Mutter: „Wir müßten doch einmal nachsehn." Da entgegnete der Vater wieder: „Hast du vergessen, was der Junge gestern abend gesagt hat?" Auf diese Weise brachte der eine den andern davon ab, hinauszugehen und zu gucken.
Als sie am andern Morgen aufstanden, und der Alte vor die Treppe ging, schlug er vor Schrecken lang hin, weil er sich in einem Schlosse fand, das von Gold und Silber strahlte.
Da sagte der Junge wieder zu seinem Vater: „Spann jetzt drei Hengste an, Vater." Sie gingen hin, schirrten drei Hengste an, setzten den Jungen in den Wagen und fuhren hin, um die Braut aus dem Königsschloß zu holen. Und der König hielt sein Wort, das er gegeben hatte, und gab seine Tochter dem Jungen.
Und dann feierten sie Hochzeit und aßen und tranken dort. Die Braut aber hatte eine Stiefmutter. Am dritten Tag erschienen die Hochzeitsgäste. Sie aßen und tranken und hielten einen großen Ball. Die Braut ging auch hin und der Kopf. Der hatte so einen kleinen Korb, in dem er getragen wurde, der Kopf. Da sagte der Junge zu dem Mädchen: „Du weißt jetzt, wie ich bin, aber sage es auf keinen Fall. Ich komme nicht in den Saal, wo ihr seid, mich müßt ihr hier in dem andern Saal auf dem Fenster lassen. Aber sage es auf keinen Fall, wie ich bin. Wenn du es doch tust, so mache ich das Fenster hier entzwei und fliege als Taube nach dem Süden."
Das Mädchen ging auf den Ball, da wurde sie von der Stiefmutter gefragt: „Nun, was für ein Mensch ist denn dein Ehegatte?" Da sagte das Mädchen: „Er ist so, wie ihr ihn seht, er ist nichts weiter als ein Kopf." Da nahm sie das Mädchen auf die Seite, machte es betrunken und fragte es noch weiter aus; und das arme Mädchen erzählte in der Betrunkenheit:

„Seine Beine sind von Silber bis zu den Knien,
von Gold die Arme bis zu den Ellenbogen,
einen Stern trägt er auf dem Scheitel,
eine Sonne auf der Stirn
und einen Mond auf dem Hinterkopf;
wenn er spricht, wachsen ihm goldene Blumen aus
Mund und Nase."

Als der Junge das hörte, zerbrach er das Fensterglas und flog nach dem Süden.

Das Mädchen aber, als es aus der Betrunkenheit erwacht war, suchte ihren Bräutigam, der war jedoch verschwunden. Da reiste sie ihm nach und reiste sieben Jahr in einem hin.

Endlich kam sie an ein kleines Häuschen, ging hinein und sagte: „Guten Tag." Die in der Hütte erwiderten ihren Gruß. Da fragte sie: „Ist hier nicht so und so ein Reisender vorbeigekommen?" Die Leute in dem Häuschen antworteten: „Ja, das ist wohl richtig, aber es sind schon sieben Jahre her. Auf unsrem Dache hat er sich ausgeruht und ein Bündel heruntergeworfen, das wir einer Frau geben sollten." Da gaben sie der jungen Frau das Bündel.

Danach ging sie wieder auf die Reise und reiste vierzehn Jahre. Da kam sie wieder an ein Häuschen, wo sie hineinging, grüßte, und ihr Gruß wurde erwidert. Wieder fragte sie: „Ist hier nicht so und so ein Reisender vorübergekommen?" — „Ja, das ist richtig, aber es sind schon vierzehn Jahre her. Hier auf dem Dach unsres Häuschens hat er sich ausgeruht und dieses Bündel heruntergeworfen, das wir einer Frau geben sollten." In dem ersten Bündel war allerlei zu essen und zu trinken, was man sich nur wünschen konnte, und in dem andern waren Frauenkleider, wie sie das Herz begehrt.

Darauf rieten ihr die Leute in dem Häuschen: „Wenn du jetzt fortgehst, so wende dich zur Stadt, und wenn du an die erste Straßenkreuzung kommst, setz dich hin, da wirst du ihn sehen, er ist ein tüchtiger Jägersmann!" Das Mädchen tat, wie ihm gesagt war, und setzte sich bei der Straßenkreuzung nieder. Da sah sie

ihn, wie er auf die Jagd ging, und sie begrüßte ihn und sprach: „Nun, wie ists jetzt mit uns, lieber Freund, wo ich dir von dort so weit nachgereist bin, wie ists zwischen uns?“ Als sie der Junge sah, sprang er ihr an den Hals und sagte: „Liebes Mädchen, darüber kann ich nicht eher etwas sagen, als bis ich Briefe in alle Reiche herumgeschickt habe, welche Ehe zu halten ist, die neue oder die alte?“

Dann schickte er Briefe in der Welt herum, und von allen Ecken kam die Antwort: „Die alte Ehe sollst du halten.“ Da sagte er zu seiner neuen Braut: „Du kannst wieder hingehn, woher du gekommen bist, ich nehme meine alte Braut.“

Danach reisten sie fort, erst vierzehn Jahre und dann sieben Jahre und kamen wieder in ihre Heimat. Da feierten sie von neuem Hochzeit, aßen und tranken, und mir trugen sie auf, euch vorzulügen.

40. Das Märchen vom roten Meere

Es war einmal ein reiches Gehöft, und der Bauer des Gehöfts hatte drei Söhne. Nun geschah es, daß jedesmal, wenn der Bauer die Frühlingsaussaat gemacht hatte, in einer Nacht im Sommer ein Unwetter kam und die ganze Saat zerstörte. So war es zwölf Jahre hintereinander geschehen. Da kriegte es der Bauer satt und sprach: „Ich lasse die ganze Aussaat sein, wo ich doch nie etwas bekomme.“ Da bat der älteste Sohn, die Äcker des Vaters besähen zu dürfen. Der Vater erlaubte es seinem Jungen: „Du kannst ja aussäen.“ Der Junge düngte die Äcker und machte die Aussaat. Nun, im Sommer kam wieder dieselbe Nacht, und es ging ihm ebenso wie seinem Vater.

Darauf bat der mittlere Sohn seinen Vater, ob er es versuchen dürfe. Nun, er bearbeitete die Äcker und machte die Aussaat. Als nun die Nacht da war, wo das Unwetter kommen mußte, hielt er Wache. Da brach um Mitternacht ein solcher Sturm aus, daß die Bäume im Walde umstürzten. Da ging er in die Badestube und legte sich schlafen. Als er am andern Morgen aufstand, war der

Acker wieder ebenso zerstört wie zuvor. Danach bat der jüngste Sohn, noch einmal, sein Glück versuchen zu dürfen. Der Vater wollte es ihm nicht erlauben: „Es häuft sich ja Schaden auf Schaden." Und der Jüngste hatte auch keine Mittel zur Aussaat, sondern sein Vater mußte ihm damit aushelfen. Nun, schließlich gab er ihm doch die Erlaubnis, die Acker zu besäen. Er begab sich auf Wache. Als nun das Unwetter im Anzug war, ging er hin, wo über den Ackergraben eine Brücke gelegt war, unter die er sich niederlegte.

Da flogen drei Vögel auf die Brücke, und als diese ihre Hüllen abgeworfen hatten, verwandelten sie sich in Jungfrauen. Eine von ihnen lief voran auf den Acker und begann die Saat zu zertreten, die beiden andern folgten ihr. Da sprang der Junge unter der Brücke hervor und nahm ihnen die Hüllen weg. Zwei von ihnen kehrten sofort um und rissen dem Jungen ihre Kleider wieder aus der Hand, aber die dritte blieb zurück und bekam ihr Kleid nicht wieder. Da bedrängte sie den Jungen: „Was soll denn aus mir werden, wenn du mich jetzt hier behältst?" Der Junge antwortete: „Ich lasse dich nicht ohne weiteres gehn, wenn du meinem Vater nicht die Ernte von zehn Jahren bezahlst und jedem meiner Brüder die eines Sommers." Da sagte sie: „Mit was soll ich sie dir denn bezahlen, wo ich nichts hier habe?" Und sie drängte den Jungen, sie zur Frau zu nehmen, da sie nichts weiter zu geben habe. Hierauf ging der Junge ein. Sie gab ihm einen Ring und sprach: „Steck den Ring an deinen Finger, durch ihn bin ich mit dir verlobt." Da ließ der Junge das Mädchen los, und sie verabredeten, daß die Hochzeit vorbereitet werden sollte, und daß sie zu einer bestimmten Stunde zur Hochzeit kommen werde. Als nun der Junge das Aufgebot hatte verlesen lassen, die Hochzeit schon bereitet war, und alle Hochzeitsgäste versammelt waren, warteten sie auf die Braut; sie schien aber nicht zu kommen, und dem Jungen wurde es angst. Die Uhr hatte eben zwölf geschlagen, da ging er hinaus, um zu horchen. Da hörte er etwas wie Schellengeklirr, wie von Deichselschellen. Da kam die Braut mit lauter grauen Pferden angefahren.

Nun, als dann die Hochzeit mit Essen und Trinken und Kanonen-

donner gefeiert worden war, schickte der König, dessen Schloß in der Nähe lag, einen Knecht hin und ließ fragen: „Was schießt ihr denn ohne mein Wissen?“ Der Knecht kam zurück und erzählte: „Dort haben sie Hochzeit gefeiert, der Nachbarssohn hat sich verheiratet, er hat ein sehr schönes Weib gekriegt.“

Da war der König gekommen, um sich die Braut anzusehn, und ihre Schönheit betörte ihn, und er sprach: „Weil du so ein prächtiges Weib bekommen hast, mußt du heute nacht einen ganzen Eichwald fällen.“

Da wurde es dem Jungen angst: „Wie kann ich denn den fällen?“ Und er klagte es seiner Frau: „Wie kann ich die Arbeit fertig bringen?“ Da sagte seine Frau: „Sei ohne Sorge!“ Und sie gab einer Magd den Befehl, wenn die Uhr zwölf schlüge, ihr den besten Grauen vor die Treppe zu führen. Mit dem Glockenschlag zwölf brachte die Magd den Grauen vor die Treppe. Dann sagte die Frau zu ihrem Manne: „Steig auf den Grauen und reit im Galopp in des Königs Eichwald.“ Sie gab ihm ein kleines Beil und sagte: „Wenn du damit die kleinste Eiche fällst, so sprich: ‚Mit diesem Schlag sollen alle Eichen fallen!‘ — Auf diese Weise wurde der Wald gefällt, wie zu einer Schwende. Dann kam der Mann auf dem Grauen nach Hause zurück. „Nun, wie ists dort gegangen?“ fragte sein Weib. Da antwortete er: „Alle Bäume liegen gefällt.“

Am andern Morgen kam der König und sagte: „Da du so kräftig bist, kannst du sie jetzt alle wieder aufrichten.“ Da wurde der Mann wieder betrübt. „Wie soll ich denn das fertig bringen?“ Aber seine Frau sagte: „Laß dichs nicht bekümmern, das ist bald geschehn.“ Wieder war es zwölf Uhr abends geworden. Da kam die Magd wieder und weckte: „Jetzt ist es zwölf Uhr.“ Und der Graue wartete vor der Tür, derselbe Graue war es. Und die Frau sagte zu ihrem Manne: „Wenn der in den Eichwald galoppiert, so hebe die kleinste Eiche auf und sprich: ‚Diese stelle ich auf, alle Bäume sollen aufstehn!‘“ — Da standen alle wieder auf. Dann kam er wieder nach Hause, und die Frau fragte: „Wie gings denn?“ — „Alle Bäume sind wieder aufgerichtet!“

Darauf gab der König Befehl, daß er jetzt die Schlüssel eines Schlosses suchen solle, die zu seines Großvaters Zeiten verloren

gegangen waren: „Da du so kräftig bist, so bist du vielleicht auch allwissend."

Da geriet der Mann wieder in große Not, ging zu seiner Frau und sprach: „Jetzt verlangt er von mir die zu seines Großvaters Zeiten verloren gegangenen Schlüssel zum Schloß." Die Frau antwortete: „Sei ohne Sorge, die werden sich finden. Steig morgen früh auf den Grauen, er wird mit dir vor eine Kirche galoppieren und dort stehen bleiben. Wenn sich dann die Kirchentüren von selbst öffnen, geh hinein und hol von der hinteren Wand die Schlüssel. Aber sieh ja nicht hinter dich, wenn du von dort weggehst." Nun, er ritt auf dem Grauen hin, holte die Schlüssel und kehrte um. Da rief der Schutzgeist der Kirche: „Junge, was hast du gemacht? Halt, nicht weiter, du hast etwas genommen!" Er drehte sich um — und wurde vom Pferd geworfen.

Aber das Schlüsselbund flog ihm aus der Hand vor den Grauen hin und blieb an seinem Huf hängen. Da griff der Graue die Schlüssel mit den Zähnen auf und brachte sie seiner Herrin. Sie brachte sie dem König und sagte: „Wohin ist wohl mein Mann geraten, da du ihn solche Sachen machen läßt, er ist womöglich verunglückt?" „Mach dir keine Sorgen," meinte der König, „so ein Weib, wie du bist, bekommt noch andere Männer." Sie aber wartete über ein Jahr auf seine Rückkehr.

Da verlangte der König barsch, daß sie ihn heiraten solle, und er nahm sie zur Gattin. Sie mußte mit ihm zur Kirche gehn, aber sie hatte zuvor zu der Magd gesagt: „Mein früherer Mann wird wohl schwerlich kommen, aber dir sage ich für den Fall, daß er sich noch einfinden sollte: ‚Wenn er vor die Kirche kommt, wird er auffliegen. Dann guck, nach welcher Richtung er hinfliegt, und sag ihm, daß ich hinter dem schwarzen und weißen Meer, in einem versunkenen Schloß im roten Meere wohne. Doch dorthin wird er auf keinen Fall gelangen."

Nun, während der Mann sich dort vorwärtsschleppte, kam er an einer Kirche vorbei, da waren auf dem Kirchhof drei Männer. Die brüllten ihn an: „Heda, Mann! geh nicht weiter, komm einmal hierher!" Da kam er zu ihnen. Sie hatten da drei Gegenstände, die sie untereinander teilen wollten. Es waren alte Män-

ner, ihr Leben lang schon waren sie mit dieser Teilung beschäftigt, aber hatten sich noch nicht einigen können. Die sagten zu dem Manne: „Verteil du jetzt diese Gegenstände unter uns!“ Es war ein Hut, ein Paar Stulpenstiefel und ein Schwert. Da nahm der Mann den Hut und fragte: „Was wird denn damit gemacht? Da sagten sie: „Wenn du den Hut aufsetzest, so sieht dich niemand.“ Da setzte er den Hut auf und fragte die Alten: „Seht ihr mich jetzt?“ Sie antworteten: „Nein, jetzt sehn wir dich nicht mehr.“ Dann fragte er, was mit den Stiefeln gemacht werde. Da antworteten sie ihm: „Damit kannst du so weit ausschreiten, wie du sehen kannst.“ „Und was wird mit dem Schwert gemacht?“ „Das braucht man im Krieg: wenn du es schwenkst, so fallen alle Gegner.“

Im Nu hatte er die Stiefel an und kam gerade vorbeigeflogen, als seine Frau zur Kirche ging. Da fragte sie die Magd genau aus, nach welcher Richtung er geflogen sei.

Es war da eine Weile vergangen, seit er nach Osten geflogen war. Dort war er an ein neues Haus gekommen und hatte sich hinter dem Tisch zum Schlafen ausgestreckt. Er hatte sich als Pferdehändler ausgegeben. Während er nun hinter dem Tische schlief, stellten die Wirtin und der Wirt eine vortreffliche Mahlzeit auf den Tisch. Da sagte die Frau zu ihrem Mann: „Ich würde den Fremden zum Essen bitten, aber wenn er nun das Essen segnet?“ Der Fremde hinter dem Tisch aber hatte gehört, was sie sagten. Darauf stieß ihn der Wirt an und sprach: „Steh auf, Gast, und komm zum Essen!“ Da stand er auf und sprach: „Ach, der Tisch ist ja schon gedeckt!“ Darüber mußten der Wirt und die Wirtin schrecklich lachen.

Nun, und dann schliefen sie die Nacht hindurch, und am andern Morgen war der Wirt noch höflicher, ging hin und zeigte ihm seine Speicher. Er zeigte ihm zuerst den, der ganz voll Kupfer war. „Nun wollen wir den andern ansehn.“ Der war voll Silber. Sie gingen in den dritten, und der war voll Gold. Als der Wirt wieder aus dem Speicher kommt, sieht er sich um: „Wo ist denn der Mann geblieben?“ Der aber hatte seinen Hut aufgesetzt und seinen Ranzen mit Gold gefüllt. Er suchte und suchte ihn und ging

wieder in den Speicher zurück: „Wo ist nur der Junge hingeraten?“ Da bemerkte er im Goldkasten ein großes Loch, und er sprach: „Es scheint ein Dieb zu sein, wenn er sich auch für einen Pferdehändler ausgibt.“ Unterdessen war der Junge schon ein ganzes Stück auf dem Acker entlang gegangen und hatte den Hut abgenommen. Da sah ihn der Wirt und sagte: „Da geht der verdammte Kerl.“

Der Junge war den Weg entlang gegangen, den er gehen mußte, um zu seiner Frau zu gelangen. Er ging einen Tag und kam an das weiße Meer. Da ging er an beiden Seiten des Ufers entlang. Er fand ein kleines Haus, worin ein Mädchen wohnte. Sie wärmte ihre Stube und fragte ihn: „Wo willst du denn hin?“ Das Mädchen hatte eine drei Ellen lange Nase. Da sagte er, daß er auf die andere Seite des Meeres wolle. „Ich will dich hinüberrudern, aber ich nehme dir dafür eine Hand als Bezahlung.“ „Wäre dir nicht Gold ebenso recht?“ meinte der Junge, „ich habe den ganzen Ranzen voll.“ „Nein, das will ich nicht.“ Es war nun bestimmt, daß er ihr die Hand schon vor der Überfahrt geben solle, aber der Junge bat, „laß mir die Hand noch, damit ich steuern kann, wenn du ruderst.“ Die Ruder waren fünfzig Klafter lang. Als sie nun eine Strecke gerudert waren, wurde das Ufer sichtbar, da setzte der Junge seinen Hut auf und stieg aus dem Boot. Das Mädchen aber suchte ihn und tobte im Boote. „Wo ist nur der Junge hingekommen? Er hat mir ja überhaupt nichts gegeben, weder Gold noch die Hand.“

Danach ging der Junge am Ufer des schwarzen Meeres entlang und fand wieder ein Haus, wo ein Mädchen wohnte. Zu dem sagte er: „Viele Grüße von deiner jüngeren Schwester, sie hat mich über das weiße Meer gerudert.“ Da fing das Mädchen gleich wütend an zu schreien: „Was hat sie dich herüberzurudern und hat dir nicht einmal eine Hand als Zahlung genommen?“ Da zeigte ihr der Junge seinen Ranzen: „Ich hab sie mit Gold bezahlt, aber hier habe ich noch genug davon.“ Da tobte sie erst recht: „Sie hat dich nicht für Gold überzusetzen.“ Nun, dann bedrängte sie der Junge, ihn noch über das schwarze Meer zu rudern. „Gut, ich will es tun,“ sprach das Mädchen, „aber ich nehme dir beide

Hände." Unter dieser Bedingung wollte sie es tun. Sie gingen zum Ufer, da sagte sie: „Gib deine Hände her, daß ich sie abhaue." „Laß mir die Hände noch, daß ich das Steuer halten kann, nimm sie dann, wenn wir drüben sind." „Das ist gleich," sagte das Mädchen, „dann nehme ich sie drüben." Als nun das Ufer wieder sichtbar wurde, setzte der Junge seinen Hut auf, sprang an Land und ließ das Mädchen tobend in seinem Boot zurück. Dieses Mädchen hatte eine sechs Ellen lange Nase, aber sprach ganz verständlich.

Wieder wanderte er weiter und kam an den Strand des roten Meeres. Da heizte wieder ein Mädchen seine Stube und hatte mit der Nase im Ofen herumgestochert, denn das Holz brennt besser, wenn es geschürt wird. Der Junge sprach zu ihr: „Deine Schwestern lassen dich grüßen." Da fragte sie: „Wie bist du denn hierher gekommen?" — und sie sprach noch sehr durch die Nase — „wo du noch beide Hände hast? Sie hätten dir beide Hände nehmen müssen. Ja, die Schwestern! Wenn ich aber erst zu ihnen komme! Dich für Gold hinüberzurudern, wo sie doch beide Hände nehmen sollten!" Nun, dann war sie aber doch etwas besänftigt gegen den Jungen und fragte: „Wo willst du denn hin?" Er sagte: „Ich will zu dem versunkenen Schloß mitten im roten Meer, von dem man nur die äußerste Spitze sieht." Da sagte das Mädchen, daß sie noch nie ein solches Schloß bemerkt habe, obwohl sie kreuz und quer über das ganze Meer gerudert sei. Trotzdem gingen sie am nächsten Morgen zum Strande. Da rief das Mädchen. „Hallo, hallo, alle Vögel des Himmels! Kommt herbei, ich will mit euch reden!" Da kamen die Vögel alle, große und kleine. Und sie fragte sie: „Habt ihr nicht ein versunkenes Schloß hier im roten Meere gesehn, von dem nur die äußerste Spitze aus dem Wasser ragt?" „Nein," sagten alle Vögel. Da befahl sie: „Geht eures Weges!"

Dann rief sie wieder: „Hallo, hallo, alle Fische des Wassers! Kommt herbei, ich will mit euch reden!" Wieder fragte sie: „Habt ihr nicht ein Schloß gesehn, das im Meere versunken ist und nur mit der äußersten Spitze hervorragt?" Da sagten die Fische: „Nein, wir haben keines gesehen." — „Dann geht fort!"

Als die andern Fische kaum verschwunden waren, kam noch ein Walfisch hinterher. Da fing sie an, zu schelten. „Warum mußt du denn erst so spät kommen, konntest du nicht mit den andern zugleich hier sein?“ Da erzählte der Wal: „Als ich daherschwamm, kam ich an ein versunkenes Schloß und blieb mit der Flosse an einer Ecke des Schlosses hängen, dadurch bin ich aufgehalten worden.“ Darauf sagte sie zu dem Fisch: „Du kannst wieder gehn!“ Als nun der Wal wegschwamm, setzte der Junge seinen Hut auf und stieg auf den Rücken des Fisches, und als der Wal an dem Schlosse vorbeischwamm, stellte er sich auf die Spitze des Schlosses. Sowie nun die Bewohner des Schlosses aus dem Schlosse herauskamen, wurde der Hof ganz trocken.

Da kam eine Magd, um Trinkwasser für die Braut zu holen, die einmal seine Frau gewesen war. Der Mann trug noch den Ring am Finger, den er ihr damals am Ackerrain geraubt hatte, als sie die Saat zertrat. Da nahm er seinen Ring und warf ihn in das Trinkgefäß und ging dann mit der Magd in das Schloß. Aber er hatte den Hut auf, so daß ihn niemand sehen konnte. Als nun der Ring in dem Krug klirrte, guckten sie: „Was klirrt denn im Topf?“ Da fand sie ihren Ring. „Das ist ja der Ring, den mir mein Mann geraubt hat, durch ihn bin ich seine Frau geworden. Wie mag der nur hierher gekommen sein?“ Nun, da warf der Mann geschwind seinen Hut ab, weil er sich vor Freude nicht zu lassen wußte. Am andern Morgen flogen sie auf den Flügeln seiner Frau in die Heimat des Mannes. Und der Mann fing einen Krieg an gegen den König. Kaum schwenkte er sein Schwert, so wich von dem König alle Kraft, und der König starb. Da wurde der Mann König, und seine Frau Königin, und noch jetzt herrscht ihr Königsgeschlecht.

41. Die Tochter des Kaufmanns

Es war einmal ein Kaufmann mit seiner Frau, die hatten keine Kinder. Darüber war der Kaufmann sehr betrübt, daß ihnen der Herrgott keine Kinder gegeben hatte. In seinem Kummer fuhr er über Land, fuhr und fuhr und kam an einer Kirche vor-

bei, und sein Fuß berührte eine Ecke der Kirche. Da fing die Kirche an zu sprechen: „Was möchtest du denn?“ Er antwortete: „Ich möchte nichts weiter, als daß ich ein Kind hätte.“

Der Kaufmann und seine Frau aber waren beide schon betagt. Da schenkte ihnen Gott einen Sohn und eine Tochter, das waren Zwillinge. Die waren beide so hübsch, wie die Menschen ihresgleichen nie zuvor gesehen hatten. Die Kinder waren noch klein, da starb ihnen die Mutter. Da zog der Vater allein beide groß. Dann fuhr er mit seinem Sohn auf das weite Meer hinaus und ließ das Mädchen als Wirtschafterin daheim.

Der Kaufmann aber hatte einen Bruder, der war etwas schwachsinnig, der wohnte auf der Bodenkammer und kam weder in die Stube, noch ging er sonstwohin. Die Tochter des Kaufmanns brachte ihm das Essen hinauf. Da will sie der Alte an sich reißen, aber sie packt ihn und wirft ihn gegen die Wand. Darüber wurde ihr Oheim sehr erbost und schrieb an ihren Vater: „Sie lebt liederlich und bringt das Haus des Kaufmanns herunter.“ Als der Vater den Brief bekam, wurde er sehr verstimmt. Er schickte seinen Sohn hin, seine Tochter zu töten. „Geh, und töte sie!“ sagte er. Er gab ihm ein Messer und einen weißen Teller: „Bring mir Herz und Lunge hierher!“

Der Junge ging. Als ihn die Schwester kommen sieht, ruft sie: „Da kommt der Bruder!“ und sie springt ihm freudig entgegen. „Freu dich nicht über mich, Schwesterchen,“ sagt der Bruder, „ich komme, um dich zu töten.“ — „Brüderchen, das tust du doch nicht.“ — „Ich darf dich nicht am Leben lassen, Schwesterchen, der Vater schlägt mich sonst tot.“ „Schlachte das Schwein, lieber Bruder!“ „Schwesterchen, das Schwein kann ich nicht schlachten, das Schwein quiekt.“ — „Dann töte den Hund, lieber Bruder, nimm ihm Herz und Lunge, der Vater weiß ja nicht, ob sie von einem Menschen oder einem Hunde sind; ich gehe fort, zeige mich keinem Menschen, niemandem.“ Da tötete der Bruder den Hund, nahm Herz und Lunge und brachte sie dem Vater. Der Vater nahm sie und warf sie ins Meer.

Das Mädchen nahm die besten Kleider der Mutter, band sie in ein Bündel und zog selbst die schlechtesten Kleider an und ging

von Haus fort. Sie wanderte, wanderte einen Tag, einen zweiten, einen dritten, ohne zu essen, ohne einen Bissen Brot. Da sieht sie einen abgebrochenen Baum. Dort ist eine Höhlung, dahinein springt sie. Tagelang steht sie in dem Baume. Als sie aufhorcht, vernimmt sie Sprechen vom Meeresufer. Dann fingen Leute an, den Baum abzusägen. Sie sägten, sägten, und die Säge wollte die Kleider des Mädchens erfassen. Da sagte einer der Sägenden: „Der braucht nicht gesägt zu werden, hier kann sonstwer im Baume sein." Der andere aber sprach: „Gesägt muß er werden." — „Das muß er nicht, wir wollen es dem Kaufmann sagen." Sie sagten es dem Kaufmann, der kam und guckte und sprach: „Stellt eine Bank an, damit ihr weiter oben sägen könnt." Sie stellten eine Bank an und sägten ihn weiter oben. Da kam das Mädchen zum Vorschein. Es war so schön, wie es noch kein Mensch gesehn hatte:

Das Siebengestirn auf den Schultern,
Flimmersternchen an den Haaren,
Eine Sonne auf dem Scheitel.

Der Kaufmann sah sie an und sagte: „Sie ist nicht übel, sie ist von unsrem Schlag." Er nahm das Mädchen in seinen Prahm und behielt sie dort zwei Wochen. Dann brachte er sie nach Hause, aber sie sprach nichts, verrichtete nur allerlei Arbeiten. Der Kaufmann war unverheiratet, und er dachte: „Wenn ich sie nur auf irgendeine Art zum Sprechen bringen könnte, so würd ich sie zur Frau nehmen."

Am andern Morgen sagte er zu seinem Vater und zu seiner Mutter: „Segnet mich, ich will sie zu meinem Weibe machen." Da sagten Vater und Mutter: „Wie kannst du sie denn zur Frau machen, wo sie nicht einmal spricht?" „Sie wird schon sprechen," sagte er zu seinen Eltern. „Na, wie soll sie denn sprechen, wo sie schon zwei Wochen hier ist und noch nichts gesprochen hat?" Der Sohn aber sagte zu seinen Eltern: „Sie wird schon sprechen, wir wollen sie in die Kammer rufen, dann wird sie reden." Sie riefen das Mädchen in die Kammer und fingen an zu reden. Da begann auch sie zu sprechen. Sie fragten sie: „Willst du die Braut unsres

Sohnes werden?" — „Ja," sagte sie. „Nun, weshalb sprichst du denn nichts." „Ich stehe unter einer Anklage, ich kann nicht reden," sagte sie, „so bin ich aus meinem Vaterhaus weggegangen." Und sie erzählte: „Ich habe einen Oheim, seinetwegen darf ich nicht reden, denn sonst werden sie meinen Bruder töten, weil er mich vor dem Tode gerettet hat. Wenn ich jetzt zu euch komme," sagte sie, „und ihr die Hochzeit bereitet, so ladet meinen Vater und Bruder zur Hochzeit ein; ladet auch den Oheim zur Hochzeit ein, und laßt alle drei kommen. Der Vater," sagte sie, „kennt mich nicht mehr, weil er drei Jahre auf der Reise war, der Bruder kennt mich, aber der Oheim ist schwachsinnig, der kennt mich nicht. Auf der Hochzeit fordert mich auf, ein Märchen zu erzählen, dann erzähl ich eins." Sie hielten Hochzeit und luden den Vater und den Bruder und auch den Oheim dazu ein. Bei der Hochzeit aber sagte der Vater des Bräutigams: „Jetzt erzählt mal ein Märchen!" Aber keiner fing an. Da sagte die Braut: „Ich will euch eins erzählen, aber ihr dürft niemand in den Hof hineinlassen, wohl aber hinaus." Und dann fing sie an:

„Es war einmal ein Kaufmann, der hatte eine Tochter und einen Sohn. Die waren noch klein, da starb ihnen die Mutter. Der Vater zog beide Kinder groß. Sie waren so schön, daß sich auf Erden nicht ihresgleichen fanden, und so gut. Da nahm der Vater den Sohn mit auf die See. Er war dort auf dem Meere. Der Vater hatte einen schwachsinnigen Bruder, der wohnte auf der Bodenkammer. Die Tochter des Kaufmanns brachte ihm das Essen hinauf. Da wollte sie der Alte vergewaltigen, aber sie packte ihn und warf ihn gegen die Wand. Das machte ihn so böse auf das Mädchen, daß er an ihren Vater schrieb: ‚Sie bringt das ganze Haus des Kaufmanns herunter.' Der Vater kam von der See heim und schickte den Bruder, sie zu töten, er gab ihm einen weißen Teller und ein Messer. Als der Bruder kam, freute sie sich und lief ihm entgegen: ‚Freu dich nicht über mich, Schwesterchen.' Er zeigte ihr das Messer und den Teller: ‚Der Vater will, daß ich dich töte.' — ‚Brüderchen, du wirst mich doch nicht töten; töte das Schwein.' — ‚Das kann ich nicht, Schwesterchen, das Schwein wird quieken.' — ‚Dann töte den Hund, lieber Bruder,

der Hund quiekt nicht, und der Vater weiß nicht, ob das Herz von einem Hund oder einem Menschen ist.' Da tötete der Bruder den Hund und brachte das Herz dem Vater, und der Vater warf es ins Meer. Das Mädchen nahm die Kleider der Mutter, band sie in ein Bündel, zog selbst seine schlechtesten Kleider an und ging fort. Sie wanderte einen Tag, einen zweiten, einen dritten, ohne zu essen, ohne einen Bissen Brot. Da erblickte sie einen Baum und sah, daß er hohl war. Sie stieg in den Baum hinein und dachte bei sich: ‚Ich springe hinein, damit der Vater den Bruder nicht tötet, er darf nicht wissen, daß ich noch am Leben bin.'"
Dann sagte sie zu ihrem Vater: „Ich bin deine Tochter," und zu dem Bruder sagte sie: „Ich bin deine Schwester." Da mußte der Bruder weinen, und der Vater mußte weinen. „Hier," sagte sie, „ist mein Oheim, der hat mich aus dem Haus vertrieben. Ich bin unschuldig und habe nichts Böses getan." Da nahmen sie den Oheim und banden ihn an einen Hengst, und der Oheim wurde geschleift. Darauf feierten sie von neuem Hochzeit, und der Kaufmann gab dem Mädchen und seinem Sohne große Reichtümer: er verteilte an beide drei Schiffe voll Hab und Gut. Und so leben sie zusammen im Wohlstand.

42. Die lebende Kantele

Eine Witwe hatte einen Sohn, der lebte bei seiner Mutter. Eines Tages sagte er zu ihr: „Jetzt geh ich fort, um Geld zu verdienen." Da fragte ihn die Mutter: „Wohin willst du denn gehen? Kauf dir eine Flinte und einen Hund und geh in den Wald." Da kaufte er sich eine Flinte und einen Hund und ging in den Wald. Er wanderte einen Tag, wanderte im Wald umher, doch erlegte nichts. Verdrießlich kam er nach Hause und sagte zu seiner Mutter: „Du hast gewollt, daß ich mir eine Flinte und einen Hund kaufen sollte, aber ich habe nichts damit erlegt." Da sagte die Mutter: „Du mußt es erst lernen, erst mehrere Tage jagen." Am nächsten Tag ging er wieder in den Wald, aber da schoß er wieder nichts.
Jetzt hatte er keine Lust mehr, in den Wald zu gehen, doch die

Mutter drängte ihn dazu. Er ging also den dritten Tag in den Wald, bis hinten an den Rand des Ackers. Da bellte der Hund ein Eichhorn auf einer Kiefer an. Er wollte es schießen, zielte auf das Eichhorn, da ging der Feuerstein vom Flintenschloß ab. Er sprang nach Hause, setzte den Feuerstein wieder ein und kam wieder zurück; da bellte der Hund immer noch das Eichhorn an. Er zielte nach dem Eichhorn im Baum, und da fing es an zu sprechen: „Schieß mich nicht," sagte es, „ich komme auf die Erde." Nun, da schoß er es nicht. Das Eichhorn ließ sich herunter, tiefer und tiefer die Kiefer herab und warf sich unter dem Baum auf den Boden, gerade vor seiner Nase. Dann verwandelte es sich in eine Jungfrau, in ein so schönes Mädchen, daß man den Blick nicht von ihm wenden konnte.

Das Mädchen sprach: „Weil du mich nicht geschossen hast, will ich jetzt deine Braut werden." Da antwortete er: „Ich nähme dich schon, und du könntest mir gefallen, aber ich wage es nicht, was wird meine Mutter dazu sagen!" — „Nun," sagte sie, „laß uns zu deiner Mutter gehen, wenn sie es erlaubt, so nimm mich; wenn sie es nicht will, so geh ich wieder in den Wald zurück."

Da gingen sie hin, das Mädchen blieb auf dem Hof, und der Junge ging hinein und fragte seine Mutter: „Da ist so ein schönes und gutes Mädchen, das möchte ich zur Frau nehmen, wenn du es erlaubst." Da gab ihm die Mutter die Erlaubnis, und er nahm das Mädchen zur Braut. Sie war so schön, und er lebte mit ihr zusammen.

Für den Kaisersohn suchten sie schon drei Jahre lang eine Braut, aber konnten keine finden, die ihm gefiel. Als er die Braut des Jungen sah, hätte er sie gern selbst genommen. Doch er dachte: „Einem lebenden Manne kann ich sie doch nicht nehmen." Er ging nach Hause und gab dem Jungen auf: „Du sollst mir über die Stromschnelle eine goldene Brücke bauen mit silbernem Geländer."

Dieser kam betrübt zu seiner Frau, die fragte ihn: „Warum bist du denn so traurig?" — „Ich soll dem Königssohn über Nacht eine goldene Brücke bauen mit silbernem Geländer." „Leg dich schlafen," sagte seine Frau, „heute nacht wollen wir überlegen, was

er wünscht." Da überlegte sie, gab ihrem Liebsten ein seidenes Tuch und sprach: „Geh jetzt und schlag mit diesem Tuch gegen das Wasser in der Stromschnelle. Dabei sprich: „Über Nacht soll hier eine goldene Brücke stehn mit silbernem Geländer." Nun, da schlug er mit dem Tuch gegen das Wasser und legte sich nieder. Er schlief die Nacht hindurch, und am andern Morgen war die Brücke fertig. Da kam der Kaisersohn und guckte: „Oh, die ist ja viel besser, als wir sie gewollt haben."

Darauf gab er ihm eine zweite Aufgabe. Er sagte zu ihm: „Hier im Garten sind drei goldene Ferkel vergraben, die müssen heute nacht gefunden werden, wenn du sie nicht findest, so schlag ich dir den Kopf ab." Der Kaisersohn aber wußte selbst nicht, ob überhaupt welche da waren.

Wieder ging er trüben Sinnes zu seiner Frau, und sie fragte: „Warum bist du so traurig?" — „Über Nacht soll ich drei im Garten vergrabene goldene Ferkel herbeischaffen." Da sagte sie wieder: „Leg dich schlafen, heute nacht wollen wir überlegen, auf welche Weise wir sie bekommen." Sie schliefen die Nacht hindurch, am andern Morgen sagte sie: „Geh jetzt zum Kaisersohn, nimm dir den größten General mit und eine Schippe. Mitten im Garten steht eine Eiche, grabe darunter eine drei Klafter tiefe Grube, da findest du die drei Ferkel nebeneinander." Das tat er und fand die drei Ferkel nebeneinander. Er hob sie heraus: „Da sind sie!" Als er sie hatte, ging er nach Hause zu seiner Frau.

Den Kaisersohn aber reizte dies erst recht, ihm eine dritte Aufgabe zu stellen. Er sprach: „Jetzt sollst du mir eine lebende Kantele schaffen, eine solche, die von selbst spielt; wenn du solch eine lebende Kantele nicht bekommst, so schlage ich dir den Kopf ab."

Wieder kam er trübsinnig zu seiner Frau, und sie fragte: „Warum bist du denn so traurig?" — „Eine Kantele soll ich schaffen, eine lebende Kantele, die von selbst spielt." Darauf antwortete seine Frau: „Geh jetzt zurück zum Kaiser und nimm dir die drei größten Generäle mit, verlange sie vom Kaiser. Dann kommst du zu mir, daß ich euch dahin schicke, wo ihr die lebende Kantele bekommt," sagte die Frau.

Nun, er kam mit den Generälen zu seiner Frau zurück, und sie

gab ihrem Liebsten wieder ein seidenes Tuch und dazu ein blaues Knäuel Garn. Dann trug sie ihm auf, vom Kaiser drei Monate und einen Tag Zeit zu verlangen, um die Kantele zu holen, und der Kaiser gab ihnen diese Frist.

Sie machten sich auf den Weg, da sagte seine Frau: „Wohin ich jetzt dies Knäuel werfe, dahinaus geht, dann werdet ihr die von selbst spielende Kantele finden. Wenn ihr hingeht, zeig an zwei Stellen dieses Tuch vor, aber an dritter Stelle zeig es nicht eher, bis daß du in die ärgste Klemme kommst."

Da gingen sie fort, das blaue Knäuel rollte und rollte voraus, und die drei Generäle und der Sohn der Witwe folgten ihm. Sie wanderten dahin und kamen an eine kleine Hütte, die mit Erde bedeckt war, wie eine Köhlerhütte. Sie gingen hinein, und da war nur eine alte Frau darin, die saß im Schaukelstuhl. Die sagte: „Oho, seit dreißig Jahren habe ich keinen Menschen gerochen, und jetzt kommt mir ein Braten zum Abendessen." Da sprach er: „Was? du bist meine Tante und willst uns zu Abend essen?" Dann holte er sein seidenes Tuch aus der Tasche und wischte sich das Gesicht damit ab. Da guckte sie: „Ah, das ist ja mein Schwiegersohn, der Mann meiner Tochter." Da bekam er zu essen und zu trinken, sie wußte gar nicht, was sie ihm nur zugute tun sollte. Die Nacht blieben sie dort, und am nächsten Tag in der Morgenstunde brachen sie auf, und das Knäuel lief vor ihnen her die Landstraße entlang.

Wieder kamen sie an eine Hütte, die aussah wie eine Köhlerhütte. Da lief das blaue Knäuel zum Türgriff und ging in die Hütte hinein. Da saß ein altes Weib im Schaukelstuhl, das ebenso aussah wie das erste, nur noch älter. „Oho," sagte sie, „sechzig Jahre hab ich keinen Menschen gerochen, und jetzt kommt mir ein Braten zum Abendessen!" „Was? willst du mich Wandersmann auffressen, wo du meine Tante bist?" Er nahm wieder das Tuch und wischte sich über das Gesicht. Da guckte sie: „Ah," sprach sie, „das ist ja der Schwiegersohn, der Mann meiner Nichte, der will mich besuchen." Er wurde bewirtet und blieb die Nacht da, sie bekamen reichlich zu essen und zu trinken. Als der Tag graute, rollte das blaue Knäuel wieder die Landstraße entlang vor ihnen her.

Es lief und lief, und dann kamen sie an eine dritte Hütte von gleichem Aussehen. Sie gingen hinein, da saß eine noch ältere Frau im Schaukelstuhl. Sie sprach: „Oho, neunzig Jahre habe ich keinen Menschen gerochen und nun bekomme ich ein Abendessen." Der Junge aber sagte: „Warum willst du uns Wanderer denn aufessen? Das Fleisch eines Wanderers ist wie Knorpel, und die Suppe davon schmeckt wie Waschwasser." — Da aßen und tranken sie aus dem eigenen Ranzen, und der Sohn der Witwe sprach: „Wir suchen eine lebendige Kantele, wer kann die uns wohl machen?" Die Alte antwortete: „Hoh, meine Jungen können es, aber die sind im Wald, sie kommen erst in der Abenddämmerung nach Hause." — „Na, wenn sie nur kommen, da müssen wir warten."

Sie warteten den ganzen Abend, bis es dunkel wurde. Da kamen drei Wölfe in die Hütte gesprungen, liefen über den Sparren, sprangen vom Topfbrett herunter und verwandelten sich in drei schöne junge Männer. Da fingen sie an, die lebende Kantele zu bauen und stellten einen General an, ihnen den Kienspan zu halten. „Wenn du einschläfst," sagten sie zu ihm, „so wird sie nicht gut." Nun, sie arbeiteten an der Kantele, der General hielt den Span, schlief ein und schnarchte. Als er schlief, verwandelten sie sich in Wölfe, zerrissen ihn und fraßen ihn auf, dann liefen sie noch schlingend in den Wald hinein.

Die Alte sagte: „Jetzt kommen sie vor Abend nicht wieder nach Hause!" Da hatten sie aber erst versucht, die Kantele zu bauen. Der Junge wartete dort bis zum Abend. Als es dämmrig wurde, kamen wieder drei Wölfe in die Hütte, sprangen vom Topfbrett herab und wurden zu Männern. Wieder begannen sie, an der Kantele zu arbeiten, und gaben dem zweiten General den Span zu halten. „Wenn du schläfst, so wird sie nichts, das siehst du an der andern." Er hielt den Kienspan, hielt ihn, schlief ein und schnarchte. Die jungen Männer verwandelten sich wieder in Wölfe, packten den General, fraßen ihn auf und liefen lärmend in den Wald. „Sie kommen nicht vor Abend nach Hause," sagte die Alte wieder. — „Nun, wenn sie nur kommen, die Kantele muß fertig werden."

Sie gingen den dritten Tag im Walde spazieren, und wieder wurde es Abend. Abermals kamen die drei Wölfe in die Hütte, sprangen vom Topfbrett herab und verwandelten sich in Menschen. Da mußte der letzte General den Span halten, und sie sagten zu ihm: „Du darfst nicht schlafen, wenn du schläfst, so wird sie nichts Rechtes.“ Er hielt den Span, hielt ihn und wurde ein bißchen schläfrig. Er behielt alles im Auge, damit er nicht einschlafe, aber dann schnarchte er schon im Schlaf. Darauf verwandelten sich die Männer in Wölfe, packten den letzten General und fraßen ihn auf. Da blieb der Junge allein mit der Alten. „Sie kommen vor Abend nicht wieder zurück.“ — „Nun, wenn sie nur kommen, die Kantele muß fertig werden.“

Als es dämmrig wurde, kamen die Wölfe, sprangen vom Topfbrett herab und wurden zu Männern. Sie arbeiteten an der lebenden Kantele, und der Sohn der Witwe hielt selbst den Span. Er hielt ihn, hielt ihn, wurde müde, die Jungen stießen ihn in die Seite: „Was, schläfst du?“ „Nein, ich schlafe nicht, ich denke nur darüber nach, ob es mehr trocknes oder frisches Holz im Walde gibt.“ Da verwandelten sie sich in Wölfe: „Warte, wir werden zählen, von welcher Art es mehr im Walde gibt, trockenes oder frisches Holz.“ Da zählten sie den ganzen Tag bis zum Abend, dann kamen sie zurück. Wieder sprangen drei Wölfe über den Sparren vom Topfbrett herab und wurden zu Männern. Sie arbeiten an der Kantele, und er hielt den Span. Er hielt ihn, hielt ihn und wurde schläfrig. Da nahm er das seidene Tuch und wischte sich mit dem seidenen Tuch über die Augen. Das alte Weib sah es: „Ah!“ sagt sie, „das ist ja der Mann meiner Nichte, der Schwiegersohn! Warum hast du das nicht eher gesagt? Die Kantele wäre längst fertig.“ Da bewirtete sie ihn. Während sie das Essen bereitete, machten die Jungen die Kantele fertig.

Als die Kantele fertig war, sagte die Mutter zu den Jungen: „Jetzt verwandelt euch in Wölfe, nehmt ihn auf den Rücken und bringt ihn so schnell als möglich fort, sonst entführt ihm der Kaiser die Braut.“ Nun, da nahmen sie ihn auf den Rücken, und er ritt auf ihrem Rücken in entsetzlicher Geschwindigkeit. Schon hatte der Kaisersohn seine Braut mit nach Hause genommen, und sie

feierten Hochzeit. Da warf er die lebende Kantele vor ihm hin: „Hier ist die Kantele, was nimmst du mir vor der Zeit die Braut weg!“ Und er entriß dem Kaisersohn seine Braut und brachte sie zu seiner Mutter, und sie leben bis auf den heutigen Tag zusammen.

43. Der Bauer und der Bär

Ein Mann pflanzte Rüben neben dem Weg an den Waldrand. Da kam ein Bär zu ihm. „Was machst du denn da, Mann?“ — „Ich pflanze Rüben.“ — „Mann, ich fresse dir deine Rüben.“ — „Wenn du es kannst, friß sie, wenn du's nicht kannst, sag so was nicht.“ Und der Bauer fragte „Nimmst du das, was ist?“ Da sagte der Bär: „Ich nehme, was auf der Erde ist.“ Nun, der Mann ging hin und zog die Rüben aus, denn die Rüben waren ausgewachsen. Er fuhr seine Rüben ein, aber die Stengel ließ er liegen. Der Bär kam und sah, daß die Rüben alle verschwunden waren. Da sprach er: „Du gottloser Mensch, dich führ ich auch noch an.“

Der Mann säte auf den andern Acker neben dem Weg Hafer. Der Bär kam: „Was machst du denn da, Mann?“ — „Ich säe Hafer.“ — „Ich fresse dir deinen Hafer,“ sagte der Bär. „Wenn du es kannst,“ sprach der Bauer, „so friß ihn. Nimmst du, was auf der Erde oder was unter der Erde ist?“ Da antwortete der Bär: „Ich nehme diesmal, was in der Erde ist.“ Nun, der Mann ging hin und schnitt den Hafer, und dem Bären ließ er die Stoppeln. Der Bär kam und sah, daß bloß noch die Stoppeln da waren. „Ach, du! wie er mich angeschmiert hat,“ sagte er.

Für den Bären war da nichts mehr zu holen. „Jetzt gehe ich hin und sage zu ihm: ‚Ich fresse dir den ganzen Hafer von der Tenne,‘ sprach der Bär. Und er kam zur Tenne, als der Mann drosch. Und der Mann fragte ihn: „Nimmst du den größeren Haufen oder den kleineren?“ Der Bär antwortete: „Ich nehme den größeren.“ Da trug der Mann den Hafer nach Hause und die Spreu ließ er dem Bären. „Ach, du gottloser Mensch!“ brüllte der Bär, „schon wieder hat er mich betrogen. Ich stehle ihm jetzt sein Pferd und fresse es auf.“

Der Mann ging in den Wald, um Holz zu holen. Da kam der Bär zu ihm. „Heda! Mann! Ich hole mir dein Pferd und fresse es auf." — „Du mir?" sagte der Mann, „dreimal hast du mich schon angeführt." Da schnalzte ein Hase im Walde. Der Bär fragte: „Was war denn das?" Da sprach der Mann: „Ein Jäger, der kommt zur rechten Zeit, um dich zu schießen." — „Sagte er was?" fragte der Bär. „Er rief: ‚Heda! Mann! Was ist denn das neben euch?'" — „Sag: ein Baumstumpf," sprach der Bär. Der Hase schnalzte wieder im Laub. „Was sagt er denn jetzt?" — „Warum lädst du ihn nicht auf den Wagen?" Da sagte der Bär: „Heb mich auf den Wagen." Der Mann hob den Bär auf den Wagen. Wieder schnalzte der Hase im Gebüsch. „ Und was will er jetzt?" fragte der Bär. „‚Warum bindest du ihn nicht mit dem Strick fest?' fragte er." Und der Bär sprach: „So bind mich doch fest!" Da zog der Mann den Strick so fest, daß der Bär nicht mehr fort konnte. Der Hase schnalzte immer noch im Wald. „Er sagt: ‚Warum schlägst du ihn nicht mit der Axt vor den Kopf?'" — „Schlag ihn mit der Axt vor den Kopf." Das tat der Mann, und der Bär war auf der Stelle tot. Dann fuhr er ihn nach Hause und machte sich aus seinem Fell einen Pelz.

44. Das Girren der Taube

Die Taube und das Huhn hatten beide ihr Nest; aber die Taube hatte zehn Eier und das Huhn nur zwei. Da fing das Huhn an, die Taube mit List zu einem Tauschhandel zu überreden. Endlich ging diese auch auf den Vorschlag ein: sie gab dem Huhn ihre zehn Eier und erhielt dafür die zwei Hühnereier. Doch bald merkte die Taube, wie sehr sie durch die Arglist des Huhnes geschädigt worden war und bereute den einfältigen Tausch. Noch heutigentages trauert und jammert sie darüber, denn sobald du ihre Stimme hörst, vernimmst du auch die Klagelaute:

Girr, girre! zehn meiner Eier
Gab ich Elende hin für des Huhnes zwei Eier!

45. Die Tiere und der Teufel

Es war einmal ein alter Mann, der drei Tiere besaß: eine Katze, einen Hahn und einen Ochsen. Als man nun einst beim Abendessen saß, sagte der Hauswirt zum Knechte: „Morgen früh mußt du die Katze töten."

Aber nach dem Essen gab der Knecht der Katze den Rat: „Flieh, sonst wirst du morgen früh geschlachtet." Die Katze nahm sich die Warnung zu Herzen, und als man sie am frühen Morgen töten wollte, war das Opfer fort, von der Katze nichts zu sehen und zu hören.

Am folgenden Abend sagte der Hauswirt wieder: „Morgen früh muß man unsern Hahn schlachten." Diesen Befehl des Hausherrn hinterbrachte der Knecht auch dem Hahn, der schleunigst das Gehöft verließ. Auch an den Ochsen kam die Reihe zu fliehen, und alle drei fanden sich im Walde wieder zusammen. Sie wanderten unter den Bäumen dahin; da kommt ihnen ein Wolf entgegen. „Wohin gehst du?" fragen sie diesen. „Ich suche die Herde dort auf," antwortete der Wolf; „ich will sehen, ob ich nicht ein Lämmchen zum Imbiß erreichen kann." „Geh nicht hin!" warnten die andern. „Dort wird man dich töten; komm lieber mit uns."

Der Wolf willigte ein, und sie gingen vier Mann hoch weiter. Da kommt ihnen ein Bär entgegen. „Wohin gehst du?" fragen sie wiederum. „In die Nähe des Dorfes dort; ich will Hafer fressen," antwortete der Bär. „Geh nicht hin, du könntest zu Schaden kommen," sagten die andern, „komm lieber mit uns."

Der Bär ging denn auch mit ihnen, und als sie zu fünfen ein Stückchen weitergewandert waren, begegneten sie einem Hasen. Den redeten sie ebenfalls an, und auch ihn gewannen sie zum Gefährten, worauf sie einem Dorf zuschritten und sich anschickten, das Badehäuschen zu heizen. Vor dem Häuschen lag ein Hund, der die andern mit der Warnung empfing: „Geht nicht dort hinein, drin wohnen böse Geister." Aber die andern gingen doch hinein. Der Bär legte sich an der Schwelle hin, der Wolf zwischen den Türpfosten, der Ochs suchte sich den Viehwinkel auf, der

Hahn flog auf die Hühnerstiege, die Katze legte sich auf den Ofen, der Hase unter die Bank und der Hund mitten in die Stube. Da kommt auch der Teufel an das Badehaus und öffnet die Tür. Im Nu beißt ihn der Wolf in die Wade, der Bär schlägt ihn mit der Tatze, der Ochs stößt ihn mit den Hörnern, der Hahn fängt an zu krähen und die Katze zu miauen, der Hase springt unter der Bank hin und her, und der Hund rennt in der Stube herum. Vor Schrecken über diesen Wirrwarr fiel der Teufel rücklings hin, aber kaum hatte er sich aufgerafft und sich aus den Klauen seiner Feinde befreit, als er auch aus der Tür hinausflog und in eiligster Flucht dem Walde zurannte, wo er seinen Gefährten die Geschichte mit den Worten erzählte:

„Geht nicht mehr in das Badehaus: drin hausen Fremde, und gar gewaltige. Ein Schneider stach mich gleich an der Schwelle mit seinen Nadeln, ein rauhaariger Mann packte mich mit seinen Fäusten an der Brust, ein Schuster schlug mich mit seinem Leistensack, daß ich rücklings hinfiel; einer auf dem Ofen schlug Feuer an, die Lehrbuben rannten in der Stube herum, sprangen mit glühenden Augen aus einer Ecke in die andre und suchten mich, um mich zu prügeln, konnten mich aber nicht finden. Einer schrie sogar den andern zu, als ich entfloh: ‚Greift den Kerl! Greift den Kerl!'"

46. Der Bär als Richter

Zwischen einigen Tieren, nämlich dem Wolf, dem Fuchs, der Katze und dem Hasen, entstand einmal ein Streit, und sie konnten nicht selber über die Sache einig werden. Deshalb holten sie den Bären herbei, daß er als Richter ihren Streit schlichten sollte. Der Bär kam und fragte: „Worüber habt ihr euch entzweit?" — „Wir stritten uns über die Frage, wie viele Auswege wohl ein jeder von uns hat, um bei Gefahr das Leben retten zu können," antworteten die andern. — „Nun, wie viele Auswege kennst du?" fragte der Bär zuerst den Wolf. — „Hundert," antwortete dieser. „Und du?" fragte der Bär den Fuchs. „Tau-

send." — „Kennst du viele?" fragte der Bär jetzt den Hasen. — „Ich habe nur meine flinken Läufe," erwiderte dieser. Zuletzt fragte der Bär die Katze: „Kennst du viele Auswege?" — „Nur einen einzigen," antwortete die Katze.

Da gedachte der Bär alle auf die Probe zu stellen, um zu sehen, durch welche Mittel ein jedes in der Stunde der Gefahr sich retten würde. Er warf sich plötzlich auf den Wolf und drückte ihn halb tot. Der Fuchs machte eiligst kehrt, als er sah, wie es dem Wolfe erging; der Bär aber erfaßte ihn eben noch am Schwanzende, wovon der Fuchs noch heutigentages am Schwanz einen weißen Fleck hat. Der Hase, der flinke Läufe hatte, ergriff die Flucht und rannte davon. Die Katze kletterte auf einen Baum und sang von oben herab: „Der hundert Auswege kennt, ward eingefangen; der tausend Mittel weiß, ward verstümmelt; das Langbein muß noch immer laufen; der nur einen Ausweg hat, sitzt auf dem Baum und behauptet seinen Platz!" So lang ist's.

47. Der Wolf als Grenzwächter

Es zogen einmal einige Wandersleute die Heerstraße entlang und verloren dabei ein Stück geräucherten Schweinefleisches. Bald nach ihnen kam ein Wolf desselben Weges und packte das Stück Fleisch mit den Zähnen; aber als er merkte, daß es salzig war, spie er es aus und sagte: „Mein Gaumen trachtet nach frischem!" Da erblickte er am Ufer des Flusses eine Sau mit ihren Ferkeln und sprang hinzu, um sie zu würgen. Die Sau legte sich aufs Bitten und sagte: „Friß uns nicht, bis ich meine Kinder getauft habe." — „Nun gut, taufe sie erst," sagte der Wolf, auf ihre Bitte eingehend. Da ging die Sau mit ihren Ferkeln in den Fluß; aber von Wiederkehr war keine Rede mehr, sie schwammen hinüber an das andere Ufer. Der Wolf, dem schon der Mund wässerte, hatte nur das Nachsehen und konnte der Sau nichts antun.

Darauf ging der Wolf in den Wald und traf dort einen Bock. Diesen packte er an und rief: „Jetzt wirst du von allem Jammer und aller Trübsal dieser Erde erlöst, denn ich will dich fressen." —

„Wart nur ein wenig, bis ich dieses Feld ausgemessen habe," sagte der Bock: „dann magst du mich fressen, wenn dein Sinn danach steht." — Der Wolf war es zufrieden; aber der Bock besann sich nicht lange, sondern suchte in dem nahen Dorfe Schutz. Der Wolf war ganz erbost, daß ihm der Bock entgangen war, und ging aus, um neue Beute zu suchen. Bald fand er eine Stute mit ihrem Fohlen und rief ihr zu: „Ich will dein Fohlen fressen, du hast ja doch nur Beschwerde davon. Übrigens hast du keine Erlaubnis, in dieser Gegend zu spazieren." „O, ich habe von meinem Herrn einen Erlaubnisschein erhalten, friß uns nicht, bevor ich dir diesen gezeigt habe," antwortete die Stute, drehte sich plötzlich um und schlug mit solcher Gewalt aus, daß der Wolf mit zerschmettertem Unterkiefer auf den Rücken flog. Sie selbst suchte mit ihrem Fohlen das Weite.
„Ach! Tor, der ich war!" schrie der Wolf in seinen Schmerzen. „Ich bin ja kein Pfarrer; warum ließ ichs zu, daß die Sau die Ferkel taufte? Ich bin ja auch kein Landmesser, daß ich das Feld durch den Bock ausmessen lassen sollte! Bin ich doch auch kein Grenzwächter, daß ich mir den Erlaubnisschein der Stute ansehen sollte!" So lang ists.

48. Vom Kranich, der dem Fuchs das Fliegen lehrte

Einmal, als der Kranich zum Winter dageblieben war, begegnete ihm der Fuchs und sagte zu ihm: „Nun, Kranich, wie lebst du denn"? Dieser antwortete: „Je nun, wie soll ich denn leben? Viel zu fressen gibt es nicht." Da sagte der Fuchs: „Willst du mich fliegen lehren, so will ich dich den ganzen Winter durchfüttern."
Der Kranich war mit diesem Vorschlag zufrieden und der Fuchs ernährte ihn den Winter über; doch als es Sommer wurde, verlangte der Fuchs den ausbedungenen Lohn.
„Gut," sagte der Kranich, „setz dich auf meinen Rücken".
Darauf erhob sich der Kranich mit dem Fuchs in die Lüfte und flog und flog hoch hinauf. Plötzlich ließ er jedoch den Fuchs von seinem Rücken hinabfallen, so daß der Arme auf die Erde

stieß und sich ein Bein brach. Dann ließ sich auch der Kranich aus den Lüften nieder und fragte:
„Nun, Fuchs, wie gefällt dir das Fliegen?"
„Ach," sagte der Fuchs, „hübsch ist es sonst, nur hab ich mir dabei das Bein gebrochen."
„Nun, hast dus gebrochen, so mag es gebrochen sein!" meinte der Kranich.

49. Der Kaulbarsch und der Lachs

Man sagt, daß einmal der Kaulbarsch und der Lachs unterhalb eines Wasserfalles eine Wette eingingen, wer von ihnen den Wasserfall hinaufschwimmen könne. Der Kaulbarsch verfiel auf den schlauen Gedanken, seinen Schwanz mit einem Haar an den Lachs festzubinden. Als nun der Lachs oben war, schaute er sich nach dem Kaulbarsch um. Ja, da steckte dieser hinter dem Schwanze des Lachses, schwamm schnell nach vorn und rief: „Ei, hier bin ich schon." Und da hatte er die Wette gewonnen.

50. Das Eichhorn, die Nadel und der Fausthandschuh

Ein Eichhorn, eine Nadel und ein Fausthandschuh lebten in guter Freundschaft beieinander. Einstmals beschlich sie die Langeweile, und sie beschlossen, zusammen in den Wald zu gehen. Gesagt, getan. Das Eichhorn und der Fausthandschuh gingen nebeneinander, die Nadel hüpfte einsam hinterdrein.
Sie mochten eine geraume Weile so gewandert sein, ohne eine Beute erblickt zu haben, und die drei Waldläufer schauten schon ganz betrübt darein; da fand die Nadel eine Wasserpfütze. Freudig rief sie den andern zu:

„Ei, mein Eichhorn, ei!
Handschuh, kommt herbei!
Die Nadel hat nen Fund getan.
Eilt und seht die Beute an!"

Die andern liefen schnell herbei die Beute in Empfang zu nehmen; aber als sie den Fund der Nadel sahen, wunderten sie sich nicht wenig und sagten: „Ist dies deine ganze Beute?" — „Ja, das ist sie," antwortete die Nadel; „ist es denn nicht genug?" — „Ach du wunderliches Ding, daß du uns wegen solcher Lumperei herbeirufst!" schalten die andern und gingen verdrießlich nach Hause. Die Nadel kehrte mit ihnen heim.

Am folgenden Morgen wanderten sie wiederum in den Wald hinaus, das Eichhorn und der Fausthandschuh nebeneinander, die Nadel einsam hinterdrein. So mochten sie eine Zeitlang gewandert sein, da fand die Nadel einen alten Baumstumpf und rief, wie gestern, den andern zu:

„Ei, mein Eichhorn, ei!
Handschuh! kommt herbei!
Die Nadel hat nen Fund getan.
Eilt und seht die Beute an!"

Die andern kamen herbeigelaufen, in der Hoffnung, diesmal eine gute Beute vorzufinden. Aber der Anblick des morschen Baumstumpfes versetzte sie in solche Wut, daß sie beinahe die Nadel geschlagen hätten, die aus Schalkheit ohne Grund die Gefährten herbeigerufen hatte.

Endlich versöhnten sich jedoch die drei und kehrten zusammen aus dem Walde zurück: das Eichhorn und der Fausthandschuh nebeneinander, die Nadel einsam hinterdrein. — Sie schliefen die Nacht durch, und als der Morgen graute, berieten sich die drei, ob sie noch einmal in den Wald gehen sollten, da sie doch nichts erbeutet hatten. Sie wurden aber bald über die Sache einig und wanderten hinaus, das Eichhorn und der Fausthandschuh nebeneinander, die Nadel einsam hinterdrein. Die beiden fanden auch diesmal gar nichts, aber die Nadel gelangte auf ihrer einsamen Streiferei an ein weites Moor. Dort spähte sie mit ihrem einen Auge scharf im Kreise umher und erblickte richtig einen Hirsch, der im Sumpfe graste. Kaum hatte sie ihn gewahrt, als sie auch schnell in einen Grashalm schlüpfte, und der Hirsch verschluckte sie mitsamt dem Sumpfgras. So kam die Nadel in den Magen

des Hirsches und fing an, ihn aus Leibeskräften zu stechen. Das konnte der arme Hirsch nicht lange ertragen; er fiel hin und kam elend ums Leben. Als die Nadel dieses merkte, drängte sie sich durch den Leib des Hirsches heraus und fing an seelenvergnügt den andern zuzurufen:

„Ei, mein Eichhorn, ei!
Handschuh! kommt herbei!
Die Nadel hat nen Fund getan.
Eilt und seht die Beute an!"

Die Gefährten hörten wohl das Rufen der Nadel, aber sie fürchteten auch jetzt eine Täuschung. Sie berieten sich miteinander und sprachen: „Wenn wir hoffen dürften, daß die Nadel wirklich etwas Gutes erbeutet hat, würden wir hingehen; aber wer weiß, ob sie nicht wieder lügt." Trotz aller solcher Bedenken liefen sie doch nach der Richtung hin, woher das Rufen kam, und fanden den toten Hirsch.

Jetzt war mal das Erstaunen groß! Der Fausthandschuh betrachtete die von der Nadel erlegte Beute von allen Seiten, das Eichhorn zeigte unverwandt darauf, und beide wußten sich vor Verwunderung und Freude gar nicht zu lassen. Darauf sagte die Nadel zu ihnen: „Ich habe die Beute erlegt, nun mag das Kochen euer Geschäft sein." Die andern gehorchten und gingen eifrig an die Arbeit. Das Eichhorn spaltete den alten Baumstumpf zu Brennholz, der Fausthandschuh trug Wasser aus der Pfütze herbei; so gerieten ihnen auch die früheren Funde der Nadel zu Nutz und Frommen. Bald kochte die Brühe auf dem Feuer, und das Essen ward gut und schmackhaft. So lang ist's.

51. Der alte Hahn

Es stand einmal ein Schloß, dessen Herr einen alten Hahn besaß. Weil dieser schon so sehr alt war, mochten die Schloßleute ihn nicht mehr füttern, und der Hahn mußte in der Umgegend betteln gehn, um sich sein Futter zusammenzusuchen. Aber als auch dieses nicht genug einbrachte, sein

Leben zu fristen, beschloß der arme Hahn doch wieder nach Hause zurückzukehren. Unterwegs begegnete ihm ein Fuchs, der ihn fragte: „Wohin wanderst du, mein Hähnchen?" — „Ich gehe heim," antwortete der Hahn; „beim Betteln kommt nichts heraus!" — „Nimm mich mit," sagte der Fuchs. — „Ich habe nicht die Kraft dich zu tragen," erwiderte der Hahn; „aber wenn du dich in einen Floh verwandelst und dich unter meinen Flügeln versteckst, will ich dich mitnehmen." Der Fuchs verwandelte sich in einen Floh, und der Hahn steckte ihn unter seinen Flügel. Dann wanderte er weiter, wanderte ein Weilchen, da begegnete ihm ein Wolf und redete ihn an: „Wohin gehst du, mein Hähnchen?" — „Nach Hause," antwortete der Hahn. Als der Wolf das hörte, wollte er ihn durchaus begleiten und sagte: „Nimm mich mit!" — „So verwandle dich in einen Floh und setze dich in die Federn an meiner Seite, dann will ich dich mitnehmen," antwortete der Hahn. Der Wolf ward zum Floh, und der Hahn steckte ihn ins Seitengefieder.

Darauf, als er eine Strecke Weges weiter gewandert war, begegnet ihm ein Bär und verlangte ebenfalls von ihm mitgenommen zu werden. Der Hahn bedeutete auch ihm, sich in einen Floh zu verwandeln, und als der Bär das getan, steckte er ihn ins Schenkelgefieder.

So wanderte er eine Zeitlang dahin und kam denn auch endlich in sein altes Heim, stellte sich auf den Schloßhof hin und fing an zu krähen:

„Kikeriki, Kikeriki!
Der Hahn hat einen goldnen Helm!
Der Herr ist nur ein armer Schelm,
Hat seinen Hahn verjagt!"

Darüber geriet der Schloßherr in einen gewaltigen Zorn und befahl seinem Knecht, den Hahn zu töten. Dem Knecht tat es leid um den Hahn, der so schön krähen konnte; er weigerte sich, die Arbeit zu tun, weil sie ihm so zuwider war. „Nun, so magst du den Hahn in den Stall zu den wilden Hengsten sperren, die werden ihn bald zu Tode stampfen," meinte der Herr. Der Hahn

wurde denn auch in den Stall gebracht. Aber er kam dort zu keinem Schaden; denn als die Hengste anfingen auszuschlagen, sagte der Hahn nur: „Komm unter meinem Schenkel hervor, lieber Bär, friß soviel du vermagst und töte das übrige!“ Da erschien auch sofort der Bär, der als Floh am Schenkel des Hahnes gesessen, fraß so viele von des Herren Zuchthengsten als er nur konnte und tötete und zerfleischte die übrigen.
Am folgenden Tage kam man, um nach dem Hahn zu sehen; der König selber kam in den Stall, um sich zu überzeugen, daß die Hengste den Hahn zerstampft hatten; aber dieser war noch am Leben und krähte wie früher:

„Kikeriki, Kikeriki!
Der Hahn hat einen goldnen Helm!
Der Herr ist nur ein armer Schelm,
Hat seinen Hahn verjagt!“

Im Schlosse waren zwölf böse, starke Stiere, und der König befahl seinem Knecht: „Hetzt die Stiere auf den Hahn, daß sie ihn stoßen; wer weiß, ob er nicht getötet wird und das unverschämte Gekräh ein Ende nimmt.“
Gut, man ließ die Stiere los. Aber als sie den Hahn stoßen wollten, griff dieser nach dem Floh unter seinem Flügel; der Floh ward wieder zum Wolf und fraß und erwürgte die Stiere alle, wonach der Hahn wie früher zu singen anfing:

„Kikeriki, Kikeriki!
Der Hahn hat einen goldnen Helm!
Der Herr ist nur ein armer Schelm,
Hat seinen Hahn verjagt!“

Das hörte der König und sagte im Zorn zu seinen Knechten: „Wir haben ja noch zwölf böse Böcke; tragt den Hahn zur Nacht in ihren Stall; laß sehen, ob er nicht endlich aufhört sein Kikeriki zu singen!“
Gesagt, getan: man bringt den Hahn dorthin und sperrt ihn zu den Böcken. Diese gehen gleich auf ihn los, um ihn zu stoßen; aber der Hahn wußte Rat: er ließ den dritten Floh aus seinem

Gefieder, der verwandelte sich in den Fuchs und zerriß und erwürgte die Böcke ganz jämmerlich und fraß davon, soviel er vermochte und fertig kriegen konnte.

Am Morgen kam man nachzusehen, wie es dem Hahn ergangen war. Da fand man ihn noch immer am Leben; und kaum wurde die Tür geöffnet, als auch der Fuchs hinausschlüpfte und seiner Wege lief; wer weiß, wohin er gelaufen sein mag. Als der König von all diesem Kunde erhielt, ward er furchtbar zornig und sagte: „Dieses absonderliche Tier muß ich doch umbringen, geschehe es, wie es wolle!" Mit diesem Entschluß ging er in den Viehstall, um den Hahn mit eignen Händen zu töten. Bald fing er ihn ein und drehte ihm den Hals um, aber noch im Sterben sagte ihm der Hahn: „Du wirst mich nicht los, selbst wenn ich tot bin. Noch einmal wirst du meine Stimme hören; aber dann ist auch dein eignes Ende nahe." Als der Schloßherr das hörte, dachte er in seinem Sinn: „Ich muß diesen absonderlichen Unruhstifter aufessen; dann wird er doch von seinem Geschrei lassen." Deshalb ließ er ein Gastmahl herrichten, wozu alle die benachbarten Herren und viele andere eingeladen wurden, und der Hahn ward als Braten zubereitet.

Nun, die Gäste waren alle beisammen, man setzte sich an den Tisch und fing an zu essen. Da nahm der Schloßherr den gebratenen Hahn in die Hand, schnitt sich ein Stückchen davon ab und tat es in den Mund, indem er sagte: „Du hast dir vieles in deinem Leben zugute kommen lassen, aber dein Kikeriki wirst du nicht mehr rufen!"

Kaum hatte der Herr dieses gesagt, als der Hahn plötzlich seinen Kopf aus des Redenden Munde steckte und wie ehedem krähte:

„Kikeriki, Kikeriki!
Der Hahn hat einen goldnen Helm!
Der Herr ist nur ein armer Schelm,
Hat seinen Hahn verjagt!"

Als die Gesellschaft aus dem Munde des Schloßherrn diese sonderbare Stimme hörte, gerieten alle in die größte Bestürzung und ließen das Gastmahl stehen. Endlich, als sich der Herr von

seinem Schrecken erholt, rief er seinen Dienern zu: „Ergreift ein Beil, und wenn der Hahn wieder in meinem Mund erscheint, so spaltet ihm den Kopf!“
Die Diener taten, wie ihnen befohlen war, und sowie der Hahn wieder den Kopf zum Munde des Herrn herausstreckte, hieben sie mit dem Beil auf den Hahn ein; der aber zog schnell den Kopf zurück, und das Beil zerschmetterte das Haupt des Schloßherrn, welcher tot hinsank, wie es der Hahn vorausgesagt hatte. So lang ist's.

Kalevala

Die große Masse der finnischen Lieder oder Runen, die man das Kalevalaepos zu nennen pflegt, sind ursprünglich Einzelgedichte und behandeln Episoden, die später zu größeren Zyklen zusammengeschlossen wurden. Wer den Text in vollständiger Übersetzung liest, wird das leicht erkennen und z. B. die Lemminkäinen- (Lieder 11—15) oder Kullervoepisode (31—36) als geschlossene Sagenzyklen, die auch selbständig existieren können, aus dem Ganzen herauszuschälen vermögen.
Diese größeren, in mehreren Liedern behandelten Sagenkomplexe stehn verhältnismäßig locker in dem weit gespannten Rahmen der Haupthandlung: den Kämpfen zwischen Pohjola (Nordland) und Suomi (Finnland), die im ersten Teil der Braut, der Nordlandsjungfrau, im zweiten dem Sampo, der wunderbaren Mühle gelten.
Es ist das Verdienst Elias Lönnrots gewesen, die einzelnen Lieder und die Liedkomplexe zu einem Ganzen vereinigt zu haben (1835), das nun in der Tat den Anspruch erheben darf, als ein Epos zu gelten. Versuche, die vor ihm gemacht wurden, blieben Fragmente.
Jakob Grimm war einer der ersten, die von der Bedeutung dieser Sammlung für die epische Poesie überhaupt Kunde gaben. So war es kein Wunder, daß die große neue Ausgabe des Kalevala, die im Jahre 1849 ebenfalls unter Lönnrots Redaktion er-

schien und 50 Lieder mit mehr als 22000 Versen umfaßte, schon im Jahre 1852 in deutscher vollständiger Übersetzung erscheinen konnte. Anton Schiefner, der in St. Petersburg wirkende Akademiker und Sprachforscher, war es, der sich dieser Aufgabe mit größter Hingebung und Treue unterzog. Seiner Übertragung, die im trochäischen Versmaß abgefaßt ist, sind die Proben der Lieder 37—50 entnommen.

Unter den späteren Übersetzungen ragt die von Hermann Paul hervor, besonders was den Wohlklang und die poetische Schönheit der Sprache betrifft. Der erste Teil, der noch zu Lebzeiten Pauls erschien (1885), lieferte die hier mitgeteilten Bruchstücke der Lieder 1—19. Ihr Versmaß sind Trochäen, jedoch belebt durch eingeschobene Daktylen. Wer sich für die übrigen, auch die fremdsprachigen Übertragungen interessiert, findet sie sorglich verzeichnet im 10. Bande des „Anzeigers der Finnisch-Ugrischen Forschungen", Helsingfors u. Leipzig 1910. Dort und im 10. Bande der „Finnisch-Ugrischen Forschungen" selber sind auch eine Reihe von Aufsätzen und Berichten abgedruckt, die dem Kalevala gelten und zu einem eingehenderen Studium anregen. Hier ist es dem Herausgeber nur möglich, auf die reiche Literatur hinzuweisen. Raummangels halber muß er sich auch darauf beschränken, den Inhalt des Kalevala in gedrängtester Kürze wiederzugeben und nur einige Proben der Übersetzung, besonders solche von märchenhafter Haltung vorzuführen. Viel wäre über Alter, Herkunft und Wanderung der Stoffe und der Lieder und über die Beziehungen zwischen Kalevala und dem estnischen Kalevipoeg zu sagen, allein das erforderte einen eignen Band und würde den Rahmen dieses Märchenbuches sprengen.

Die Kalevalasagen in der Gestalt, wie Elias Lönnrot sie herausgab, beginnen nach einem Vorspruch des Sängers eindrucksvoll mit dem Bericht über die Weltschöpfung.

Die Jungfrau der Luft läßt sich in das Meer hinab, denn es scheint ihr allzu schwer, „in der Lüfte endlosem Raum" ewig einsam leben zu müssen. Ein Sturmwind von Osten türmt auf schaumgekröntem Meer die schwellenden Wogen,

„Und der Wind berührte die Jungfrau,
Leben weckte in ihr das Meer."

(I, 35—36)

Siebenhundert Jahre trägt die Tochter der Luft ihre Bürde, doch das Kind ward nicht geboren. Da ruft sie Ukko, den ewigen Vater, an, ihren Qualen ein Ende zu machen. Ukko schickt ihr einen Vogel, der sich auf dem Knie der Schwimmerin niederläßt, dort ein Nest baut und es mit sieben Eiern, sechs goldnen und einem eisernen anfüllt. Die Tochter der Luft fühlt ihr Knie sich erwärmen, spürt heiße Schmerzen die Adern durchjagen, zieht heftig ihr Knie zurück — und die Eier zerbrechen im Fall. Aus ihnen entstehen Erde, Himmel, Sonne, Mond, Sterne und Wolken. Nun erschafft die Tochter der Luft Landspitzen, Buchten und Ufer, Tiefen und Untiefen des Meeres. Wäinämöinen, der künftige Sängerheld ruht noch im Mutterschoße. Mit aller Gewalt drängt er aber selber ans Licht, da Mond und Sonne, die er anruft, ihm nicht helfen, und treibt mehr denn sieben Jahre in den Fluten. Dann steigt er ans Ufer.

So ward Wäinämöinen geboren,
Also wurde der Sängerheld
Von der luftgebornen Mutter
Ilmatar dem Leben geschenkt.

(I, 341—344)

Im zweiten Gesang wird geschildert, wie die Bäume, Kräuter, Gras und Beeren entstehen und Wäinämöinen als erster finnischer Ackersmann Land rohdet und Gerste sät. Er lebt nun auf der Heide in Wäinölä und wird durch seine Gesangskunst weithin berühmt:

Kunstreich sang er und weisheitsvoll
Früh vom Morgen bis spät am Abend,
Selbst die langen Nächte hindurch;
Sang von längst vergangnen Tagen,
Ursprungsworte aus alter Zeit ...
Weit verbreitete sich die Kunde,

Fernhin hörte man das Gerücht
Von den herrlichen Liedern Wäinös,*
Von dem weisheitsvollen Gesang;
Kundig ward es im fernen Süden,
Bis nach Pohjola hoch im Nord.
(3, 6—10, 15—20)

Ein junger Lappe, Joukahainen, läßt sich in einen Sängerwettstreit mit ihm ein, kommt aber durch Wäinämöinens Beschwörungen in Gefahr und verspricht diesem seine Schwester Aino zur Gattin, wenn er ihn befreie. Wäinö erlöst ihn, und Joukahainen kehrt heim. Seine Mutter freut sich über den künftigen Schwiegersohn, allein die Schwester weint und klagt, daß sie die Heimat verlassen soll.

Sie begegnet im Walde dem Wäinö und weist dessen Werbung ab. Heimgekehrt läßt sie sich von der Mutter nicht trösten und klagt, „einem Greise zur Freude und Lust" verschenkt zu sein. Aino legt ihre schönsten Gewänder und ihren herrlichsten Schmuck an und irrt über Sümpfe und Heide dahin. Am dritten Tage gelangt sie ans Meer, sieht von fern drei Jungfraun durch die Wellen ziehen und will sich ihnen gesellen. Sie wirft die Kleider ab und streut Perlen und Goldschmuck in den Sand, schwimmt hinaus und will auf einem Felsblock im Meere ausruhen. Der Felsen löst sich jedoch und rollt in die Tiefe, mit ihm Aino, die blühende Jungfrau.

Wäinö erfährt von dem Tode seiner Braut und will sie aus dem Meere wieder gewinnen. Er angelt und fängt ein Fischlein, das ihm seltsam und fremd erscheint. Zum Essen will er es herrichten, allein das Fischlein entschlüpft ihm, verlacht mit menschlicher Stimme den alten Sänger und gibt sich als Aino, seine verlorene Braut, zu erkennen. — Vergeblich sucht Wäinö das Mädchen wiederzufinden, er kehrt schließlich in seine Heimat zurück und sucht Rat bei seiner Mutter im Wellengrabe. Sie erwacht aus tiefem Schlummer und heißt ihn, eine der Töchter Pohjas, des Nordlandes zu freien.

* Kurzform für Wäinämöinen.

Wäinö tritt seine Fahrt nach Pohja an, wird aber auf dem Wege von Joukahainen, der Rache für seine Schwester nehmen will, überfallen. Ein Bogenschuß trifft den Renner, auf dem Wäinö übers Meer reitet. Der edle Sänger stürzt ins Wasser und wird vom Sturmwind in die offene See hinausgetragen. Ein Adler nimmt sich jedoch seiner an und trägt ihn auf seinen Schwingen nach dem fernen Pohjola. Dort wohnt Louhi, die hurtige Hausfrau, „böser Ränke und Listen voll". Sie pflegt den Erschöpften und tröstet ihn, den es nach seiner Heimat verlangt. Wäinö gelobt ihr einen Helm voll Goldes und einen Hut voll Silbers, wenn Louhi imstande wäre, ihn in sein eigenes Land zurückzubringen. Sie verlangt jedoch, daß er ihr zuvor den Sampo schmiede, dann könne er auch ihre Tochter zur Gattin erhalten. Wäinö entgegnet jedoch:

„Selber kann ich Sampo nicht schmieden,
Kunstreich mit dem Deckel versehn;
Doch, läßt du nach Hause mich ziehen,
Send ich Ilmarinen, den Schmied,
Er wird Sampo gewißlich schmieden,
Kunstreich mit dem Deckel versehn,
Wird der jungen Tochter gefallen,
Leicht gewinnen der Jungfrau Sinn.
Wohlerfahren ist Ilmarinen,
Keiner schwingt den Hammer wie er,
Der das ewige Luftgewölbe,
Der den Himmel geschmiedet hat,
Ohne daß die Schläge des Hammers,
Noch der Zange Spuren zu sehn."

Sprach die hurtige Hausfrau Pohjas,
Louhi nahm von neuem das Wort:
„Dem gelob ich die eigne Tochter,
Geb mein einziges Kind zum Lohn,
Schenke sie dem, der Sampo schmiedet,
Kunstreich mit dem Deckel versieht
Aus der Spitze der Schwanenfeder,

Einem einzigen Tröpfchen Milch,
Einem winzigen Gerstenkörnchen,
Einer Wollenflocke vom Schaf." (7, 325—348)

Dann setzt Louhi den Sänger zur Heimfahrt in ihren Schlitten, warnt aber, ja nicht in die Höh zu schauen, eh die Dämmerung eingebrochen. Wäinämöinen vergißt jedoch die Mahnung, als er am Himmel die goldne Spule schwirren hört, die Pohjas schöne Jungfrau beim Weben in der Hand rollt. Er verliebt sich in die Holde und bewirbt sich um sie, die ihm zu folgen verspricht, wenn er ihr ein Boot baue:

„Nur dem Manne werd ich folgen,
Der ein Boot zu bauen versteht
Aus den kleinen Spänen der Spindel,
Aus den Stücken des Messerschafts,
Der das Boot ins Wasser hinabläßt,
In die Fluten den Nachen rollt,
Ohne die Knie anzustrengen,
Ohne daß er die Hand bewegt,
Ohne daß er die Arme ausstreckt,
Oder daß er die Schulter rührt."
(8, 123—132)

Wäinö versucht, das Boot zu bauen, verletzt sich aber dabei und kann das Blut nicht stillen. Er sucht vergebens nach Hilfe, bis endlich ein alter Mann ihn zu heilen verspricht. Man bringt Becken, Kanne und Kübel, allein das Blut fließt in Strömen aus der tiefen Wunde. Da ruft der Alte vom Ofen, er kenne alle Beschwörungsworte, nur das einzige, erste nicht, denn er wisse nicht, wie das Eisen geschaffen und das Erz entstanden ist. Wäinämöinen erwidert, er kenne des Eisens Ursprung und des Stahles Beginn:

„... Luft ist die urälteste Mutter,
Wasser ist das älteste Kind,
Eisen ist der jüngste der Brüder,
Feuer ist der mittlere Sohn.

Ukko, der allmächtige Schöpfer,
Der Beherrscher der weiten Welt,
Hat einst Luft und Wasser geschieden,
Schied vom Wasser das feste Land,
Eh das Eisen noch gewachsen,
Eh das rostige Erz entstand.

Und der Schöpfer des Himmels, Ukko,
Rieb die rechte und linke Hand,
Preßte beide gegeneinander,
Legte beide gegen das Knie;
Da entstanden alsbald drei Jungfraun,
Liebliche Töchter der Natur,
Die das Eisen entstehen ließen,
Und den blauen, blitzenden Stahl.

Leichthin schwebten die schönen Jungfraun,
Fern am Rande der Wolken hin,
Trugen in den schwellenden Busen
Überreichlich nährende Milch,
Ließen die Milch zur Erde rinnen,
Unaufhaltsam floß sie herab
Über die Felder, über Sümpfe,
Über stille Wasser und Seen.

Schwarz von Farbe floß sie hernieder
Aus der ältesten Jungfrau Brust,
Weiß von Farbe in hellen Tropfen
Rann die Milch der zweiten dahin,
Doch wie Purpurfarbe gerötet
Floß die Milch der jüngsten herab.

Der die schwarzen Tropfen entflossen,
Sie ließ reiches Eisen entstehn;
Der die weißen Tropfen entflossen,
Sie erschuf den blinkenden Stahl;

Der die Purpurtropfen entflossen,
Sie bracht sprödes Eisen hervor.
Als ein Weilchen dahingegangen,
Will das Eisen auf Wandrung gehn,
Will den ältern Bruder besuchen,
Macht sich auf, das Feuer zu sehn.

Doch das Feuer ist bös geartet,
Schürt sich an zur mächtigen Glut,
Will das Eisen sogar verbrennen,
Will dem Bruder ein Leides tun.
Doch zum Glück entschlüpft das Eisen,
Achtet sich in seinem Versteck
Vor des grimmigen Bruders Händen,
Des gefräßigen Feuers Mund.

So entrann es dem Untergange,
Nahm die Flucht und rettete sich
Unter die Erde, im Moraste,
In den tief verborgenen Quell,
Auf die weite Fläche des Sumpfes,
Auf des mächtigen Felsen Kamm,
Wo die Schwäne sich Nester bauen
Und der Adler die Brut bewacht.

So lag tief im Sumpfe das Eisen,
Lag im feuchten Meere versteckt,
Hielt zwei Jahre sich dort verborgen,
Lag im dritten Jahre noch still
Zwischen zwei verwachsenen Stubben,
Unter morschem Birkengesträuch.
Doch es sollte sich nie befreien,
Nie des Bruders Händen entgehn,
Sollte noch einmal wiederkehren
In des Bösen Feuersgewalt,
Als es zu Geräten und Werkzeug
Und zu Waffen geschmiedet ward.

Lief der Wolf einſt über die Sümpfe,
Brummend trabte der Bär im Moor;
Deutlich war die Fährte des Wolfes,
Spuren zeigte des Bären Tritt.
Sieh, da ſtieg das roſtige Eiſen,
Da erhob ſich blinkender Stahl
In der breiten Fährte des Wolfes,
In des Bären mächtiger Spur.

Ilmarinen, der kluge Schmieder,
Sah zum erſten Male die Welt,
Ward am Kohlenhügel geboren,
Wuchs am rußigen Berge auf,
Einen Kupferhammer in den Händen,
Kleine Zangen unter dem Arm.

In der Nacht erſt ward er geboren,
Ging am nächſten Tage ſchon aus,
Eine Schmiedeſtätte zu ſuchen,
Für den Blaſebalg einen Raum;
Da erblickt er ein Streifchen Sumpfland,

Sah ein wenig feuchten Moraſt,
Eilte die Stelle zu betrachten,
Ging das Plätzchen näher zu ſehn;
Dorthin baute er ſeine Schmiede,
Stellte die Blaſebälge auf.

Bald bemerkt er des Wolfes Fährte,
Sieht im Sumpfe des Bären Spur,
Sieht das roſtige Eiſen wachſen,
Findet den aufgewühlten Stahl
In der breiten Fährte des Wolfes,
In des Bären mächtiger Spur.

Läßt der Schmieder ſich ſo vernehmen:
‚O du unglückſeliges Erz,

Wohin, Eisen, bist du geraten,
Welch unwürdiger Aufenthalt
Unter des Wolfes plumpen Füßen,
In des täppischen Bären Spur!'

Bei sich selber denkt er im stillen,
Was mag hieraus endlich entstehn,
Wenn ich das Erz ins Feuer werfe,
In die funkensprühende Glut?

Da erfaßt Entsetzen das Eisen,
Furcht ergreift es und Todesangst,
Da vom Feuer es reden hörte,
Das erschreckende Wort vernahm.

Doch der Schmieder erhob die Stimme:
‚Fürchte dich nicht du, armes Erz,
Feuer tut dem Bruder nicht schaden,
Bringst dem Freunde keine Gefahr!
Wenn du hereintrittst in die Schmiede,
Auf die Esse dich niederläßt,
Wirst du schöner dich noch erheben,
Noch weit stattlicher auferstehn,
Wirst zum scharfen Schwerte der Männer,
Für die Fraun ein nützlich Gerät.'

Und seit jener Stunde bis heute
Gräbt man Eisen aus Sumpf und Moor,
Sucht es in Morästen und Seen,
Trägt zur Esse das rauhe Erz.

So auch nahm der Schmieder das Eisen,
Warf es auf den glühenden Herd,
Schürte am ersten Tag die Flamme,
Auch am zweiten und dritten noch;
Träge floß das glühende Eisen,

Stieg in kochenden Blasen auf,
Dehnte sich gleich gärendem Teige,
Schwer und zähe floß es dahin
In des mächtigen Feuers Flammen,
In der düster leuchtenden Glut.

Da rief das geängstigte Eisen:
‚O du Schmieder, erbarm dich mein,
Nimm mich aus dem brennenden Feuer,
Aus der heißen, flammenden Glut!‘

Doch der Schmieder ließ sich vernehmen:
‚Wenn ich jetzt vom Feuer dich nähm,
Könntest du zum Bösen erwachsen,
Könntest allzu gefährlich sein;
Deinen Nächsten könntest du morden,
Schontest des eignen Bruders nicht!‘

Da erhob das Eisen die Stimme,
Schwur den höchsten, teuersten Eid
Drinnen in der Esse des Schmieders,
Auf des Amboß blinkendem Stahl,
Redete so und ließ sich hören,
Nahm von neuem das Wort und sprach:

‚Sind doch Bäume genug zu fällen,
Und zum Schlagen Steine genug;
Werde nimmer den Bruder treffen,
Nie dem Nächsten ein Leides tun;
Besser ist und schöner das Leben,
Ehrenvoller und angenehm,
Als Gefährte dem Mann zu dienen,
Ihm als Waffe ein Freund zu sein,
Denn dem Nächsten als Feind zu schaden,
Brüder dem Verderben zu weihn.‘

Da nahm Ilmarinen, der Schmieder,
Da zog der gepriesene Schmied
Aus dem Feuer das arme Eisen,
Auf den Amboß legt er es hin;
Hämmert es biegsam und gefügig,
Schmiedet scharfes Gerät daraus,
Bildet kunstvoll Äxte und Schwerter,
Schmiedet Werkzeug jeglicher Art.

Doch noch etwas fehlte dem Eisen,
Etwas tat dem Stahle noch not;
Härte fehlte, des Eisens Zunge,
Und die rechte Schärfe dem Mund;
Hart läßt sich das Eisen nicht schmieden,
Ohne daß es Wasser benetzt.

Und der hochgepriesene Schmieder
Sinnt im stillen und überlegt,
Streut ins Wasser ein wenig Asche,
Löst in scharfe Lauge sie auf,
Um dem Eisen Härte zu geben,
Festigkeit und Stärke dem Stahl.

Sieh, da fliegt ein Bienchen im Rasen,
Schwebt auf bunten Flügeln empor,
Spielend wiegt es sich auf und nieder,
Flattert summend um ihn herum.

Sprach der hochgepriesene Schmieder:
‚Ei, mein Bienchen, flinker Gesell,
Bring mir Honig in deinem Flügel,
Trag herbei den herrlichen Saft;
Saug ihn aus den Kelchen der Blumen,
Aus dem duftigen grünen Gras,
Um dem Eisen die rechte Härte,
Festigkeit zu geben dem Stahl!‘

Hiisis böser Vogel, die Weſpe,
Hörte der Rede heimlich zu,
Sah vom Dache lauſchend hernieder,
Gab im ſtillen auf alles acht,
Sah das roſtige Erz bereiten,
Sah den blinkenden Stahl entſtehn.

Eilends flog die Weſpe von dannen,
Sammelte Hiisis Schrecken ein,
Trug den ſchwarzen Eiter der Schlange,
Bracht der Natter tödliches Gift;
Holte den ſcharfen Schleim der Würmer
Und der Kröte ätzenden Saft,
Um dem Eiſen Härte zu geben,
Feſtigkeit und Stärke dem Stahl.

Ilmarinen, der kunſterfahrne,
Der vor allen geprieſne Schmied,
Dachte ſelbſt und glaubte im ſtillen,
Daß ſein Bienchen wiedergekehrt,
Daß die Flinke den Honig brachte,
Ihm den herrlichen Saft gereicht;
Und in Worten ließ er ſich hören:

‚Jetzt erſt ſcheint die Lauge mir recht,
Um das roſtige Eiſen zu härten,
Kraft zu geben dem blauen Stahl.‘
In die Lauge taucht er das Eiſen,
Arglos warf er das Erz hinein,
Da er aus dem Feuer es wegriß,
Aus der glühenden Eſſe nahm.

Da erſt ward das Eiſen verderblich,
Wurde ungefügig und bös,
Fraß gleich einem Hunde die Ehre,
Brach den heilig geſchwornen Eid,

Mordete den eignen Bruder,
Biß ihm Wunden mit scharfem Mund,
Öffnete dem Blute die Wege,
Goß es aus in schäumendem Strom."

(9, 29—266)

Nun hemmt der Alte, nachdem er den Ursprung des Eisens erfahren hat, den Blutstrom und heilt mit einer zauberischen Salbe die Wunde. Wäinämöinen kehrt nach Hause zurück und fordert Ilmarinen auf, nach Pohja zu ziehen, um den Sampo zu schmieden. Durch List bringt er Ilmarinen dazu und dieser schmiedet den Sampo:

Schön und herrlich bildet er Sampo,
Auf der einen Seite, um Mehl,
Auf der anderen Salz zu mahlen,
Auf der dritten Seite das Geld.

Fleißig mahlte der neue Sampo,
Schwang im Kreise sich leicht herum,
Mahlte einen Haufen am Morgen
Zu des Hauses eignen Bedarf,
Machte den zweiten zum Verkaufen,
Und den dritten ins Vorratshaus.

(10, 413—422)

Die Pohjawirtin ist hocherfreut über diese wunderbare Mühle und trägt sie in den Kupferfelsen hinein, sichert den Zugang durch neun Riegel und versteckt den Sampo neun Klafter tief unter der Erde.

Ilmarinen fordert die Braut, wird aber unter allerhand Vorwänden abgewiesen. Er kehrt in die Heimat zurück und erzählt Wäinämöinen, daß er den Sampo geschmiedet hat.

Nun folgt die Lemminkäinen-Episode, die ausführlich von den Abenteuern des heiratslustigen kecken Lemminkäinen berichtet. Auch er zieht schließlich nach Pohja auf die Freite trotz der War-

nungen seiner Mutter. Dort angelangt sieht er durchs Fenster, daß die Stube voll von Zauberern, Sängern und weisen Männern ist, die „Lapplands mächtige Runen" singen. Lemminkäinen wandelt seine Gestalt, dringt in das Zimmer ein und singt nun seinerseits einen Zaubergesang:

„Sang die besten unter den Sängern
Zu den schlechtesten herab,
Drängte Kiesel in ihre Kehle,
Steine häufte er in den Mund
Selbst der auserlesensten Sänger,
Selbst der größten unter der Schar.

Also sang er die stolzen Männer
Hierhin einen, den andern dort,
In die wüste, traurige Ebne,
In die weite Wildnis hinaus;
Sang sie in die öden Gewässer,
In die toten Wasser hinab,
In den reißenden Fall der Rutja,
In den Strudels schäumenden Gischt;
In den Strom zu blitzendem Schaume,
Mitten im Sturz zu Felsgestein,
Ließ in lichte Flammen sie aufgehn,
Warf sie als Funken durch die Luft."

(12, 451—468)

Lemminkäinen vertreibt mit dieser Beschwörung alle Männer mit Ausnahme eines alten Hirten, der ihm zu häßlich und gering erscheint. Der Alte entfernt sich und sinnt auf Rache. — Die Hausfrau von Pohjola will Lemminkäinen die Braut geben, stellt ihm jedoch schwere Aufgaben, wie sie in Märchen häufig wiederkehren. Bei der dritten Probe kommt Lemminkäinen durch den verachteten Hirten um und wird zerstückelt; seine Mutter fügt aber die einzelnen Teile mit großer Mühe wieder zusammen und erweckt den Sohn zu neuem Leben.

Die Handlung kehrt zu Wäinämöinen zurück, der ein Boot zu zimmern beginnt, doch fehlen ihm beim Bauen drei Worte, die er in Tuonela, dem Totenreich, sucht. Dort will man ihn zurückhalten, allein er rettet sich durch Verwandlung in Tiergestalt. — Dann sucht Wäinö die fehlenden Worte beim riesengroßen Seher Wipunen, stürzt aber in dessen weit geöffnete Kehle und wird von ihm verschluckt. Wipunen empfindet Schmerzen und teilt Wäinö gegen das Versprechen, seinen Leib zu verlassen, die drei fehlenden Worte und seine ganze Weisheit mit. — Wäinö baut sein Boot fertig und segelt nach Pohja, die Jungfrau zu freien. Auch Ilmarinen begibt sich zu Pferde dorthin. Louhi, die Pohjawirtin, rät ihrer Tochter, Wäinämöinen zum Gatten zu nehmen, allein die Jungfrau, die Ilmarinen zum Gatten wünscht, weist den Freier ab:

Sprach die blühende Tochter Pohjas,
Nahm von neuem also das Wort:
„Nicht das Leben des Seemanns rühm ich,
Der den Wellen sich anvertraut;
Winde entführen die Gedanken,
Stürme erschüttern leicht das Hirn!
Niemals will ich die Deine werden,
Will im Leben nicht mit dir gehn,
Werde nimmer als Gattin folgen,
Dir als Täubchen im Arme ruhn,
Dir zum Schlummer die Kissen ordnen,
Zubereiten die Lagerstatt."

(18, 695—706)

Ilmarinen naht und tritt hastig zur Tür herein. Den Willkommtrunk schlägt er aus, bis die langersehnte Braut erschienen ist. Pohjas Hausfrau macht jedoch Einwendungen und verlangt, daß Ilmarinen zuvor drei schwere Aufgaben erfülle: den Schlangenacker soll er pflügen, Tuonis Bären und Manas grimmen Wolf zähmen und den großen Hecht in Tuonelas Fluß fangen. Mit Hilfe der Braut, die Ilmarinen klugen Rat erteilt, besteht er alle Proben. Bei der letzten heißt es:

Hilfreich ließ sich die Jungfrau hören,
Gab ihm selbst verständigen Rat:
„O du kundiger Ilmarinen,
Laß die Sorge, sei ohne Furcht!
Einen feurigen Adler schmiede,
Einen flammensprühenden Aar!
Der wird den Gewaltigen zwingen,
Den gefürchteten Kampf bestehn
In den Wogen des Tuoniflusses,
Tief in Manalas schwarzem Strom."
(19, 175—184)

Ilmarinen schmiedet den flammensprühenden Aar und belehrt ihn, wie er den Hecht greifen soll.

Nun zeigt Tuonelas Fisch sich endlich,
Manalas Untier läßt sich sehn,
Nicht der größte unter den Fischen,
Doch auch wahrlich der kleinste nicht,
Wohl zwei Arte lang ist die Zunge,
Einen Rechen ist jeder Zahn,
Nicht drei Ströme füllen den Rachen,
Sieben Böte mißt er am Leib;
Ilmarinen will er ergreifen,
Gierig fällt er den Schmieder an.

Doch mit rauschendem Fluge plötzlich
Stürzt der Vogel der Luft herab,
Nicht der größte unter den Vögeln,
Doch auch wahrlich der kleinste nicht.
Hundert Klaftern mißt er am Schnabel,
Nicht fünf Ströme füllen den Schlund,
Sieben Speere lang reicht die Zunge,
Wohl fünf Sensen reichen die Klaun.

Tief im Strome sieht er das Untier,
Tuonis ungelenkigen Fisch,

Schlägt in seine Seiten die Krallen,
Bohrt sie in den schuppigen Leib.

(19, 223—244)

Doch der Fisch zieht den Vogel mit sich in die Wogen hinab, noch zweimal muß der Adler seinen Angriff wiederholen.

Und der Adler mit scharfen Krallen
Wagt zum dritten Male den Kampf;
Feurig glänzen die starken Flügel,
Flammen sprüht er aus seinem Blick,
Streckt die Krallen nach Manas Untier,
Packt mit seinen Klauen es an,
Zerrt es mit den eisernen Fängen,
Reißt das gräuliche Ungetüm
Aus der Tiefe der schwarzen Wogen
An die Oberfläche empor.

(19, 269—278)

Ilmarinen wird der Pohjatochter verlobt, Wäinö jedoch kehrt traurig in die Heimat zurück und bereut, daß er als alter Mann ein junges Weib habe freien wollen.

Die folgenden Gesänge (20—25) sind von höchstem volkskundlichen Interesse, denn sie schildern eingehend die Vorbereitungen zur Hochzeit und diese selbst. Von besonderer Eigenart sind auch die Unterweisungen, die der Braut und dem Bräutigam darüber erteilt werden, wie sie sich in der Ehe zu verhalten haben. Der beschränkte Raum verbietet leider näheres Eingehen an dieser Stelle.

Wir kommen zum zweiten Teil, dessen Hauptinhalt die Gewinnung des Sampo durch Wäinö und Ilmarinen bildet, und bringen einige Proben der Übersetzung Anton Schiefners.

Die Lemminkäinen-Episode übergehen wir, die den jungen Abenteurer als großen und erfolgreichen Weiberfreund zeigt, und versagen uns auch notgedrungen, Kullervos Taten, die ihn dem starken Hans des deutschen Märchens zur Seite stellen, eingehender zu schildern.

Für den Fortgang der Handlung hat die Erzählung von Kullervo hauptsächlich die Bedeutung, daß sie den Tod der Frau des Ilmarinen schildert. Kullervo ist nämlich Hüter ihrer Herde und findet eines Tages einen Stein in dem Brot, das ihm die Herrin mitgegeben hat. Er rächt sich dafür, jagt die Herde in einen Sumpf und sammelt statt ihrer Wölfe und Bären, die er am Abend nach Hause treibt. Als die Hausfrau sie melken geht, wird sie von den wilden Tieren zerrissen.
Auch Kullervos Ende ist tragisch: er entleibt sich selbst aus Gram darüber, daß er — unwissentlich — seine Schwester verführt und sie dadurch in den Tod getrieben hat.
Ilmarinen weint lange seinem Weibe nach und schmiedet sich dann aus Gold und Silber eine Gattin:

Kommt ein Mädchen aus der Esse,
Von dem Balg mit goldner Flechte,
Silberhäuptig, goldenlockig,
Wunderschön am ganzen Leibe;
Daß die andern Furcht empfinden,
Ilmarinen sich nicht fürchtet.

Darauf schmiedet Ilmarinen
Er, der Schmieder, das Gebilde,
Schmiedet Nächte ohn zu ruhen,
Tagelang ohn anzuhalten;
Füße gab er wohl der Jungfrau,
Füße ihr und bildet Hände,
Doch nicht taugt der Fuß zum Gehen,
Nicht die Arme zum Umarmen.

Schmiedet Ohren wohl der Jungfrau,
Doch nichts hören konnten diese;
Meisterhaft schuf er den Mund ihr,
Schön den Mund, die Augen lebhaft,
Leider war der Mund ihr wortleer,
Ohne Anmut auch das Auge.

Sprach der Schmieder Ilmarinen:
‚Wäre eine schöne Jungfrau,
Wenn sie Worte nur besäße,
Mit Besinnung eine Zunge.‘

Zog darauf die schöne Jungfrau
Auf sein weiches Federlager,
Auf das sanfte Ruhekissen,
Auf das Bett von zarter Seide.

(37, 139—166)

Ilmarinen läßt darauf viele Decken bringen, in die er sich einhüllt, und legt sich an die Seite des goldnen Gebildes. Allein, die der goldnen Jungfrau zugewandte Seite Ilmarinens erstarrt vor Frost und droht, sich zu Eis und Stein zu verhärten. Da will Ilmarinen die Jungfrau dem alten Wäinö schenken, doch dieser weist sie zurück und rät, aus ihr allerhand Geräte zu schmieden, denn nicht ziehme es sich, das Gold zu verehren und vor dem Silber schwach zu werden.

Ilmarinen fährt nun abermals nach dem Nordland und will um die jüngere Schwester seines Weibes freien, wird jedoch abgewiesen; ergrimmt darüber, raubt er die Jungfrau. Auf dem Heimweg beschimpft sie ihn und wird dafür in eine Möwe verwandelt. Ilmarinen kehrt heim und berichtet Wäinämöinen, daß Pohjola durch den Sampo ohne Pflügen und Säen in großem Wohlstand lebe. Da beschließen die beiden Helden, sich des Sampo zu bemächtigen, ihnen schließt sich Lemminkäinen an.

Auf dem Wege nach Pohja bleibt das Boot der Sampofahrer auf dem Rücken eines großen Hechtes hängen. Der Hecht wird von Wäinö getötet, und aus den Knochen des Fisches schnitzt sich der Sänger eine Kantele, auf der er so herrlich spielt, daß alle Geschöpfe der Erde, des Wassers und der Luft herbeikommen, um zu lauschen. Aus Wäinös Augen aber tropfen Tränen, die zu schimmernden Perlen werden.

Die drei Helden kommen sodann ins Nordland, und Wäinämöinen erklärt Louhi, er verlange die Hälfte des Sampo, sonst wür-

den sie ihn mit Gewalt entführen. Louhi schlägt das Verlangen rundweg ab und ruft Pohjolas Kriegsvolk herbei. Da setzt sich Wäinö hin zum Spielen und versenkt alt und jung in Schlaf. Dann holt er aus seinem Lederbeutel noch des Schlafes Pfeile hervor und streicht tiefsten Schlummer auf die Augen der Bezauberten. — Die Helden holen den Sampo aus dem Berg und eilen im Boot der Heimat zu. Als die Nordlandwirtin erwacht und das Fehlen des Sampo bemerkt, sendet sie dichten Nebel und starken Sturm, die Samporäuber aufzuhalten. Die hohen Wellen spülen Wäinös Kantele über Bord, die Helden erhöhen darauf die Bootswände, um den Sturm zu überstehn. — Louhi und ihr Kriegsvolk setzen den Samporäubern nach; es kommt zu einem erbitterten Kampf, in dem die drei Helden siegen. Doch gelingt es der Pohjawirtin, den Sampo ins Meer zu werfen, wobei er in Stücke geht. Die großen versinken und bilden des Wassers Reichtum, die kleinen treiben dem Ufer Finnlands zu, worüber Wäinö sich freut, denn er hofft, daß auch aus diesen Stücken der Heimat Segen erwachsen werde.

Nach der Heimkehr sucht der Sänger vergeblich seine ins Wasser gefallene Kantele wiederzufinden, da macht er sich aus der Birke ein neues Instrument, mit dem er alle erfreut, die seinem Spiele lauschen. Sogar Mond und Sonne steigen herab, um das Spiel zu hören:

Zu des Mondes Stube drangen,
Zu der Sonne Fenster Töne,
Kam der Mond aus seiner Stube,
Schritt zum Stamme einer Birke,
Aus der Burg kommt auch die Sonne,
Setzt sich in der Tanne Wipfel,
Um das Harfenspiel zu hören,
Um die Freude anzustaunen.

Louhi, sie, des Nordlands Wirtin,
Nordlands Alte, arm an Zähnen,
Nimmt daselbst die Sonn gefangen,

Greift den Mond mit ihren Händen,
Nimmt den Mond vom Stamm der Birke,
Aus der Tanne Kron die Sonne,
Führet sie sogleich nach Hause,
Nach dem nimmerhellen Nordland.

Birgt den Mond, daß er nicht scheine,
In den Fels mit bunter Rinde,
Bannt die Sonne, daß sie nicht leuchte,
In dem stahlgefüllten Berge,
Redet selber diese Worte:
Nimmer soll von hier in Freiheit,
Daß er scheint, der Mond gelangen,
Nicht die Sonne, daß sie leuchte,
Wenn ich selbst nicht lösen komme,
Ich sie selber nicht befreie,
Neun der Hengste mich begleiten,
Die getragen eine Stute!

Als der Mond nun fortgeschaffet,
Als die Sonne war geborgen
In dem Steinberg von Pohjola,
In dem eisenfesten Felsen,
Raubet sie darauf die Flamme,
Aus Wäinöläs Stub das Feuer,
Ohne Licht die Häuser waren.

Nacht war nun ohn Unterbrechung,
Dichte Finsternis ohn Ende,
Dunkle Nacht in Kalevala,
In den Stuben von Wäinölä,
Aber auch im Himmel oben,
In dem Sitz von Ukko selber.

(47, 5—46)

Ukko sucht die Sonne und den Mond, aber da er sie nicht finden kann, schlägt er Feuer zu einem neuen Mond und einer neuen

Sonne. Das Feuer fällt auf die Erde hinab und wird von einem Hecht verschluckt. Wäinämöinen und Ilmarinen fangen nach langer Mühe den Hecht und finden in seinem Innern den Feuerfunken. Dieser eilt jedoch davon in den Wald hinein und verheert viele Länder, eh er eingefangen werden kann, um Kalevalas dunkle Stuben zu erhellen.

Wäinö erfährt, wo Sonne und Mond sich befinden, geht nach Pohjola und haut die Nordlandssöhne nieder. Sonne und Mond vermag er aber nicht zu befreien, kehrt darum in die Heimat zurück, um sich von Ilmarinen die Werkzeuge schmieden zu lassen, deren er bedarf, um den Berg zu öffnen. Louhi befürchtet, daß es ihr übel ergehen könne und gibt Mond und Sonne frei.

Die Jungfrau Marjatta (Maria) gebiert nach dem Genuß einer Preiselbeere einen Knaben. Das Kind verschwindet von ihren Knien und wird im Sumpfe wiedergefunden. Niemand will den Vaterlosen taufen, und Wäinö rät, ihn zu töten. Das Kind schilt ihn aber für diesen Rat und hält ihm seine Sünden vor. Ein alter Mann tauft den Knaben und segnet ihn als den König von Karjala. Der alte Wäinämöinen ist darob mißmutig und zieht davon in einem Boot. Beim Scheiden singt er:

„... Man wird meiner schon bedürfen,
Nach mir schauen, nach mir blicken,
Daß ich neu den Sampo schaffe,
Daß ich neu das Spiel beginne,
Neu den Mond zum Himmel führe,
Frei die neue Sonne mache,
Da man ohne Mond und Sonne
Wohl sich nie der Welt erfreuet."

Fuhr der alte Wäinämöinen
Mit dem Segel lautem Rauschen
Auf dem kupferreichen Boote,
Auf dem erzbeschlagnen Nachen,
Zu den höhern Länderstrecken,
Zu den niedern Himmelsräumen.

Blieb mit seinem Boot dort haften,
Mit dem Nachen dorten stehen,
Doch zurück ließ er die Harfe,
Ließ das schöne Spiel in Suomi
Zu des Volkes ew'ger Freude,
Schönen Sang den Suomikindern.

(50, 493—512)

In seinen Schlußworten sagt der Sänger des Liedes, daß er hoffe, seine Hörer befriedigt zu haben, obwohl er in keiner Lehre gewesen sei und keinen Unterricht empfangen habe. Immerhin glaube er, den Weg für begabtere Sänger desj ungen, kommenden Geschlechts gebahnt zu haben.

Estnische Märchen

52. Der Bräutigam mit der goldenen Nase

Es war einmal ein sehr schönes und stolzes Mädchen. Jeden Tag kamen Freier, die sie haben wollten, aber keiner gefiel ihr, denn jeder hatte ja eine natürliche Fleischnase, und das Mädchen wollte einen Mann, der eine goldene Nase hatte.

Als sie nun genug Freier heimgeschickt hatte, ohne die gewünschte Goldnase zu finden, zog sie selbst in die Welt, um sich einen Bräutigam zu suchen. Sie reiste und reiste, aber ohne besseren Erfolg. Schließlich fand sie jedoch den gewünschten Bräutigam mit der goldnen Nase; das war aber Zauberei und ging nicht mit rechten Dingen zu.

Als das Mädchen den Bräutigam fand, saß er gerade in seiner Kammer und machte Stiefel. Sofort hatte er dem Mädchen gefallen, und was brauchte man da mehr, als die Verlobung abzuschließen? Die Verlobung kam auch wirklich zustande. Die Goldnase verlangte aber, daß die Braut vor der Trauung mit ihm an drei Kirchen vorbeifahre; darauf ging sie auch ein.

Die Zeit der Trauung kam heran. Der Bräutigam ließ zwei schwarze Hengste vor den Wagen spannen, setzte sich dann mit seiner Braut in den Wagen und jagte zur ersten Kirche.

Als sie vor der Kirche ankamen, ging er hinein und sagte seiner Braut, sie solle im Wagen so lange warten, bis er zurückkehre. Die Braut gehorchte. Der Bräutigam war ziemlich lange in der Kirche, kam aber noch vor den Kirchenbesuchern heraus, setzte sich in den Wagen und jagte zur zweiten Kirche.

Im Augenblick waren sie angelangt. Dort machte der Bräutigam-Goldnase es ebenso, wie bei der ersten Kirche und ließ die Braut im Wagen sitzen, ging selbst in die Kirche und kam ebenso vor den Kirchgängern heraus; dann jagte er zur dritten Kirche. Hier tat er dasselbe, blieb aber recht lange in der Kirche. Die Braut dachte: „Wer weiß, was er in jeder Kirche tun mag?“ Sie stieg aus dem Wagen, ging ins Kirchenvorhaus und blickte durchs Schlüsselloch hinein.

Aber was sieht sie da! — Ihr geliebter Bräutigam, die Gold-

naſe, frißt in der Kirche Leichen, grade zu der Zeit, wo der Paſtor die Toten einſegnet!
Sie ſtieg wieder in den Wagen und wartete auf die Goldnaſe. Sie kam auch bald, und die Fahrt ging wieder los, aber diesmal nach Hauſe.
Unterwegs fragte die Braut den Bräutigam, weshalb er in die Kirchen gegangen ſei. Er antwortete, daß er es getan habe, um den Gottesdienſt anzuhören. Die Braut konnte aber ihr Geheimnis nicht mehr bei ſich behalten und erzählte ihm alles, was ſie durchs Schlüſſelloch in der Kirche geſehen hatte.
Als der böſe Geiſt das hörte, geriet er in Zorn, weil die Braut ſein Verbot übertreten hatte und erwürgte ſie mit ſchauerlichem Gebrüll.
So endete das Leben des ſtolzen Mädchens.

53. Der Lohn der Stieftochter und der Haustochter

Es war einmal eine Mutter, die hatte eine eigne Tochter und eine Stieftochter. Die Mutter der Stieftochter war geſtorben, das Waiſenkind aber wurde von Mutter und Tochter gehaßt und ſehr geplagt.
Einmal ſchickte die Stiefmutter das Waiſenmädchen aus, am Brunnenrande zu ſpinnen. Beim Spinnen fiel aber des Mädchens Spinnrocken in den Brunnen. Das Mädchen ſprang ihm nach, aber ſie fand den Spinnrocken nicht. Sie ging deshalb weiter, ihn zu ſuchen.
Eine Kuh kam dem Waiſenmädchen entgegen, einen Melkkübel an ihren Hörnern, und ſprach:
„Schönes Mädchen, ſchönes Mädchen, melk mich! Die Hälfte der Milch gieß auf die Erde, die andre in den Melkkübel an meinen Hörnern!“
Das Waiſenmädchen melkte die Kuh, goß die halbe Milch auf die Erde und die andere Hälfte in den Melkkübel an den Hörnern der Kuh.
Dann ging ſie weiter. Ein Widder kam ihr entgegen mit einer Schere an den Hörnern, der ſprach:

„Schönes Mädchen, schönes Mädchen! scher mich! Die Hälfte der Wolle wirf auf die Erde, die andre Hälfte bind mir an den Hals!"
Das Mädchen schor den Widder, warf die halbe Wolle auf die Erde und hängte die andere Hälfte dem Widder an den Hals.
Dann ging sie weiter. Ein Apfelbaum stand am Wege, der sprach: „Schönes Mädchen, schönes Mädchen! schüttle mich! Es ist mir zu schwer, mich unter der Last der Äpfel zu beugen! Was auf die Erde fällt, das soll liegen bleiben; was dir auf den Kopf fällt, das nimm du dir!"
Das Waisenmädchen schüttelte die Äpfel. Was ihr auf den Kopf fiel, das nahm sie sich, was auf die Erde fiel, das blieb liegen.
Sie ging weiter. Ein Ofen voll heißer Brote stand am Wege. Die Brote sprachen:
„Schönes Mädchen, schönes Mädchen! nimm uns aus dem Ofen heraus, wir haben es hier zu warm!"
Das Waisenmädchen nahm die Brote ohne Schaufel heraus und ging wieder weiter.
Eine Badstube stand am Wege. Darin lebte ein alter Mann. Der Alte sprach: „Schönes Mädchen, schönes Mädchen! bad mich, es ist mir zu schwer, so schmutzig zu sein!"
Das Waisenmädchen fragte: „Womit soll ich den Ofen heizen?"
Der Alte antwortete: „Sammle Holzpflöcke und Krähenmist und heiz damit."
Das Waisenmädchen holte aus dem Walde Reisig und heizte den Ofen recht heiß. Dann fragte sie: „Wo soll ich das Badewasser hernehmen?"
Der Alte antwortete: „Unter der Korndarre steht eine weiße Stute. Laß sie in den Zuber pissen!"
Das Waisenmädchen suchte aber einen Brunnen auf und holte daraus Wasser. Dann fragte sie: „Wo soll ich einen Badequast hernehmen?"
Der Alte antwortete: „Unter der Korndarre steht eine weiße Stute. Schneid ihr den Schwanz ab und mach daraus einen Badequast!"
Das Waisenmädchen ging aber in den Wald und machte einen Badequast aus Birkenreisern. Dann fragte sie den alten Mann:

„Wo soll ich Seife hernehmen?"
Der Alte antwortete: „Nimm einen Badstubenstein und scheure mich damit!"
Das Waisenmädchen holte aus dem Dorfe Seife und quästete und wusch dann den alten Mann. Nach dem Bade sagte der Alte: „Dank dir, gutes Kind, daß du mich gebadet hast! Jetzt bist du auch deines Lohnes wert. Hier, da hast du eine Schachtel, worin sich dein Lohn befindet. Zu Hause ruf deine Familie zusammen und mach dann die Schachtel auf!"
Der Alte führte das Waisenmädchen auf die Oberfläche der Erde zurück. Es kehrte heim und rief die Familie zusammen und öffnete die Schachtel. In der Schachtel befand sich eine Menge Gold und Edelsteine.
Die Haustochter war auf das Glück des Waisenmädchens neidisch und ging ebenfalls an den Rand des Brunnens spinnen. Sie warf absichtlich ihren Spinnrocken in den Brunnen hinein und sprang selber nach. Den Spinnrocken fand sie wieder, ging aber dennoch weiter.
Eine Kuh kam der Haustochter entgegen, einen Melkkübel an ihren Hörnern. Sie sprach:
„Schönes Mädchen, schönes Mädchen, melk mich! Die eine Hälfte der Milch gieß auf die Erde, die andre in den Melkkübel an meinen Hörnern!"
Die Haustochter aber antwortete: „Ich habe keine Zeit! ich gehe, Gold und Edelsteine zu holen!"
Sie ging weiter. Ein Widder kam ihr entgegen mit einer Schere an den Hörnern, der sprach: „Schönes Mädchen, schönes Mädchen, scher mich! Die Hälfte der Wolle leg auf die Erde, die andre Hälfte bind mir an den Hals!"
Die Haustochter antwortete: „Ich habe keine Zeit! ich gehe, Gold und Edelsteine zu holen!"
Sie ging weiter. Ein Apfelbaum stand am Wege, der sprach: „Schönes Mädchen, schönes Mädchen, schüttle mich! Es ist mir schwer, mich unter der Last der Äpfel zu beugen! Was auf die Erde fällt, das soll liegen bleiben; was dir auf den Kopf fällt, das nimm du dir!"

Die Haustochter antwortete: „Ich habe keine Zeit! ich gehe, Gold und Edelsteine zu holen!"
Sie ging immer weiter. Ein Ofen mit heißen Broten stand am Wege. Die Brote sprachen: „Schönes Mädchen, schönes Mädchen, nimm uns aus dem Ofen heraus, wir haben es hier zu warm!"
Die Haustochter antwortete: „Ich habe keine Zeit! ich gehe, Gold und Edelsteine zu holen!"
Sie ging wieder weiter. Eine Badstube stand am Wege. Darin lebte ein alter Mann. Der sprach: „Schönes Mädchen, schönes Mädchen, bad mich, es ist mir zu schwer, so schmutzig zu sein!"
Die Haustochter sagte: „Hier ist kein Reisig, noch sonst etwas, womit soll ich denn den Ofen heizen?"
Der Alte antwortete: „Sammle Holzpflöcke und Krähenmist und heiz damit!"
Die Haustochter sammelte Holzpflöcke und Krähenmist und heizte damit den Ofen. Dann fragte sie: „Wo soll ich das Badewasser hernehmen?"
Der Alte antwortete: „Unter der Korndarre steht eine weiße Stute. Laß sie in den Zuber pissen!"
Die Haustochter machte es so. Dann fragte sie: „Wo soll ich einen Badequast hernehmen?"
Der Alte antwortete: „Unter der Korndarre steht eine weiße Stute. Schneid ihr den Schwanz ab und mach daraus einen Badequast!"
Die Haustochter schnitt dem Pferde wirklich den Schwanz ab. Dann fragte sie wieder: „Wo soll ich Seife hernehmen?"
Der Alte antwortete: „Nimm einen Badstubenstein und scheure mich damit!"
Die Haustochter quästete den alten Mann mit dem Stutenschwanz und scheuerte ihn mit dem Badstubenstein.
Darauf sagte der Alte:
„Danke dir, gutes Kind, daß du mich gebadet hast! Jetzt bist du auch deines Lohnes wert. Hier, da hast du eine Schachtel, worin sich dein Lohn befindet. Zu Hause ruf deine Familie zusammen und mach dann die Schachtel auf!"

Der Alte führte die Haustochter auf die Oberfläche der Erde zurück. Die Haustochter kehrte heim und rief ihre ganze Familie zusammen. Dann machte sie die Schachtel auf. Die Schachtel aber war voll feuriger Kohlen. Und die Kohlen füllten das ganze Haus an und töteten die Haustochter und ihre Familie. Das Waisenmädchen blieb jedoch am Leben, denn man hatte sie überhaupt nicht zum Öffnen der Schachtel gerufen.

54. Der Schlangenkamm

Es ging einmal ein Jäger in den Wald. Dort traf er eine Schlange, die auf dem Kopf einen Kamm hatte. Der Jäger schoß auf sie mit seiner Flinte. Die Schlange begann zu schreien. Auf ihr Geschrei strömte eine Menge kleiner Schlangen herbei. Wohl schlug der Jäger mit einem Knüttel nach ihnen, das half aber nichts. Endlich warf der Jäger seine eigenen Kleider ihnen zu. Da blieben die Schlangen bei den Kleidern, und der Jäger konnte entfliehen.

Am anderen Tage ging der Jäger wieder dorthin, wo er nach der Schlange mit dem Kamm geschossen hatte. Er fand die Schlange wieder vor. Sie hatte nur noch wenig Leben in sich und konnte nicht mehr entfliehen.

Dem Jäger kam der alte Glaube in den Sinn: wer einen Schlangenkamm aufißt, der versteht alle Vogelsprachen. Der Jäger nahm den Schlangenkamm, ging nach Hause, kochte ihn und aß ihn auf.

Dann ging er hinaus spazieren. Eine Krähe krächzte, und der Mann verstand alles, was die Krähe sprach.

Am nächsten Abend ging der Jäger in den Wald auf die Jagd. Im Walde wurden die Hunde des Jägers unruhig und fingen an, um den Herrn herumzuwinseln. Der Herr streichelte sie und fragte sich selbst: „Wer weiß, was den Hunden fehlen mag?"

Der eine Hund öffnete das Maul, und der Jäger verstand sogleich, daß der Hund in seiner eignen Sprache sagte: „Diebe kommen heute in unsre Vorratskammer, um zu stehlen!"

Da bekam der Jäger sofort Eile, nach Hause zu gehn. Aber der

eine Hund sprach zu dem andern: „Bleib du hier! Ich gehe nach Hause, um die Klete zu bewachen!"
Als der Jäger das hörte, ließ er den Hund nach Hause gehn, selber aber blieb er mit dem andern Hunde im Walde. Der erste Hund kam nach Hause und verscheuchte die Diebe sogleich in den Wald.
Die Hausfrau kam auf das Gebell des Hundes aus der Stube heraus und sah, was geschehen war. Die Hausfrau lobte den Hund und sprach: „Dafür will ich dir etwas Gutes geben, woran du dich sattessen kannst!"
Die Hausfrau ging in die Stube. In der Stube fand sie aber kein Wasser. Da nahm sie Spülicht, tat Mehl hinein und setzte es dem Hund vor. Der Hund schnupperte daran, fraß es aber nicht, sondern wollte aus der Stube hinaus.
Die Hausfrau ließ den Hund ins Freie, und der Hund lief zum Hausherrn in den Wald. Der andre Hund fragte ihn: „Nun, wie ging es zu Hause?" Jener antwortete: „Die Diebe hab ich freilich fortgejagt, und die Hausfrau hat mir zu essen gegeben! Aber was soll man da essen! Schmutziges Spülicht mit etwas Mehl!"
Der Hausherr hörte das. Er ging nach Hause und nahm seine Frau vor: „Wie darfst du so etwas tun! Der Hund hat unser Eigentum vor dem Diebe behütet, und du setzt ihm schmutziges Wasser vor!"
Die Frau fragte ihn: „Wer hat es dir denn gesagt, daß ich das getan habe?"
Der Jäger antwortete: „Die Hunde haben es gesagt!"
Die Frau entgegnete: „Hunde sprechen doch nicht! Hunde bellen!
Der Jäger antwortete: „Ich hab einen Schlangenkamm in die Hände bekommen, hab ihn gekocht und aufgegessen. Deshalb versteh ich jetzt die Sprachen der Tiere!"
Als der Jäger das gesprochen hatte, fiel er zur Erde und war tot.

55. Die Stiefmutter

Einem Manne starb seine Frau. Zwei Kinder blieben übrig. Die Kinder waren noch klein, und deshalb nahm der Mann sich eine

zweite Frau. Die ging aber mit den Kindern sehr hart um und gab ihnen mehr Prügel als Essen.

Das Weib bekam schließlich auch selbst ein paar Kinder, und das machte das Leben der Waisen noch schlechter. Besonders schlimm ging es dem jüngeren Kinde, denn es konnte noch nicht arbeiten; deshalb war die schlechte Stiefmutter immer auf dieses Kind böse. Sie dachte immer nach, wie sie diese Broteſſer kleinkriegen könne.

Eines Tages war der Mann im Walde mit Holzfällen beschäftigt. Um diese Zeit kam der Teufel und half der Frau, einen Rat finden.

Der Frau kam ein schrecklicher Gedanke in den Sinn. Sie nahm das jüngere Kind, schlachtete es, schnitt es in Stücke und kochte es. Am Abend kam der Mann nach Hause. Die Frau gab dem Manne das Fleisch des Kindes zu essen. Der Mann aß es und lobte: „Wo hast du solch ein schönes, knuspriges Fleisch hergenommen?“ Die Frau antwortete: „Ich habe ein kleines Ferkel geschlachtet.“

Der Mann aß sich satt, ohne auch nur zu ahnen, daß er seines eignen Kindes Fleisch esse. Das ältere Kind wußte es wohl, wagte aber nicht, es dem Vater zu sagen, weil es die Drohungen der Stiefmutter fürchtete.

Als das Essen zu Ende war, fragte der Mann nach dem Kinde. Die Frau antwortete: „Wer weiß, wo es wieder steckt?“ und ging dann mit dem größten Eifer, das Kind zu suchen.

Nach dem Essen sammelte das ältere Kind die Knochen des jüngeren vom Tisch zusammen, umband sie mit einem Faden und vergrub sie unter einer Weide, die hinter dem Hause wuchs.

Nach einiger Zeit begann an der Weide eine Harfe zu wachsen, und schließlich hörte man auch eine traurige Stimme, die aus der Harfe die Worte sang:

„Die Mutter hat mich umgebracht,
Der Vater hat mich gegessen,
Die Schwester sammelte meine Knochen,
Sie umwand sie mit blauem Faden
Und umflocht sie mit rotem Band.“

Diesen Gesang hörte der Vater des Kindes am häufigsten. Endlich fing man an, unter der Weide zu suchen, und fand die Kinderknochen.
Nun kam es heraus, daß das Kind ermordet war, und die Mörderin erhielt natürlich ihre Strafe.

56. Der Glückliche und der Unglückliche

Es waren einmal zwei Bauern, die lebten nicht weit voneinander. Der eine war reich, der andre war arm. Der Arme war freilich auch ein fleißiger Arbeiter, aber dennoch wurde er nicht reicher, als er war.
Einmal ging er in der Nacht aufs Feld, um dort nachzuschauen, aber o Wunder — was sah er da! Er sah, wie ein Mann auf dem Felde des Reichen Roggen säte.
„Was tust du hier?" fragte der Arme.
„Ich säe Roggen!" war die Antwort.
„Nun, wann kommst du denn auf mein Feld säen?" fragte der arme Mann.
„Niemals!"
„Weshalb säst du denn auf dem Felde des andern?"
„Ja, ich bin eben sein Glück."
„Nun, wo ist denn mein Glück?" fragte der Arme.
„Dein Glück schläft dort neben jenem großen Stein," sprach der Sämann.
Der Arme eilte zum Stein, um sein Glück zu wecken.
„Höre, Mann, steh auf und geh, Roggen säen!"
„Ich gehe nicht," antwortete der Schläfer.
„Ja, warum gehst du denn nicht?" fragte der Arme.
„Nun, ich bin doch eben kein Landwirtsglück."
„Aber du bist ja doch mein Glück!"
„Ja freilich," sagte der Schläfer; „wähl dir nur ein andres Handwerk, dann werd ich schon dein Glück sein."
„Was soll ich denn werden?" fragte der Arme.
„Werde Kaufmann!"
Sogleich ging der Mann nach Hause, verkaufte sein Haus und

eröffnete in der Stadt einen Laden. Nun bekam er sein Glück und lebt auch heute noch glücklich.

57. Das Gesicht in der Neujahrsnacht

Einmal ging ein Mädchen, ohne daß die andern es wußten, in der Neujahrsnacht in eine leere Stube, stellte einen Spiegel vor sich auf, stellte zwei Schnapsflaschen rechts und links vom Spiegel hin, setzte sich vor den Spiegel und schaute starr hinein, um ihren zukünftigen Bräutigam zu erblicken.

Plötzlich tauchte vor dem Mädchen ein Soldat auf, der einen blanken Degen in der Hand hielt. Das Mädchen erschrak vor dem Soldaten und lief davon. Der Soldat warf ihr seinen Degen nach, und der Degen blieb in den Kleidern des Mädchens stecken. Darauf verschwand der Soldat. Das Mädchen aber nahm den Degen und versteckte ihn.

Im nächsten Jahr bekam das Mädchen auch wirklich einen abgedankten Soldaten zum Mann. Als sie schon ein paar Jahre zusammen gelebt hatten, da gebar die Frau einen Sohn. Um diese Zeit fand der Soldat den von seinem Weibe versteckten Degen. Er fragte sie sogleich, wo sie den Degen her habe.

Die Frau wollte es zuerst nicht sagen. Schließlich sagte sie's aber doch. Der Mann geriet in Zorn und rief, daß er wegen des verschwundenen Degens viel Leid erfahren habe. Da habe er damals geschworen, wenn er den Degen wieder in seine Hände bekomme, wolle er sofort denjenigen töten, bei dem er ihn finde.

Er zog darauf den Degen und tötete seine Frau und danach auch sich selbst.

58. Der Bettler und die reiche Bäuerin

Es kam einmal auf einen Bauernhof ein Bettler und bat um ein Nachtlager. Die Bäuerin jagte aber den Bettler kreischend und schimpfend davon. Der Bettler machte, daß er davonkam, denn die Bäuerin drohte, die Hunde auf ihn zu hetzen.

Der Bettler ging zu einer armseligen Hütte und bat auch dort die Hausfrau um ein Nachtlager. Die Frau sprach: „Wohin wirst du Armer gehn! Komm nur herein! Ich habe freilich selbst nur wenig Brot, aber einem Armen muß man immer etwas abgeben!"
Als der Bettler in die Stube kam und die Kinder der armen Bäuerin sah, da fragte er: „Warum haben deine Kinder so schrecklich schmutzige Hemden an?"
Die Bäuerin antwortete: „Ich bin eine arme Witwe und habe fünf Kinder zu ernähren. Soviel Geld hab ich nicht, daß ich jedem zwei Hemden anschaffen könnte!"
Darauf erwiderte der Bettler nichts. Als die Abendmahlzeit kam, wurde er zum Essen gerufen. Er sagte aber, er sei krank, und kam nicht. Am Morgen legte der Bettler das Brot aus seinem eigenen Sack auf den Tisch und sprach: „Was du zu tun anfängst, das tu bis zum Abend!"
Das arme Weib begriff die Worte des Bettlers nicht. Sie hatte etwas Leinwand und dachte: „Vielleicht reicht es doch wenigstens einem Kinde zu einem Hemd." Sie ging ins Dorf, um ein Ellenmaß zu suchen und damit die Leinwand zu messen, ob sie auch zu einem Hemde reiche oder nicht.
Sie bekam das Ellenmaß. Als sie nach Hause kam, dachte sie: „Wenn schon der Bettler sagt, daß meine Kinder zu zerlumpt sind, was mögen da erst die andern Leute sagen!"
Als sie nach Hause kam, ging sie sogleich zur Vorratskammer. Aber wie erschrak sie, als sie die Tür nicht aufmachen konnte! Schließlich sprengte sie die Tür mit einer Stange auf. Aber was sah sie da! Die Kammer war voll von Leinwandrollen. Da begann die Frau sogleich die Leinwand zu messen. Am Abend, als die Sonne unterging, war sie mit dem Messen des letzten Stückes fertig. Nun erst begriff sie die Worte des Bettlers. In der Eile des Messens hatte sie nicht einmal Zeit gehabt, nachzudenken, woher all dieses Zeug plötzlich in ihre Vorratskammer gekommen sei.
Am Abend, als sie das Ellenmaß zurückbrachte, erzählte sie der reichen Bäuerin, wie sie auf das Wort des Bettlers hin unendlich viel Leinwand bekommen habe.
Als die reiche Bäuerin das hörte, sprach sie zum Knecht: „Spann

rasch das Pferd an und hol uns den Bettler her! Den Armen muß man immer helfen."
Der Knecht mußte fahren. Als er am nächsten Tage den Bettler auffand, wollte dieser zuerst nicht kommen. Als der Bettler aber hörte, daß der Knecht den strengen Befehl habe, ohne ihn nicht zurückzukehren, setzte er sich in den Wagen und fuhr mit.
Die Bäuerin nahm den Bettler diesmal mit der größten Freundlichkeit auf. Sie überließ dem Bettler ihr eigenes Lager und gab ihm zu essen und zu trinken. Nun hatte der Bettler ein goldnes Leben. Er aß, trank und schlief, soviel er nur konnte. Ans Fortgehen dachte er überhaupt nicht mehr.
Die Geduld der Bäuerin fing aber schon an, zu Ende zu gehn. Fortjagen konnte sie den Bettler freilich nicht, denn dann wäre ja alles umsonst gewesen.
Zur Freude der Bäuerin machte sich der Bettler am Morgen des vierten Tages auf den Weg. Die Bäuerin ging hinaus, ihn zu geleiten. Als der Bettler schon zum Tore hinausgehen wollte, fragte ihn die Bäuerin: „Was werd ich heute zu tun anfan gen?" Der Bettler antwortete: „Was du zu tun anfängst, das tu bis zum Abend!"
Die Bäuerin ging in die Stube, um das Ellenmaß zu holen und sich ans Leinwandmessen zu machen. Plötzlich wurde es ihr aber notwendig ihren Magen zu erleichtern. Damit mußte sie sich nun bis zum Abend beschäftigen. Erst nach Sonnenuntergang kam sie in die Stube zurück.
Sie hatte den Bettler mehrere Tage gefüttert — und gar nichts dafür bekommen! Die Habsucht hatte sich selbst gestraft.

59. Der Reiche drischt

Als Jesus noch auf Erden wandelte, kam er eines Abends mit seinen Jüngern zu einem reichen Bauern und bat ihn um ein Nachtlager. Der Bauer gab ihnen aber keins, sondern sagte, er habe dafür keinen Raum.
Darauf ging Jesus zu einem armen Bauern, um ihn um ein

Nachtlager zu bitten. Der Arme antwortete, ein Nachtlager möchte er ihnen wohl um Gottes willen gewähren, er könne aber dennoch keine Fremden beherbergen, weil er morgen dresche. Doch Jesus versprach ihm, mit seinen Jüngern beim Dreschen zu helfen. Unter dieser Bedingung erhielten sie denn auch das Nachtlager. Als man am Morgen zu dreschen anfing, nahm Jesus einen Kienspan und steckte die trockenen Halme an. Die flammten sofort auf. Der Bauer erschrak bei diesem Anblick furchtbar. Jesus aber ging mit einem Stock ums Feuer herum und sprach: „Sachte, sachte, Laurits*, geh nicht ins Lattenwerk!"

Das Feuer hörte das und brannte ruhig und ganz sachte. Als es am Verlöschen war, fand man hier die Körner und dort die Spreu. Der reiche Bauer hörte von diesem Dreschverfahren. Er versuchte es sofort nachzumachen. Sowie er aber die Halme angesteckt hatte, flammte das Feuer augenblicklich auf und wollte aufs Lattenwerk hinüberspringen. Wohl rief der Mann: „Sachte, sachte, Laurits, geh nicht in den Dachraum!" — das half aber gar nichts, das Feuer griff doch in den Dachraum hinein. Schließlich schrie der Mann, indem er ums Feuer herumsprang: „Laurits, Teufel, was hast du im Dachraum zu suchen!" Aber dennoch brannte das Haus bis auf den Grund nieder.

Diesmal übernachtete Jesus dort in der Nähe. Ein Jünger ging hinaus und sah den Feuerschein. Er kam in die Stube und sprach: „Draußen sieht es böse aus!" Jesus drehte sich aber auf die andre Seite und sprach: „Das hat nichts zu bedeuten: da drischt bloß der Reiche!"

60. Der gehörnte Pastor

Zur katholischen Zeit lebte einmal ein Vater mit seinen Söhnen in einer verfallenen Hütte am Rande des Pastoratsfeldes. Anders Getier hatten sie nicht, als einen roten Hahn und einen schwarzen Kater. Eines Abends kamen die Söhne von der Arbeit nach Hause zurück. An der Schwelle kam ihnen der Kater mit

* Lorenz (so heißt der Schutzheilige des Feuers)

kläglichem Miauen entgegen und lief vor den Söhnen her zum Lager des Vaters. Die Söhne schauten hin: der Vater lag auf seinem Lager lang hingestreckt.

Die Söhne fragten: „Vater, was tust du da?" Aber der Vater gab keine Antwort.

Die Söhne fragten wieder: „Vater, bist du krank?" Aber der Vater schwieg noch immer. Da schauten sie genau nach und merkten: der Vater war ganz kalt. Da half nichts mehr: der Vater war tot, ganz tot.

Als der erste Schmerz vorbei war, hielten die Söhne Rat, wie sie ihr Väterchen bestatten wollten. Sie fanden ein paar Bretter und machten daraus einen Sarg. Zum Begräbnisschmaus schlachteten sie ihren Hahn.

Der eine Bruder blieb zu Hause, um noch das eine und andere vorzubereiten, der andre aber ging zum Pastor, ihm den Tod des Vaters anzuzeigen und ihn zum Begräbnis zu bitten.

Der Junge hatte kaum seine Rede beendet, da rief der Pastor: „Bring deinen Rubel her!"

Nun war der Junge in einer bösen Klemme. Es war auch nicht eine rote Kopeke im Hause vorhanden, wo sollte man da noch den Rubel für den Pastor hernehmen!

Der Junge bat: „Lieber Herr! Ich hab auch nicht eine Kopeke zu Hause! Beerdigt doch das Väterchen umsonst!"

Der Pastor erwiderte: „Bring deinen Rubel her, dann beerdige ich ihn, anders nicht!"

Es half nichts: der Junge mußte zurückkehren, ohne etwas erreicht zu haben.

Zu Hause hielt er mit seinem Bruder Rat, was man tun solle.

Der Ausweg war gleich gefunden: „Beerdigen wir den Vater selbst!" sprach der eine.

„Beerdigen wir ihn!" antwortete der andre. „Graben wir sogleich ein Grab. Wenn es dunkel wird, wollen wir den Vater beerdigen!"

Sie nahmen Schaufeln und machten sich an die Arbeit und hatten noch gar nicht lange am Grabe geschaufelt, da fanden sie einen Geldkasten. Sie sprengten den Kasten auf: der Kasten war voll von Silberrubeln.

Nun hatten die Jungen eine große Freude und trugen den Kasten nach Hause. Der eine nahm aus dem Kasten einen Rubel und ging damit zum Pastor.
Der Pastor fragte gleich: „Wo hast du diesen Rubel hergenommen?"
Der Junge erzählte offenherzig, wie sie den Vater selber begraben gewollt und beim Schaufeln des Grabes den Geldkasten gefunden hatten.
Der Pastor erklärte: „Den Geldkasten müßt ihr augenblicklich an die alte Stelle zurückbringen. Den hat der Teufel dorthin versteckt!"
Mit traurigem Herzen ging der Junge nach Hause. Was sollte man da anders tun, als des Pastors Geheiß befolgen? Sie nahmen jedoch das Geld aus dem Kasten heraus und brachten dann selbander den Kasten an die alte Stelle zurück. Sie schütteten das Grab bis zum Rande mit Erde zu und gingen langsam nach Hause.
An der Kirchhofsmauer lauerte unterdessen der Pastor, ein weißes Laken um die Schultern, einen dreieckigen Hut auf dem Kopf. Kaum waren die Jungen ihres Weges gegangen, so sprang der Pastor aus seinem Versteck hervor, grub das Grab auf und holte den Kasten heraus. Aber o Wunder: auch nicht eine rote Kopeke war drin! Der Pastor fluchte und schimpfte, was er konnte.
Der Kirchenglöckner hatte einen Ziegenbock. Der kam jeden Tag auf den Pastoratshof weiden. Diesen Bock ließ der Pastor schlachten und das heile Fell zusammen mit den Hörnern abziehen. Er zog sich das frische Bocksfell über den Leib, ging in der Abenddunkelheit zur Hütte der Jungen und rief: „Bringt mir mein Geld her!"
Die Jungen waren tief erschrocken. Sie sprangen auf den Ofen zum Gelde. Das Geld lag auf dem Ofen in einem großen Sack. Das gehörnte Gespenst hörte nicht auf, das Geld zu verlangen, und wollte es gar mit Gewalt fortnehmen. Schließlich wußten die Jungen keinen anderen Rat: sie mußten das Geld dem Gehörnten herausgeben. Der nahm das Geld und ging seines Wegs.

Zu Hause wollte der Pastor seinen Gespensterrock wieder ausziehen. Umsonst! Der war wie angewachsen. Schließlich rief der Pastor einen Knecht herbei, damit er ihm die Hörner mit einer Eisenstange vom Kopfe herunterschlage. Er zählte selbst: eins, zwei, drei! Der Knecht schlug zu. Der gehörnte Pastor aber schrie jämmerlich auf.

Mehrmals noch versuchte der Knecht die Hörner vom Kopfe zu schlagen, doch alles war umsonst. Der Hörnerträger brüllte geradezu vor Schmerz.

Vor Schrecken und Schmerz legte sich der gehörnte Pastor endlich ins Bett.

Der Küster hörte von der Sache. Er ging den Pastor besuchen. Man antwortete ihm: der Herr ist krank, er kann niemand empfangen. Der Küster aber ließ nicht locker. Nach langem Drängen machte der Knecht endlich die Stubentür auf. Der Küster blickte hinein: die Hörner ragten unter der Decke hervor. Der Küster erschrak so sehr, daß er sofort der Länge nach hinstürzte. Er war tot.

Darauf wollte der Glöckner den Pastor besuchen. Er hatte einen schauerlichen Schreck, rief: „Hörner, Hörner!" fiel hin und war gleichfalls tot.

Vor Scham und Entsetzen wagte es der Hörnerträger nicht mehr, noch länger dort zu bleiben. Er ließ am Abend anspannen, stieg in den Wagen und fuhr in die Stadt. Dort hat er unter Freunden noch mehrere Jahre gelebt. Die Hörner aber ist der Arme niemals mehr losgeworden.

61. Die wunderbare Flöte

Ein junger Schweinehirt hatte eine so gute Flöte, daß, wenn er sie blies, alles geschah, was er nur wünschte. Einmal war er mit seiner Schweineherde an der Landstraße: er blies die Flöte, und die Schweine tanzten. Da ging eine reiche Kaufmannstochter des Wegs vorbei. Sie war sehr verwundert darüber, daß die Schweine tanzten und wollte dem Burschen ein Schwein abkaufen. Der Bursche war

auch bereit, es zu verkaufen. Er stellte nur die Bedingung, daß die Kaufmannstochter ihm ihr Gesicht zeigen solle.
Die Kaufmannstochter wars zufrieden. Sie lüftete ihren Schleier und zeigte dem Burschen ihr schönes Gesicht. Dann ließ sie das Schwein nach Hause bringen. Sie hoffte nun, daß das Schwein zu tanzen anfangen werde, das Schwein tanzte aber gar nicht.
Am andern Tage klagte die Kaufmannstochter dem Burschen ihr Leid: „Hör einmal, Bursch, das gestrige Schwein tanzt gar nicht!
Der Bursche antwortete: „Wohl wahr, jenes tanzt nicht gut, aber die andern tanzen besser!"
Die Kaufmannstochter wollte sich sogleich ein anderes Schwein kaufen.
Der Bursche erwiderte: „Zeigt mir Euren Hals, dann bekommt Ihr ein Schwein, welches tanzt!"
Die Kaufmannstochter zeigte ihm ihren Hals. Dann bekam sie ein anderes Schwein. Daheim jedoch erzählte der Bursche seinem Herrn, daß der Wolf das Schwein geholt habe.
Die Kaufmannstochter wartete, daß das Schwein zu tanzen anfange, aber sieh mal an! Das Schwein tat nichts, was nicht auch andre Schweine tun.
Am nächsten Tage ging die Kaufmannstochter wieder, dem Burschen ihr Leid zu klagen, daß das Schwein nicht tanze.
Der Bursch entgegnete: „Das Schwein versteht nicht allein zu tanzen. Nehmt noch ein drittes dazu, das tanzt am allerbesten. Dann tanzen sie alle zusammen!"
Die Kaufmannstochter fragte, was das Schwein koste.
Der Bursche antwortete: „Zeigt mir Euren Hals bis zu den Armen!"
Die Kaufmannstochter zeigte es ihm. Der Bursche sah, daß die Kaufmannstochter unter dem einen Arm Goldhaare hatte, unter dem anderen Silberhaare. Der Bursche gab ihr das dritte Schwein ab.
Zu Hause erzählte der Bursche seinem Herrn, daß der Bär das Schwein geholt habe. Der Herr jagte den Burschen fort, weil er jeden Tag sich ein Schwein rauben lasse.

Der Bursche ging seines Weges und blies zum Zeitvertreib seine Flöte. Da sieht er: es kommt ein Wagen, und drei Männer sind darin. Der Bursche bläst die Flöte und denkt: „Die Pferde sollen tanzen, die Herren sich prügeln!"
Sofort begannen die Pferde vor dem Wagen zu tanzen und die Herren im Wagen sich zu prügeln. Die Pferde liefen aber immer weiter.
Nach kurzer Zeit holte wieder ein Wagen den Burschen ein, ein Herr saß darin, ein schwarzer Hengst war vorgespannt. Der Bursche blies seine Flöte und dachte: „Möchte jener Herr mich in den Wagen nehmen!"
Der Herr hielt sogleich das Pferd an und rief den Burschen in seinen Wagen. Er fragte den Burschen: „Fuhr hier nicht ein Wagen vorbei, in dem drei Herren saßen?"
Der Bursche erwiderte: „Freilich fuhr er vorbei, aber die Herren zankten sich untereinander!"
Der Herr erklärte: „Wie sollten sie sich denn nicht zanken? Wir fahren alle vier, um die Kaufmannstochter zu freien. Sie zankten sich deswegen, wer von ihnen die Kaufmannstochter bekommen solle."
In solchem Gespräch erreichten sie das Haus des Kaufmanns.
Der Bursche bat: „Ich komme mit in die Stube hinein und kriech unter den Tisch. Wenn Ihr zu essen anfangt, so werft auch mir einige Mundvoll unter den Tisch hinab!"
Der Herr versprach es. Die andern Herrn waren schon in der Stube und säuberten ihre blutigen Gesichter und Kleider. Jener, der mit dem Burschen gekommen war, wurde am allerfreundlichsten aufgenommen.
Man setzte sich nun an einen prächtigen Tisch, um zu speisen. Während des Essens warf der Herr dem Burschen unter dem Tisch auch etwas zu.
Nach der Mahlzeit sprach der Kaufmann: „Nur derjenige bekommt meine Tochter, der ihre besondern Kennzeichen nennen kann!"
Der Bursch unter dem Tisch sprach: „Eure Tochter hat unter dem einen Arm Goldhaare, unter dem andern Silberhaare!"

Der Herr sagte gleich: „Habt ihr es nicht gehört, ich hab es gesagt!"
Die Kaufmannstochter hatte aber deutlich gehört, daß die Stimme unter dem Tisch hervorgekommen war. Man begann zu suchen, fand unter dem Tisch den Burschen und fragte ihn, ob er geantwortet habe. Kühn erwiderte der Bursche, er habe so gesprochen. Dann setzte er sogleich die Pfeife an den Mund und dachte, die Kaufmannstochter soll sich in ihn verlieben.
Sofort sprach die Kaufmannstochter zu den andern Herrn: „Dieser Bursche hat meine besondern Kennzeichen genannt, deshalb nehm ich ihn zum Mann!"
Der Kaufmann war damit zufrieden, die Freier dagegen zogen erbost ihres Weges. Dem Burschen wurden feine Kleider angezogen. Die Hochzeit dauerte ununterbrochen sieben Tage und Nächte. Es wurde genug gegessen und getrunken, genug musiziert und getanzt. Der Bursche lud auch seinen früheren Herrn zur Hochzeit ein, der kam aber nicht.
Nach dem Tode des Kaufmanns erbte der Bursche dessen ganzes Vermögen. Zu der Zeit aber verschwand die Flöte des Burschen. Er hatte sie ja auch nicht mehr nötig, weil er so wie so schon reich genug war.

62. Die drei genasführten Freier

Es war einmal eine sehr reiche und schöne Witwe, deren Mann schon vor ein paar Jahren gestorben war. Zu ihr kamen viele Freier, die sie zur Ehefrau wünschten; sie wollte aber vom Heiraten überhaupt nichts mehr wissen. Da kamen nun einmal wieder drei junge Männer, die nacheinander ihre Werbung vorbrachten, die Witwe schickte sie jedoch ebenso heim, wie die andern.
Die Männer gaben sich aber damit noch nicht zufrieden, sondern begannen, der Frau mit weitern Besuchen lästig zu fallen: ein jeder pries seinen Reichtum und seine Liebe zu ihr, so daß die Witwe ihrer endlich überdrüssig wurde und im stillen Rat hielt, wie sie die Zudringlichen wieder los werden könne.

Endlich fand sie auch ein gutes Mittel: sie ließ die drei an einem bestimmten Abend einzeln zu sich kommen, einen jeden immer eine Stunde später als den anderen, aber so, daß sie davon einander nichts sagen durften und ihr Kommen geheim halten mußten.

Am bestimmten Abend kam nun derjenige, der als erster zur Frau geladen war. Die Frau sprach zu ihm: „Wenn du mich wahrhaft liebst, so verbring eine Nacht wie ein Toter in der Stube im Sarge." Der Mann wars zufrieden, ließ sich Totenkleider anlegen, ging hin und legte sich lang hingestreckt in den Sarg.

Nach kurzer Zeit kam der zweite Freier. Die Frau fragte ihn: „Wenn du mich wahrhaft liebst, willst du da eine Nacht in der Stube an dem Sarge eines Toten wachen?" Der Mann wars zufrieden und versprach, die Wache zu übernehmen. Die Frau legte ihm weiße Kleider um, band ihm zwei Gänseflügel an die Schultern, gab ihm eine brennende Laterne in die Hand und schickte ihn zum Sarge. — Der Mann, der im Sarge lag, schaute hin: „Wovor brauche ich mich nun noch zu fürchten, wenn ein Engel mich zu bewachen kommt?" — und war ganz ruhig.

Hierauf kam zur Witwe der dritte Freier, und sie fragte ihn ebenso, wie die andern: „Wenn du mich liebst, willst du mir da eine Leiche aus der Stube tragen?" Der Mann wars zufrieden und sprach: „Und wenn der Teufel sie selbst bewacht, so will ich sie dir holen." Die Frau schwärzte ihm mit Ruß das Gesicht, band ihm zwei Bockshörner auf den Kopf und schickte ihn in die Stube.

Als er dort eintrat, erschraken alle drei, sowohl er selbst als auch der Engel und der Tote. Endlich fragte der Teufel den Engel: „Was hast du hier zu tun? Heb dich fort von hier! Ich hab den Befehl, diesen Toten in die Hölle zu bringen." — „Und ich hab den Befehl, diesen Toten zu bewachen", erwiderte der andre.

Nun erhob sich ein Kampf, und der Teufel begann, die Oberhand zu gewinnen. Als der Mann im Sarge sah, daß der Teufel der Stärkere war, da fürchtete er, bei lebendigem Leibe in die Hölle getragen zu werden, sprang entsetzt aus dem Sarg und rannte davon, was er konnte.

Als die Kämpfer sahen, daß der Tote lebendig wurde, erschraken

sie so fürchterlich, daß sie an nichts anders dachten, als ebenso Hals über Kopf davonzulaufen.
Die Witwe, die alles dies aus einem Versteck beobachtet hatte, lachte darüber bis zu Tränen. Seit der Zeit verloren aber die drei alle Heiratslust und ließen die Witwe in Ruh.

63. Der Diebslehrling

Es waren einmal zwei Brüder. Der eine war ein Landmann, der andre aber ein Dieb. Der Landmann war verheiratet und Vater dreier Söhne, der Dieb dagegen hatte weder Frau noch Kind und wünschte deshalb, einen Neffen als Pflegsohn aufzunehmen, wobei er versprach, ihn sein Handwerk zu lehren.
Zu allererst nahm er seinen ältesten Neffen mit, um zu erproben, ob er zu seinem Pflegsohn tauge. Er brachte den Jungen zu sich und führte ihn in den Wald. Dort zeigte er seinem Neffen die Bäume und den Wald selbst. Als sie im Walde vorwärtsschritten, kamen sie zu einer freien Fläche. Der Neffe sah diese Fläche und sprach zum Onkel: „Schau, Onkel, was für eine schöne Fläche das ist! Ein guter Acker kann draus werden!"
Da sagte der Onkel zum Neffen: „Du kannst mein Handwerk sicher nicht erlernen, du bist zum Landmann geboren!"
Darauf brachte er seinen ältesten Neffen wieder nach Hause und nahm nun den mittleren Neffen mit, um ihn zu prüfen, führte ihn ebenso in den Wald und zeigte ihm die Bäume. Als der Knabe im Walde die Eschen und Birken sah, sprach er zum Onkel: „Wachsen da aber schöne Bäume! Daraus könnte man gute Wagenspeichen und Schlittensohlen machen."
Diesen Neffen brachte der Onkel ebenso wie den ersten nach Hause zurück und sagte: „Der kann mein Handwerk nicht erlernen, der ist schon ein fertiger Zimmermann!"
Nun kam die Reihe an den jüngsten Neffen. Den führte er ebenso in den Wald und zeigte ihm die Bäume, wie auch seinen zwei ältern Brüdern. Als sie im Walde vorwärtsschritten, kamen sie zu einer krummen Birke. Als der Knabe die krumme Birke sah,

sprach er zum Onkel: „Sieh doch, Onkel, was für eine schöne krumme Birke hier wächst, daraus könnte man einen guten Knüttel machen, um damit andern Leuten auf den Kopf zu hauen!"
„Nun sieh mal an, dieser Junge paßt mir, den kann ich mein Handwerk lehren!" sagte der Onkel und führte dann den Neffen in seine Diebeshöhle und lehrte ihn seine Kunst. Als er manch schönes Jahr beim Onkel verlebt und seine Kunst erlernt hatte, stellte ihn der Onkel auf die Probe, ob er in seinem Handwerk auch geschickt sei.
Eines Tages, als er mit seinem Onkel vor dem Eingange der Höhle saß, sahen sie, wie eine Frau mit einer Kuh durch den Wald ging. Als der Onkel die Frau erblickte, sprach er zu seinem Neffen: „Junge, jetzt gehst du augenblicklich und stiehlst dieser Frau ihre Kuh, ohne daß die Frau es merkt." Der Junge ging hin und dachte bei sich: „Wie kann ich armer Mensch das zuwegebringen! Jetzt sitz ich in der Klemme!" Schließlich kam ihm aber doch ein guter Gedanke. Er lief auf dem Wege voraus, wo die Frau vorbeikommen mußte, und warf dort einen Handschuh zur Erde. Die Frau kam, sah am Wegrande auf der Erde einen Handschuh liegen und sprach: „Sieh mal, da liegt auf dem Boden ein neuer Handschuh. Wären es ihrer zwei, so würde es sich lohnen sie aufzuheben, was fängt man aber mit dem einen an!"
Sie ließ den Handschuh liegen und ging ihres Weges. Inzwischen lief aber der Junge eine Wegkrümmung abschneidend voraus und warf dort den andern Handschuh hin. Die Frau kam auch an der zweiten Stelle vorbei, sah auf der Erde den andern Handschuh liegen und sprach: „Sieh doch, da liegt der zweite gleiche Handschuh hier am Boden wie der erste dort. Das gibt ein schönes Paar Handschuh; ich geh, auch den ersten von dort zu holen!" Mit diesen Worten band sie die Kuh am Rande des Wegs an einen Baum und ging nach dem andern Handschuh.
Der Junge band nun die Kuh vom Baume los und führte sie zu seiner Höhle. Daheim wurde die Kuh sogleich geschlachtet. Dann ging der Junge zur Höhle hinaus, um an dem Ufer eines kleinen Baches den Magen und die Gedärme der Kuh zu reinigen. Als er sich draußen befand und den Kuhmagen und die Ge-

därme reinigte, begann er mit sich selbst zu sprechen, indem er den Magen gegen die Steine schlug: „Ai, oi, ich bin es nicht allein gewesen, mein Onkel war auch dabei! Aii, oii, ich bin es nicht allein gewesen, mein Onkel war auch dabei!“ Als der Onkel in der Höhle die Worte des Jungen hörte, dachte er, der Junge werde draußen geprügelt und ihn selber werde man auch festnehmen und dem Gericht übergeben. Da floh er schnell aus jenem Lande, ohne genauer nachzusehen, wie die Sache stand, und seine Schätze blieben alle in den Händen des Neffen. Da gab der Neffe von jenem Tage an das vom Onkel erlernte Handwerk, das heißt, das Stehlen auf, und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch heute in großen Ehren und Reichtum.

64. Wie der Gutsbesitzer in den Himmel kam

Es war einmal ein Gutsbesitzer. Als sein Stündlein gekommen war, machte er sich auf den Weg nach dem Himmel. Er war schon mehrere Tage unterwegs, da kam er endlich zum Himmelstor; dort klopfte er mit zitternder Hand an. Gleich fragte Petrus: „Wer ist da?“ Der Gutsbesitzer erwiderte: „Ich bin ein Gutsbesitzer, komme aus der sündigen Welt und bitte, mich in den Himmel einzulassen.“ Petrus antwortete: „Gutsbesitzer werden im Himmel nicht aufgenommen, sie müssen alle direkt in die Hölle wandern, denn der Himmel ist voll von Juden, welche durch Schuld der Gutsbesitzer auf der Reise nach Amerika umgekommen sind.“

Der Gutsbesitzer bat noch mehrere Male, doch Petrus gab immer dieselbe Antwort. Da half es denn schließlich nichts — er mußte in die Hölle wandern, denn auf die Erde wollte er auch nicht mehr zurück.

Auf dem Wege zur Hölle kam dem Gutsbesitzer sein alter Advokat entgegen, der fragte ihn: „Was siehst du so mißmutig aus?“ Der Gutsbesitzer antwortete: „Wie sollt ich nicht mißmutig sein? Ich wollt in den Himmel kommen, aber Petrus ließ mich nicht zum Tor hinein. Er schickte mich in die Hölle, denn der Himmel soll voller Juden sein.“

Der Advokat sprach: „Komm zurück! Ich will dich schon hineinbringen, hab ich doch auch auf Erden deine Sachen immer gut geführt; ich werd auch mit Petrus schon fertig werden."
Der Gutsbesitzer ließ sich das nicht zweimal sagen. Er ging sogleich mit dem Advokaten zurück.
Der Gutsbesitzer und der Advokat langten endlich vor dem Himmelstor an. Der Advokat klopfte ans Tor. Petrus fragte: „Wer ist da?"
Der Advokat antwortete: „Ein alter ehrlicher Gutsbesitzer mit seinem Advokaten."
Petrus sprach: „Ich habe doch schon gesagt, daß Gutsbesitzer nicht in den Himmel kommen!"
Der Advokat entgegnete: „Mach das Tor auf und laß wenigstens mich hinein."
Petrus öffnete das Himmelstor, der Advokat ging hinein und sagte zu Petrus: „Geh rasch und ruf mir den lieben Gott selber herbei, ich will ihn persönlich wegen des Gutsbesitzers sprechen; solange du fortbist, bleibe ich hier als Torhüter."
Petrus ging. — Kaum war er fort, so rief der Advokat mit lauter Stimme in den Himmel hinein: „He! Ich komme grade aus der Hölle, der Teufel versteigert heute alte Kleider!"
Kaum hatte er das gesprochen, so stürmten alle Juden zum Himmelstor. Es dauerte nicht lange, so waren sie alle aus dem Himmel hinaus.
Jetzt ließ der Advokat den Gutsbesitzer ein, und als Petrus zurückkam, da konnte er nichts dawider sagen, denn Platz war ja nun genug da.
Seit jener Zeit läßt Petrus aber keinen einzigen Advokaten mehr in den Himmel hinein.

65. Gut und schlecht

Zwei Männer unterhalten sich.
„Ist bei euch dieses Jahr der Kohl gut gewachsen?" „Jawohl! die Kohlköpfe waren so groß wie breitkrämpige Filzhüte."

„Das war doch gut!"
„Wieso gut? Eine Ziege kam in den Garten und fraß alles ab."
„Das war doch schlecht!"
„Wieso schlecht? Ich schlachtete die Ziege und bekam eine Bütte voll Fleisch."
„Das war doch gut!"
„Wieso gut? Ich fing an, die Schinken zu räuchern, da brannte das Aas von Badstube nieder."
„Das war doch schlecht!"
„Wieso schlecht? Ich baute mir eine neue Badstube auf."
„Das war doch gut!"
„Ja, wieso gut? Als ich den letzten Balken legte, da blieb meine lumpige Frau mit dem Bauch darunter eingeklemmt stecken."
„Das war doch schlecht!"
„O, wieso schlecht? Ich nahm mir eine neue Frau."
„Das war doch gut!"
„Ja, wieso gut? Der verdammte Pfaff hat meine Frau verführt."
„Das war doch schlecht!"
„Jawohl, schlecht war es und schlecht blieb es! Freilich habe ich den Pfaffen lahm geschlagen und einen Topf voll Geld bekommen, aber eine Frau hab ich nicht mehr!"

66. Pikkers Dudelsack

Im Jahre achtzehnhundertsechsundsechzig gab es einen trockenen Sommer. Warum war er wohl so trocken? Waaske, ein Zauberer, erklärte diesen trockenen Sommer folgendermaßen.

An einem warmen Frühlingstage legte sich Pikker* in den Sonnenschein schlafen; den Dudelsack legte er an seine Seite und seinen Arm auf den Dudelsack, damit niemand ihm diesen stehlen könne.

Vanapagan** ging zufällig vorbei und sah Pikker schlafen. Sofort bekam er Lust, den Dudelsack zu stehlen: aber er konnte ihn

* Der Donnergott. ** Der Teufel.

nicht in seine Hände bekommen, denn Pikkers Arm lag auf dem Dudelsack.

Vanapagan war nicht um einen Rat verlegen, er hatte sogleich einen Plan. Er nahm seinen Sohn auf die Arme und hob ihn empor, damit er den Dudelsack stehle. Aber dem Sohn ging es ganz ebenso: er konnte nicht heran, denn Pikkers Arm lag auf dem Dudelsack!

Vanapagan kratzte sich hinter dem Ohr, holte da eine Laus hervor, reichte sie seinem Sohn und hieß ihn, sie hinter Pikkers Ohr zu setzen, damit sie ihn dort beiße; wenn Pikker sich hinter dem Ohr kratze, solle er ihm sogleich den Dudelsack fortnehmen.

So geschah es auch. Die Laus fing an zu beißen; Pikker kratzte sich den Kopf, der Knabe nahm den Dudelsack fort und gab ihn Vanapagan.

Dann gingen sie sogleich in die Hölle. Vanapagan verschloß den Dudelsack hinter sieben Schlössern, von wo ihn niemand mehr herausbekommen konnte.

Als Pikker aus dem Schlafe erwachte und seinen Dudelsack nirgends fand, wurde er sehr traurig: woher sollte denn jetzt die Erde ihren Regen bekommen! Pikker erriet gleich, daß Vanapagan den Dudelsack gestohlen hatte; was konnte ihm aber da helfen?

Pikker begann zum Zeitvertreib mit seinem Sohn Fische zu fangen. Als sie bis zum Abend gefischt hatten, hatten sie noch keinen einzigen Fisch gefangen.

Plötzlich sah der Sohn, wie ein kleines Männchen unten mit einem Messer ins Zugnetz ein Loch schnitt, die Fische in seinen eigenen Sack laufen ließ und das Loch rasch wieder zunähte. Pikker nahm das kleine Männchen fest: das war Vanapagans Sohn, welcher sich mit Fischestehlen beschäftigte.

Der Knabe begann zu bitten: „Wir haben in der Hölle bald große Hochzeit, denn die Höllentochter heiratet, da haben wir frisches Fleisch nötig."

„Aber anders lasse ich dich nicht frei, es sei denn, daß du versprichst, mich auch zur Hochzeit zu rufen!"

Vanapagans Sohn hatte freilich keine Lust, ihn zu rufen, da er

aber sah, daß man ihn anders nicht freilassen würde, so versprach er, Pikker zur Hochzeit einzuladen.
Da sagte auch Pikkers Sohn: „Wenn du mich nicht zur Hochzeit einlädst, nehmen wir dir die Fische weg; dann müßt ihr eure Hochzeit ohne frisches Fleisch abhalten."
Dem Knaben tat es leid, die Fische fahren zu lassen, und so lud er Pikkers Sohn ebenfalls zur Hochzeit.
Im Herbste, im Monat August, kamen die Einladungsschreiben: Pikker und sein Sohn sollten in die Hölle zur Hochzeit kommen.
Die Hochzeit begann. Die Höllengesellschaft tobte in der größten Hochzeitslust. Schnaps gab es so viel, daß die Hochzeitsgäste darin schwammen. Aller Art Instrumente — Dudelsäcke, Posaunen, Flöten und Trommeln — lärmten durcheinander. Der alte Satan war in bester Laune und blickte auf diese Hochzeitslust, wo alle Höllenbewohner hüpften und sprangen.
Plötzlich kam es Vanapagan in den Sinn, daß er noch einen Dudelsack habe, der hinter sieben Schlössern verschlossen lag. Er ging und brachte auch diesen her, um die Blasmusik zu verstärken. Wohl versuchte er, ihn zu blasen, aber er konnte keinen Ton herausbringen.
Pikker schaute hin: „Sieh da, wo mein Dudelsack ist! Könnt ich ihn nur in die Hände bekommen, ich würde euch schon etwas vorblasen!"
Alle Höllenmusikanten versuchten, darauf zu blasen, aber keiner konnte den Dudelsack handhaben. Schließlich sprach Pikkers Sohn: „Laßt auch mich probieren, ob ich nicht ein paar Töne herausbringe!"
Der Dudelsack wurde Pikkers Sohn übergeben. Der Knabe besah ihn von allen Seiten, dann setzte er ihn an seinen Mund. Alle Hochzeitsgäste versammelten sich um den Knaben, um den neuen Dudelsack hören zu können.
Kreuzmillionendonnerwetter! Als der Knabe loslegte, da fuhren Blitze aus dem Dudelsack und Donnergetöse erscholl. Viele der Hochzeitsgäste wurden vom Blitz erschlagen, und die am Leben geblieben waren, verschwanden spurlos.
Pikker und sein Sohn spazierten durch die leere Hölle und fanden

nirgends ein lebendes Wesen. Pikker nahm den Dudelsack und blies darauf so, daß die Hölle krachte.

67. Der Lohn für die Rettung des Teufels

Es ging einmal ein Mann nach Schützenart mit einer Flinte in den Wald. Er kam an einen Fluß. Was sieht er aber da am Flußufer? Ein graues Männchen hat sich dort schlafend lang hingestreckt und scheint weder von der Erde, noch vom Himmel etwas zu wissen.

Der Mann bleibt stehen und denkt nach, wo solch ein Männchen hergekommen sein könne.

Plötzlich sieht er aber, daß ein großer Wolf schnaufend an das schlafende Männchen heranschleicht und es zerreißen will. Der Mann läßt das aber nicht zu, sondern schießt den Wolf mit seiner Flinte tot. Und das graue Männchen, welches niemand anders war als Vanapagan*, springt plumps! in den Fluß und verschwindet.

Der Mann bleibt stehen und denkt nach: „Was für ein Teufelsmensch ist das gewesen?" Alsbald kommt aber der graue Mann wieder aus dem Wasser hervor, tritt vor den Schützen und fragt: „Hör, was willst du als Lohn dafür, daß du mich gerettet hast?"

Der Mann antwortet: „Gib mir aus gutem Herzen das, was du selber willst!"

Vanapagan sagte dem Manne, er solle an dem und dem Tage an dieselbe Stelle kommen, und fügte hinzu: „Nimm dann denjenigen mit, der dir am allernächsten steht!"

Der Mann versprach es. Vanapagan war verschwunden, und der Mann ging nach Hause ...

Zur verabredeten Zeit ging er wieder dorthin an das Flußufer, wo er Vanapagan gerettet hatte, und nahm seine Frau mit. Er wartete schon eine Zeitlang auf Vanapagan. Der aber kommt und kommt nicht. Endlich sagt der Mann zu seiner Frau: „Nimm das Messer und such mir den Kopf ab, bis Vanapagan herkommt!"

* Der Teufel.

Die Frau tat so. Der Mann schlief sogleich auf dem Schoße seiner Frau ein.
Alsbald kam auch Vanapagan mit einem Goldkasten. Er sprach zur Frau:
„Hör, du hast jetzt ein Messer in der Hand; stoß es deinem Mann in die Kehle, daß er stirbt, dann bekommst du alles Gold für dich allein!"
Die Frau war in ihrem Leichtsinn gleich bereit, ihren Mann zu ermorden. Da legte aber Vanapagan seine Hand vor das Messer und erlaubte es nicht. Dann weckte er den Mann und sprach:
„Nun, Mann, sind wir jetzt nicht quitt? Du hast mich vor dem Tode gerettet, als der Wolf mich zerreißen wollte — jetzt habe ich dich vor dem Tode gerettet, denn deine Frau hätte jetzt mit dem Messer deinem Leben ein Ende gemacht, wenn ich dir nicht zu Hilfe gekommen wäre."
Das Gesicht der Frau war schamrot. Der Mann jedoch sagte:
„Wenn die Sache so steht, so sind wir natürlich quitt!"
Vanapagan aber sprach wieder:
„Nein doch; ich bleibe bei meinem Wort und zahle dir deinen Lohn aus. Ich wollte bloß deine Frau prüfen, ob sie bereit sei, ihren Mann zu ermorden, und zweitens wollte ich dich prüfen, ob du auf meine Worte eingehen wirst. Nimm aber jetzt dieses Gold und geh nach Hause. — Du hättest lieber deinen Hund mitnehmen sollen, als deine Frau. Die Frau war bereit, dich zu töten, der Hund hätte das aber nimmer getan und hätte auch keinen Fremden an dich herangelassen."
Vanapagan war verschwunden. — Der Mann ging mit seiner Frau nach Hause. Daheim prügelte er sie durch und sagte:
„Du leichtsinniges Ding! Du wolltest mich ermorden? Hättest du es dann besser gehabt, als jetzt, wenn du mich ermordet und du den Schatz für dich allein genommen hättest? Wart nur, du Galgenstrick! Ich werde dich lehren!"
Darauf lebten sie in ihrem Reichtum zusammen ein glückliches Leben.

68. Wie ein Waisenknabe unverhofft sein Glück fand

Einmal lebte ein armer Tagelöhner, der sich mit seiner Frau kümmerlich von einem Tage zum andern durchbrachte. Von drei Kindern war ihnen das jüngste, ein Sohn, geblieben, der neun Jahr alt war, als man erst den Vater und dann die Mutter begrub. Dem Knaben blieb nichts übrig, als vor den Türen guter Menschen sein Brot zu suchen. Nach Jahresfrist geriet er auf den Hof eines wohlhabenden Bauerwirts, wo man gerade einen Hüterknaben brauchte. Der Wirt war nicht eben böse, aber das Weib hatte die Hosen an und regierte im Hause wie ein böser Drache. Wie es dem armen Waisenknaben da erging, läßt sich denken. Die Prügel, die er alle Tage bekam, wären dreimal mehr als genug gewesen, Brot aber wurde nie soviel gereicht, daß er satt geworden wäre. Da aber das Waisenkind nichts besseres zu hoffen hatte, mußte es sein Elend ertragen. Zum Unglück verlor sich eines Tages eine Kuh von der Herde; zwar lief der Knabe bis Sonnenuntergang den Wald entlang, aber er fand die verlorene Kuh nicht wieder. Obwohl er wußte, was seinem Rücken zu Hause bevorstand, mußte er doch jetzt nach Sonnenuntergang die Herde zusammentreiben. Die Sonne war noch nicht lange unter dem Horizont, da hörte er schon der Wirtin Stimme: „Fauler Hund! wo bleibst du mit der Herde?" Da half kein Zaudern, nur rasch nach Hause unter den Stock. Zwar dämmerte es schon, als die Herde zur Pforte hereinkam, aber das scharfe Auge der Wirtin hatte sogleich entdeckt, daß eine Kuh fehlte. Ohne ein Wort zu sagen, riß sie den nächsten Staken aus dem Zaun und begann damit den Rücken des Knaben zu bearbeiten, als wollte sie ihn zu Brei stampfen. In der Wut hätte sie ihn auch zu Tode geprügelt oder ihn zeitlebens zum Krüppel gemacht, wenn der Wirt, der das Schreien und Schluchzen hörte, dem Armen nicht mitleidig zu Hilfe gekommen wäre. Da er die Gemütsart seines Weibes kannte, so wollte er sich nicht geradezu dazwischen legen, sondern suchte zu vermitteln und sagte: „Brich ihm lieber die Beine nicht entzwei, damit er doch die verlorene Kuh suchen

kann. Davon werden wir mehr Nutzen haben, als wenn er umkommt." „Das ist wahr," sagte die Wirtin, „das Aas kann auch die teure Kuh nicht ersetzen," — zählte ihm noch ein Paar tüchtige Hiebe auf und schickte ihn dann fort, die Kuh zu suchen. „Wenn du ohne die Kuh zurückkommst, so schlag ich dich tot." Weinend ging der Knabe zur Pforte hinaus und geradewegs in den Wald, wo er am Tage mit der Herde gewesen war, suchte die ganze Nacht, fand aber nirgends eine Spur von der Kuh. Als am andern Morgen die Sonne sich erhoben hatte, war des Knaben Entschluß gefaßt. „Werde aus mir, was da wolle, nach Hause gehe ich nicht." Und er lief in einem Atem vorwärts, so daß er das Haus bald weit hinter sich hatte. Zuletzt ging ihm aber die Kraft aus und er fiel wie tot nieder. Als er aus einem langen schweren Schlafe erwachte, kam es ihm vor, als ob er etwas Flüssiges im Munde gehabt habe, und er sah einen kleinen alten Mann mit langem grauen Barte vor sich stehen, der eben im Begriffe war, den Spund wieder auf sein Milchfäßchen zu setzen. „Gib mir noch zu trinken!" bat der Knabe. „Für heute hast du genug," erwiderte der Alte, „wenn mein Weg mich nicht zufällig hierher geführt hätte, so wäre es sicher dein letzter Schlaf gewesen, denn als ich dich fand, warst du schon halb tot." Dann befragte der Alte den Knaben, wer er sei und wohin er wolle. Der Knabe erzählte alles, was er erlebt hatte solange er sich erinnern konnte, bis zu den Schlägen von gestern Abend. Da sagte der Alte: „Mein liebes Kind! dir ist es nicht besser noch schlimmer ergangen als so manchen, deren liebe Pfleger und Tröster im Sarge unter der Erde ruhen. Zurückkehren kannst du nicht mehr. Da du einmal fortgegangen bist, so mußt du dir ein neues Glück in der Welt suchen. Da ich weder Haus noch Hof, weder Weib noch Kind habe, so kann ich auch nicht weiter für dich sorgen, aber einen guten Rat will ich dir umsonst geben. Schlaf diese Nacht hier ruhig aus; wenn morgen die Sonne aufgeht, so merk dir genau die Stelle, wo sie emporstieg. In dieser Richtung mußt du wandern, so daß dir die Sonne jeden Morgen ins Gesicht und jeden Abend in den Nacken scheint. Deine Kraft wird von Tage zu Tage wachsen. Nach sieben Jahren wird ein mächtiger Berg

vor dir stehen, der so hoch ist, daß sein Gipfel bis an die Wolken reicht. Dort wirst du dein künftiges Glück finden. Nimm meinen Brotsack und mein Fäßchen, du wirst darin täglich soviel Speise und Trank finden, als du bedarfst. Aber hüte dich davor, jemals ein Krümchen Brot oder ein Tröpfchen vom Trank unnütz zu vergeuden, sonst könnte deine Nahrungsquelle leicht versiegen. Einem hungrigen Vogel und einem durstigen Tiere darfst du reichlich geben: Gott sieht es gern, wenn ein Geschöpf dem andern Gutes tut. Auf dem Grunde des Brotsacks wirst du ein zusammengerolltes Klettenblatt finden; das mußt du sehr sorgfältig in acht nehmen. Wenn du auf deinem Wege an einen Fluß oder See kommst, so breite das Klettenblatt auf dem Wasser aus, es wird sich sofort in einen Nachen verwandeln und dich über die Flut tragen. Dann wickle das Blatt wieder zusammen und steck es in deinen Brotsack." Nach dieser Unterweisung gab er dem Knaben Sack und Fäßchen und rief: „Gott befohlen!" Im nächsten Augenblick war er den Augen des Knaben entschwunden.

Der Knabe hätte alles für einen Traum gehalten, wenn nicht Sack und Fäßchen in seiner Hand gewesen wären. Er prüfte den Brotsack und fand darin ein halbes Brot, ein Schächtelchen voll gesalzener Strömlinge, ein anderes mit Butter und dazu noch ein Stück Speckschwarte. Als der Knabe sich satt gegessen hatte, legte er sich schlafen, Sack und Fäßchen unter dem Kopfe, damit kein Dieb sie wegnehmen könne. Den andern Morgen wachte er mit der Sonne auf, stärkte sich durch Speise und Trank und machte sich dann auf die Wanderung. Wunderbarerweise fühlte er gar keine Müdigkeit in seinen Beinen; erst der leere Magen mahnte ihn daran, daß die Mittagszeit gekommen war. Er sättigte sich mit der guten Kost, tat ein Schläfchen und wanderte weiter. Daß er den rechten Weg eingeschlagen hatte, sagte ihm die untergehende Sonne, die ihm gerade im Nacken stand. So war er viele Tage in derselben Richtung vorwärts gegangen, als er einen kleinen See vor sich erblickte. Hier konnte er die Kraft seines Klettenblattes prüfen. Wie es der alte Mann vorausgesagt hatte, so geschah es: ein kleines Boot mit Rudern lag vor ihm auf dem Wasser. Er stieg ein, und ein paar tüchtige Ruder-

schläge führten ihn ans andere Ufer. Dort verwandelte sich das Boot wieder in ein Klettenblatt, und dieses ward in den Sack gesteckt.

So war der Knabe schon manches Jahr gewandert, ohne daß die Nahrung im Brotsack und im Fäßchen abgenommen hätte. Sieben Jahr konnten verstrichen sein, denn er war zu einem kräftigen Jüngling herangewachsen; da sah er eines Tages von weitem einen hohen Berg, der bis in die Wolken hinein zu ragen schien. Es verging aber noch eine Woche, eh er den Berg erreichte. Dann setzte er sich am Fuße des Berges nieder, um auszuruhen und zu sehen, ob die Prophezeiungen des alten Mannes in Erfüllung gehen würden. Er hatte noch nicht lange gesessen, als ein Zischen sein Ohr berührte: gleich darauf wurde eine große Schlange sichtbar, welche mindestens zwölf Klafter lang war und sich dicht bei dem jungen Manne vorbeiwand. Schrecken lähmte seine Glieder, so daß er nicht fliehen konnte; aber im Nu war auch die Schlange vorüber. Dann blieb ein Weilchen alles still. Darauf schien es ihm, als käme aus der Ferne ein schwerer Körper in Sätzen herangehüpft. Es war eine große Kröte, so groß wie ein zweijähriges Füllen. Auch dieses häßliche Geschöpf zog an dem Jüngling vorüber, ohne ihn gewahr zu werden. Sodann vernahm er in der Höhe ein starkes Rauschen, als wenn ein schweres Gewitter sich erhebe. Als er hinauf sah, flog hoch über seinem Haupte ein großer Adler in derselben Richtung wie vorher die Schlange und die Kröte. „Das sind wunderbare Dinge, die mir Glück bringen sollen!" dachte der Jüngling. Da sieht er plötzlich einen Mann auf einem schwarzen Pferde auf sich zu kommen. Das Pferd schien Flügel an den Füßen zu haben, denn es flog mit Windesschnelle. Als der Mann den Jüngling am Berge sitzen sah, hielt er sein Pferd an und fragte: „Wer ist hier vorübergekommen?" Der Jüngling erwiderte: „Erstens eine große Schlange, wohl zwölf Klafter lang, dann eine große Kröte von der Größe eines zweijährigen Füllens und endlich ein großer Adler hoch über meinem Kopfe und sein Flügelschlag rauschte wie ein Gewitter daher." — „Du hast recht gesehen," sagte der Fremde, „es sind meine schlimmsten Feinde, und ich jage ihnen

nach. Dich könnte ich in meinem Dienste brauchen. Klettre über den Berg, so kommst du gerade in mein Haus. Ich werde dort mit dir zugleich anlangen, wenn nicht noch früher." — Der junge Mann versprach zu kommen, worauf der Fremde wie der Wind davon ritt.

Es war nicht leicht, den Berg zu erklimmen. Der Wanderer brauchte drei Tage, eh er den Gipfel erreichte, und dann wieder drei Tage, bis er auf der andern Seite an den Fuß des Berges gelangte. Der Wirt stand schon vor seinem Hause und erzählte, daß er Schlange und Kröte glücklich erschlagen habe, des Adlers aber nicht habhaft geworden sei. Dann fragte er den jungen Mann, ob er Lust habe, als Knecht bei ihm einzutreten. „Gutes Essen bekommst du täglich, soviel du willst, und auch mit dem Lohne will ich nicht geizen, wenn du dein Amt getreulich verwaltest." Der Vertrag wurde abgeschlossen und der Wirt führte den neuen Knecht im Hause umher und zeigte ihm, was er zu tun habe. Es war dort ein Keller im Felsen angebracht und durch dreifache Eisentüren verschlossen. „In diesem Keller sind meine bösen Hunde angekettet," sagte der Wirt, „du mußt dafür sorgen, daß sie sich nicht unterhalb der Tür mit den Pfoten herausgraben. Denn wisse: wenn auch nur einer dieser Hunde frei würde, so wäre es nicht mehr möglich, die beiden anderen festzuhalten, sondern sie würden nacheinander dem Führer folgen und alles Lebendige auf Erden vertilgen. Wenn endlich der letzte Hund ausbräche, so wäre das Ende der Welt da, und die Sonne hätte zum letzten Male geschienen." Darauf führte er den Knecht an einen Berg, den Gott nicht geschaffen hatte, sondern der von Menschenhänden aus mächtigen Felsblöcken aufgetürmt war. „Diese Steine" — sagte der Wirt — „sind deswegen zusammengetragen, damit immer wieder ein neuer Stein hingewälzt werden kann, so oft die Hunde ein Loch ausgraben. Die Ochsen, welche den Stein führen sollen, will ich dir im Stalle zeigen und dir auch alles Übrige mitteilen, was du dabei zu beobachten hast." Im Stalle fanden sie an hundert schwarze Ochsen, deren jeder sieben Hörner hatte; sie waren reichlich zweimal so groß wie die größten Ukrainer Ochsen. „Sechs Paar Ochsen vor die Stein-

fuhre gespannt, führen einen Stein mit Leichtigkeit hinweg. Ich werde dir eine Brechstange geben, wenn du den Stein damit berührst, rollt er von selbst auf den Wagen. Du siehst, deine Arbeit ist so mühsam nicht, desto größer muß deine Wachsamkeit sein. Dreimal bei Tage und einmal bei Nacht mußt du nach der Tür sehen, damit kein Unglück geschieht, der Schade könnte sonst größer sein, als du vor mir verantworten könntest."

Bald hatte der Jüngling alles begriffen und sein neues Amt war ganz nach seinem Sinne: alle Tage das beste Essen und Trinken, wie es ein Mensch nur begehren konnte. Nach zwei bis drei Monaten hatten die Hunde ein Loch unter der Tür gekratzt, groß genug, um die Schnauze durchzustecken, aber sogleich wurde ein Stein davor gestemmt, und die Hunde mußten ihre Arbeit von neuem beginnen.

So waren viele Jahre verstrichen, und der Knecht hatte sich ein hübsches Stück Geld gesammelt. Da erwachte in ihm das Verlangen, einmal wieder unter andere Menschen zu kommen. War der Herr auch gut, so wurde dem Knecht doch die Zeit entsetzlich lang, zumal wenn den Herrn die Lust anwandelte, einen langen Schlaf zu halten. Dann schlief er immer sieben Wochen lang ohne Unterbrechung und ohne sich sehen zu lassen.

Wieder einmal war eine solche Schlaflaune über den Wirt gekommen, als eines Tages ein großer Adler sich auf dem Berge niederließ und so zu sprechen anhub: „Bist du nicht ein großer Tor, daß du dein schönes Leben für gute Kost hinopferst? Dein zusammengespartes Geld nützt dir nichts, denn es sind ja keine Menschen hier, die es brauchen. Nimm des Wirtes windschnelles Roß aus dem Stalle, bind ihm deinen Geldsack um den Hals, setz dich auf und reit in der Richtung fort, wo die Sonne untergeht, so kommst du nach wenigen Wochen wieder unter Menschen. Du mußt aber das Pferd an einer eisernen Kette festbinden, damit es nicht davon laufen kann, sonst kehrt es zu seiner gewohnten Stätte zurück, und der Wirt kann kommen, um dich zu holen. Wenn er aber das Pferd nicht hat, so kann er nicht von der Stelle." „Wer soll denn hier die Hunde bewachen, wenn ich weggehe, während der Wirt schläft?" fragte der Knecht. „Ein

Tor bist du, und ein Tor bleibst du!" erwiderte der Adler. „Hast du denn noch nicht begriffen, daß der liebe Gott ihn dazu geschaffen hat, daß er die Höllenhunde bewache? Es ist reine Faulheit, daß er sieben Wochen schläft. Wenn er keinen fremden Knecht mehr hat, so wird er sich aufraffen und seines Amtes selber warten."

Der Rat gefiel dem Knechte sehr. Er tat, wie der Adler gesagt hatte, nahm das Pferd, band ihm den Geldsack um, setzte sich auf und ritt davon. Noch war er gar nicht weit vom Berge, als er schon hinter sich den Wirt rufen hörte: „Halt an! Halt an! Geh' in Gottes Namen mit deinem Gelde, aber laß mir mein Pferd." Der Knecht hörte nicht darauf, sondern ritt immer weiter, bis er nach einigen Wochen wieder zu sterblichen Menschen kam. Dort baute er sich ein hübsches Haus, freite ein junges Weib, und lebte glücklich als reicher Mann. Wenn er nicht gestorben ist, so muß er noch heute leben; aber das windschnelle Roß ist schon längst verschieden.

69. Des Nebelberges König

Es waren einmal Dorfkinder auf Nachthütung im Walde, die Nacht war kalt und neblicht, so daß auch am Feuer die erstarrte Hand nicht mehr warm werden wollte. Da sagte eins der Mädchen, das einen aufgeweckten Geist hatte: „Ich will lieber ein Stück Weges laufen, das wird mir mehr Wärme geben als das Sitzen am Feuer." Mit diesen Worten sprang es auf und lief davon. Die andern lachten hinter ihr her und sagten: „Sie wird wohl bald zurückkommen!" Aber der Flüchtling kam nicht wieder. Als die Morgenröte schon am Himmel stand, fingen sie an, das verschwundene Mädchen zu rufen, erhielten aber von keiner Seite her eine Antwort. Die Kinder meinten nun, sie müsse wohl ins Dorf gegangen sein. Als man aber heimkam, war die Vermißte nirgends zu finden. Die Eltern gingen in den Wald, ihre Tochter zu suchen; umsonst aber strichen sie über einen halben Tag lang von einem Flecke zum andern, sie fanden keine Spur von ihr. Da dachten sie mit

Schrecken daran, daß wilde Tiere das Mädchen getötet haben könnten. Sorgenvoll und betrübt gingen sie gegen Abend wieder nach Hause.

Das verlorengegangene Kind war schon eine Strecke weit von den übrigen abgekommen, als es an eine Bergspitze gelangte, auf der ein kleines Feuer brannte, weiter konnte es durch den dichten Nebel nichts sehen. Das Kind dachte, seine Gefährten seien da am Feuer, kletterte den Berg hinan und sah, daß ein graubärtiger einäugiger Mann ausgestreckt am Feuer lag und es mit einem Eisenstecken schürte. Das Kind erschrak und wollte zurück, aber der Alte hatte es schon bemerkt und rief in strengem Tone: „Bleib stehen, oder ich werfe den Eisenstecken nach dir! Zwar habe ich nur ein einziges Auge, aber das ist eben so sicher wie die Hand, so daß ich niemals mein Ziel verfehle!' — Das Kind blieb zitternd stehen. Der Alte hieß es näher kommen, und als das Mädchen furchtsam zögerte, stand er auf, nahm es bei der Hand und sagte: „Komm und wärm dich!" Das Mädchen mußte nun wohl mitgehen. Der Alte nahm Weißbrot aus seinem Schultersack und gab es dem Kinde zu essen. Dann klopfte er mit dem Eisenstecken auf den Rasen, und alsbald standen zwei hübsche Mädchen am Feuer, als wären sie aus der Erde hervorgewachsen. Es dauerte nicht lange, so hatten sich die Kinder miteinander befreundet, spielten und trieben Kurzweil am Feuer, der Alte aber hatte das Auge geschlossen, als schliefe er.

Als die Morgenröte heraufstieg, trat ein altes Mütterchen heran und sprach zum Dorfkinde: „Heute mußt du bei unseren Kindern zu Gast bleiben und auch die nächste Nacht hier schlafen, dann schicke ich dich wieder nach Hause." — Obwohl sich nun das Dorfkind anfangs geängstigt hatte, so war es dort bald mit den andern Kindern so bekannt geworden, daß es weder Furcht noch Heimweh mehr empfand. Der Tag verging ihnen spielend, und abends wurden die Kinder miteinander zur Ruhe gelegt. Den andern Morgen aber kam ein junges Frauenzimmer und sprach zum Dorfkinde: „Du mußt heute nach Hause gehen, denn deine Eltern haben deinetwegen großen Kummer, sie glauben, du seist gestorben." Mit diesen Worten führte sie das Kind an der Hand,

bis sie aus dem Walde heraus kamen. Dann sagte die Führerin: „Von dem, was du gestern und die vorige Nacht gehört und gesehen hast, darfst du kein Wörtchen zuhause reden, sage nur, du habest dich im Walde verirrt." Darauf gab sie dem Kinde eine kleine silberne Spange und sagte: „Wenn dich die Lust anwandeln sollte, wieder einmal zu uns zu Gast zu kommen, so hauch nur auf diese Spange, so findest du schon den Weg zu uns!" Das Kind steckte die Spange in die Tasche und dachte auf dem Wege zum Dorfe daran, was wohl die Eltern von der Sache halten würden, da sie ihnen die Wahrheit nicht gestehen dürfe. In der Dorfgasse gingen zwei Männer an ihr vorüber, welche sie nicht kannte. Als sie in des Vaters Hoftor trat, schien ihr der Ort gänzlich fremd; wo vorher nichts gestanden hatte, da wuchsen jetzt Apfelbäume, an denen schöne Früchte hingen. Auch das Haus erschien ihr fremd. Da trat ein fremder Mann aus der Tür, schüttelte verwundert den Kopf und sagte, so daß das Mädchen auf dem Hofe es hörte: „Ein fremdes Dorfmädchen ist auf unserem Hofe." Dem Mädchen erschien die Sache wie ein Traum, doch trat sie einige Schritte näher, bis sie an die Türschwelle kam. Als sie ins Zimmer hineinsah, erblickte sie den Vater, der auf der Ofenbank saß; eine fremde Frau und ein junger Mann saßen neben ihm, aber dem Vater waren Bart und Haupthaar ganz grau geworden. „Guten Morgen, Vater!" sagte die Tochter, „wo ist die Mutter?" — „Die Mutter, die Mutter?" rief die fremde Frau. „Hilf Gott! bist du der verlorenen Tiu Geist, oder bist du ein lebendiges Geschöpf wie wir? Ist es denn möglich, daß unser liebes Kind, das uns vor sieben Jahren starb, zum zweiten Male ins Leben zurückkommt?" Tiu konnte aus dieser Rede nicht klug werden. Da erhob sich die fremde Frau von der Bank, streifte Tius Hemdärmel auf, fand auf der Handwurzel eine kleine Brandnarbe und rief dann aus, das Mädchen umhalsend: „Unsere Tiu, unser für tot beweintes Kind, das vor sieben Jahren im Walde verloren ging." „Das kann ja nicht sein," erwiderte Tiu, „ich bin nur eine Nacht und einen Tag von euch weggewesen, oder zwei Nächte und einen Tag."

Jetzt gab es genug sich zu wundern; Tiu sah nun deutlich, daß

sie länger weggewesen war als sie glaubte, denn sie war jetzt schon größer als ihre Mutter, und Vater und Mutter waren gealtert. Gern hätte sie den Eltern erzählt, was ihr begegnet war, allein sie durfte ja nicht. Endlich sagte sie: „Ich hatte mich verirrt und war unter fremde Leute geraten." Der Eltern Freude über ihr wiedergefundenes Kind war so groß, daß sie nicht weiter nachforschten, wo es denn gewesen sei.

Den andern Abend aber, als Vater und Mutter schlafen gegangen waren, ließ es der Tiu keine Ruhe mehr, sie zog die Spange aus der Tasche und hauchte darauf, um Auskunft darüber zu erlangen, was für ein wundersames Ereignis sich mit ihr zugetragen. Alsbald fand sie sich wieder am Feuer auf dem Berge, und auch der einäugige Alte war wieder da. — „Lieber alter Vater!" bat Tiu, „gib mir Auskunft darüber, was mit mir vorgegangen ist." Der Alte erwiderte lachend: „Plappern ist Weibersache!" klopfte mit seinem Stecken auf den Rasen, und das junge Frauenzimmer, welches Tiu nach Hause geleitet und ihr die Spange geschenkt hatte, stand vor ihr. Sie nahm Tiu bei der Hand und führte sie einige Schritte vom Feuer weg; dort sagte sie: Da du dir zuhause nichts hast merken lassen, will ich dir mehr verraten. Der Alte am Feuer ist des Nebelberges König, die alte Mutter, welche du die erste Nacht gesehen hast, ist die Rasenmutter*, und wir sind die Töchter. Ich will dir jetzt eine noch schönere bunte Spange geben, sage zu Hause, du habest sie gefunden. Willst du uns sehen, so hauch nur wieder auf die Spange. Heute darf ich dir nichts weiter sagen, aber sei verschwiegen, so wirst du künftig mehr von uns zu hören bekommen. Jetzt geh nach Hause, ehe die Eltern aus dem Schlafe erwachen. Als sie am Morgen erwachte, hielt sie das in der Nacht Geschehene für einen Traum, aber die schöne Spange auf ihrer Brust bewies ihr, daß sie nicht geträumt hatte. Indes war ihr das Leben im Dorfe so fremd geworden, daß sie häufig abends, wenn die Eltern schlafen gegangen waren, auf ihre Spange hauchte und sich dadurch, wie sie wünschte, auf den Nebelberg versetzte.

* Die Rasenmutter ist nach Kreutzwald eine Schutzgöttin, deren Obhut besonders Hof und Garten anvertraut waren.

Am Tage war sie meist verdrießlich, weil sie sich nach ihrem nächtlichen Glücke sehnte und somit wenig Ruhe hatte. Als der Herbst kam, fanden sich viele Freier ein, aber sie wies sie ab; endlich vor Weihnacht wurde mit dem jungen Manne, welchen sie bei ihrer Rückkehr auf des Vaters Hofe gesehen hatte, Branntwein* getrunken.

Der Bräutigam blieb als Schwiegersohn im Hause, denn die Eltern waren beide schon betagt.

Im nächsten Jahre brachte Tiu ein Töchterchen zur Welt, es war ein sehr schönes Kind, konnte aber doch der Mutter Herz nicht ausfüllen. Sie sehnte sich stets nach dem Nebelberge zurück und wäre gern hingezogen, wenn sie das Kind hätte allein lassen können. Als aber die Tochter sieben Jahre alt geworden war, kam eine Nacht, wo die Mutter ihr Verlangen nicht mehr zurückdrängen konnte, sie hauchte auf die Spange und sah sich auf den Nebelberg versetzt. Der Rasenmutter Töchter kamen ihr mit Freudengeschrei entgegen. „Warum bist du so lange weggeblieben?" fragten sie. Tiu sagte mit tränenden Augen, daß es ihr nicht möglich gewesen sei, zu kommen, wiewohl ihr Herz großes Verlangen danach getragen habe. „Des Nebelberges König muß uns helfen," sagten darauf die Mädchen und baten Tiu, nach zwei Wochen wieder zu kommen und ihr Töchterchen mitzubringen. Tiu versprach es zu tun, wenn es möglich wäre.

Als aber die Zeit herangekommen war, schlief das Kind so ruhig an des Vaters Seite, daß die Frau nicht das Herz hatte, es mit sich zu nehmen, sie ging deshalb, indem sie sich der Spange bediente, allein. Der alte König des Nebelberges lag beim Scheine des Feuers am Boden und sagte, als er Tiu erblickte: „Du bist heute zur unglücklichen Stunde ohne dein Kind hergekommen, und es wird dir große Qual daraus erwachsen. Doch kannst du zu guter Letzt noch eine vergnügte Nacht feiern, ehe deine Leidenstage beginnen." Bei diesen Worten klopfte er mit dem Eisenstecken auf den Rasen, und sofort erschienen der Rasenmutter Töchter, nahmen Tiu mit sich und feierten ein schönes Fest miteinander.

* Diesen bietet nach estnischer Sitte der den Freier begleitende Brautwerber an.

Inzwischen war daheim der Mann erwacht, und als er die Frau nicht im Bette fand, stand er auf und suchte sie auf dem Hofe. Auch hier fand er keine Spur der Verschwundenen. Da entbrannte im Manne der Zorn, denn er glaubte, die Frau sei irgendwo auf bösen Wegen, darum legte er sich nicht wieder hin, sondern ging sofort zu einem Weisen des Dorfes, ihm den Fall zu erzählen und ihn um Rat zu fragen. Als der Weise sich aus einem Weinglase Aufschluß verschafft hatte, sagte er: „Mit deinem Weibe steht es nicht wie es sein soll, sie geht des Nachts als Werwolf* um und hat das gewiß schon lange getrieben, nur daß du es bis heute nicht bemerkt hast. Wenn sie nach Hause kommt, mußt du sie gleich vor Gericht stellen."

Der Mann fand, als er nach Hause kam, die Frau an der Seite des Kindes ruhig im Bette schlafen, er weckte sie jedoch nicht, um sie über ihren nächtlichen Gang auszufragen, sondern ging vor Gericht, wie der Weise gewollt hatte. Die Frau wurde vorgefordert. Sie weigerte sich, Auskunft darüber zu geben, wo sie vergangene Nacht gewesen sei, wollte auch nicht gestehen, wo sie früher als Kind sieben Jahre lang sich verborgen gehalten, und sagte nur: „Meine Seele ist schuldlos, mehr kann ich nicht sagen." Auch später wollte sie ihr Geheimnis nicht verraten, sodaß endlich der Spruch gefällt wurde: das Weib ist ein Werwolf, eine Hexe und Übeltäterin, deshalb muß sie den Feuertod sterben. Es wurde dann ein großer Scheiterhaufen errichtet, an welchen man das arme Weib festband, worauf er angezündet wurde. Als aber die Flamme eben aufloderte, fiel so dichter Nebel, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Als später die Sonnenstrahlen den Nebel aufsogen, fand man den Scheiterhaufen noch unversehrt, das Weib aber war nirgends zu finden, es war, als ob sie im Nebel zerflossen wäre. — Des Nebelberges König hatte sie gerettet.

Wiewohl nun Tiu jetzt auf dem Nebelberge gute Tage hatte, so fand ihr Herz doch keinen Frieden, sondern sehnte sich nach dem zurückgebliebenen Kinde. „Hätte ich mein Töchterlein hier," so seufzte sie oft, „dann könnte ich glücklich leben, so aber ist das

* Estn. liba hunt, eigentlich läufische Wölfin.

halbe Herz immer bei dem Kinde im Dorfe, und die andere Hälfte lebt in Trauer." Des Nebelberges König erriet ihre geheimen Gedanken und ließ einst bei Nacht das Töchterlein aus dem Dorfe zur Mutter bringen. Da waren beide, Mutter und Tochter, vollkommen glücklich und sehnten sich nach nichts mehr. Die Dorfleute und der Mann glaubten, daß die in einen Werwolf verwandelte Frau das Kind bei Nacht fortgenommen habe. Der Mann freite eine andere Frau, aber weder seine eigene Wirtschaft noch die andern Höfe nahmen so guten Fortgang wie sonst; allsommerlich litten sie Schaden durch Dürre, das Getreide und Gras verdarben, weil der erfrischende Nachttau nicht auf den Strich fiel, den die Leute bewohnten. Des Nebelberges König war zornig darüber, daß sie sein Pflegekind hatten umbringen wollen.

70. Die Färber des Mondes

Altvater hatte schon die ganze Welt erschaffen, aber noch war sein Werk nicht vollkommen, wie es wohl sein sollte, denn noch mangelte es der Welt an reichlichem Licht. Des Tages wandelte die Sonne ihre Bahn am himmlischen Zelt, aber wenn sie abends unterging, so deckte tiefe Finsternis Himmel und Erde. Alles, was geschah, verbarg die Nacht in ihrem Schoße.

Gar bald ersah der Schöpfer diesen Mangel und gedachte dem abzuhelfen. So gebot er denn dem Ilmarinen dafür Sorge zu tragen, daß es fortan auch in den Nächten auf Erden hell sei. Ilmarinen gehorchte dem Befehl, trat hin zu seiner Esse, wo er vordem schon des Himmels Gewölbe geschmiedet, nahm viel Silber und goß daraus eine gewaltige runde Kugel. Die überzog er mit dickem Golde, setzte ein helles Feuer hinein und hieß sie nun ihren Wandel beginnen am Himmelszelt. Darauf schmiedete er unzählige Sterne, gab ihnen mit leichtem Golde ein Ansehen und stellte jeden an seinen Platz im Himmelsraum.

Da begann neues Leben auf der Erde. Kaum sank die Sonne, da stieg auch schon am Himmelsrande der goldene Mond auf,

zog seine blaue Straße und erleuchtete das nächtliche Dunkel nicht anders als die Sonne den Tag. Dazu blinkten neben ihm die unzähligen Sterne und begleiteten ihn wie einen König, bis er endlich am anderen Ende des Himmels anlangte. Dann gingen die Sterne zur Ruhe, der Mond verließ das Himmelsgewölbe und die Sonne trat an seine Stelle, um dem Weltall Licht zu spenden.

So leuchtete nun Tag und Nacht ein gleichmäßiges Licht hoch von oben auf die Erde nieder. Denn des Mondes Angesicht war ebenso klar und rein wie der Sonne Antlitz und nur gleicher Wärme ermangelten seine Strahlen. Am Tage brannte aber die Sonne oftmals so heiß, daß niemand eine Arbeit verrichten mochte. Um so lieber schafften sie dann unter dem Schein des nächtlichen Himmelswächters und alle Menschen waren von Herzen froh über das Geschenk des Mondes.

Den Teufel aber ärgerte der Mond gar sehr, denn in seinem hellen Lichte konnte er nichts Böses mehr verüben. Zog er einmal auf Beute aus, so erkannte man ihn schon von fern und trieb ihn mit Schanden heim. So kam es, daß er sich in dieser Zeit nicht mehr als zwei Seelen erbeutet hatte.

Da saß er nun Tag und Nacht und sann, wie ers wohl angriffe, damit es ihm wieder glückte. Endlich rief er etliche Gesellen herbei, aber die wußten auch keinen Ausweg. So ratschlagten sie denn zu dreien voll Eifer und Sorge, es wollte ihnen aber nichts einfallen. Am siebenten Tage hatten sie keinen Bissen mehr zu essen, saßen seufzend da, drückten den leeren Magen und zerbrachen sich die Köpfe mit Nachdenken. Und sieh, endlich kam dem Bösen selbst ein glücklicher Einfall.

„Wir müssen den Mond wieder fortschaffen, wenn wir uns retten wollen. Gibt es keinen Mond mehr am Himmel, so sind wir wieder Helden wie zuvor. Beim matten Sternenlicht können wir ja unbesorgt unsere Werke betreiben!"

„Sollen wir denn den Mond vom Himmel herunterholen?" fragten ihn die Knechte.

„Nein," sprach der Teufel, „der sitzt zu fest daran, herunter bekommen wir ihn nicht! Wir müssen es besser machen. Und das

Beste ist, wir nehmen Teer und schmieren ihn damit, bis er schwarz wird. Dann mag er am Himmel weiter laufen, das wird uns nicht verdrießen."

Dem Höllenvolke gefiel der Rat des Alten wohl, und alle wollten sich sogleich ans Werk machen. Es war aber zu spät geworden, denn der Mond neigte sich schon zum Niedergang, und die Sonne erhob ihr Angesicht. Den andern Tag aber schafften sie mit Eifer an ihrer Arbeit bis zum späten Abend. Der Böse war ausgezogen und hatte eine Tonne Teer gestohlen, die trug er nun in den Wald zu seinen Knechten. Indes waren diese geschäftig, aus sieben Stücken eine lange Leiter zusammen zu binden, und ein jedes Stück maß sieben Klafter. Darauf schafften sie einen tüchtigen Eimer herbei und banden aus Lindenbast einen Schmierwisch zusammen, den sie an einen langen Stiel steckten.

So erwarteten sie die Nacht. Als nun der Mond aufstieg, warf sich der Böse die Leiter samt der Tonne auf die Schulter und hieß die beiden Knechte mit Eimer und Borstwisch folgen. Als sie angekommen waren, füllten sie den Eimer mit Teer, schütteten auch Asche hinzu und tauchten dann den Borstwisch hinein. Im selben Augenblick lugte auch schon der Mond hinter dem Walde hervor. Hastig richteten sie die Leiter auf, der Alte aber gab dem einen Knechte den Eimer in die Hand und hieß ihn hurtig hinaufsteigen, indes der andere unten die Leiter stützen sollte.

So hielten sie nun unten beide die Leiter, der Alte und sein Knecht. Der Knecht aber vermochte der schweren Last nicht zu widerstehen, also daß die Leiter zu wanken begann. Da glitt auch der Mann, der nach oben gestiegen war, auf einer Sprosse aus und stürzte mit dem Eimer dem Teufel auf den Hals. Der Böse prustete und schüttelte sich wie ein Bär und fing an, schrecklich zu fluchen. Dabei hatte er der Leiter nicht mehr Acht und ließ sie fahren, sodaß sie mit Donner und Gekrach zu Boden fiel und in tausend Stücke schlug.

Als ihm nun sein Werk so übel geraten und er selbst anstatt des Mondes vom Teer begossen ward, da tobte der Teufel in seinem Zorn und Grimm. Wohl wusch und scheuerte, kratzte und schabte er seinen Leib, aber Teer und Ruß blieben an ihm haften

und ihre schwarze Farbe trägt er noch bis auf den heutigen Tag.

So kläglich schlug dem Teufel sein Versuch fehl, aber er wollte von seinem Vorsatze nicht ablassen. Darum stahl er andern Tages wiederum sieben Leiterbäume, band sie gehörig zusammen und schaffte sie an den Waldsaum, wo der Mond am tiefsten steht. Als der Mond am Abend aufstieg, schlug der Böse die Leiter fest in den Grund ein, stützte sie noch mit beiden Händen und schickte den anderen Knecht mit dem Teereimer hinauf zum Monde, gebot ihm aber streng, sich fest an die Sprossen zu hängen und sich vor dem gestrigen Fehltritt zu hüten. Der Knecht kletterte so schnell als möglich mit dem Eimer hinauf und gelangte glücklich auf die letzte Sprosse. Eben stieg der Mond in königlicher Pracht hinter dem Walde auf. Da hob der Teufel die ganze Leiter auf und trug sie eilig bis hin an den Mond. Und welch ein Glück! Sie war wirklich gerade so lang, daß sie mit der Spitze an den Mond reichte.

Nun machte sich des Teufels Knecht ohne Säumen ans Werk. Es ist aber nichts Leichtes, oben auf einer solchen Leiter stehen und dem Monde mit einem Teerwisch ins Gesicht fahren wollen. Zudem stand auch der Mond nicht still auf einem Fleck, sondern wandelte ohne Unterlaß seines Weges fürbaß. Darum band sich der Mann da oben mit einem Seil fest an den Mond und da er also vor dem Fall behütet war, ergriff er den Wisch aus dem Eimer und begann, den Mond zuerst von der hinteren Seite zu schwärzen. Aber die dicke Goldschicht auf dem reinen Monde wollte keinen Schmutz leiden. Der Knecht strich und schmierte, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff, bis es ihn nach vieler Mühe endlich doch gelang, des Mondes Rücken mit Teer zu überziehen.

Der Teufel unten schaute offenen Mundes der Arbeit zu und als er das Werk zur Hälfte vollendet sah, sprang er vor Freuden von einem Fuß auf den andern.

Als er so des Mondes Rücken geschwärzt hatte, schob sich der Knecht mühsam nach vorn, um auch hier den Glanz des Himmelswächters zu vertilgen. Da stand er nun, verschnaufte ein

wenig und dachte nach, wie er es anfinge, um mit der andern Seite leichter fertig zu werden. Es fiel ihm aber nichts Gescheites ein, und er mußte es wie zuvor machen.

Schon wollte er sein Werk wieder beginnen, als gerade Altvater aus kurzem Schlummer erwachte. Verwundert nahm er wahr, daß die Welt um die Hälfte dunkler geworden, obgleich kein Wölkchen am Himmel stand. Wie er aber schärfer nach der Ursache der Finsternis ausschaute, erblickte er den Mann auf dem Monde, der eben seinen Wisch in den Teertopf tauchte, um die erste Hälfte des Mondes der zweiten gleich zu machen. Unten aber sprang der Teufel vor Freuden wie ein Ziegenbock hin und her.

„Solche Streiche macht ihr also hinter meinem Rücken!" rief Altvater zornig aus. „So mögen denn die Übeltäter den verdienten Lohn empfangen! Auf dem Monde bist du und sollst da ewig mit deinem Eimer bleiben, allen zur Warnung, die der Welt das Licht rauben wollen."

Altvaters Worte gingen in Erfüllung. Noch heute steht der Mann mit dem Teereimer im Monde, der deswegen nicht mehr so hell leuchten will, wie sonst. Oft wohl steigt der Mond hinab in den Schoß des Meeres und möchte sich rein baden von seinen Flecken; aber sie bleiben ewig an ihm haften.

71. Der Hausgeist

Ein Gutsherr hieß seinen Koch ein leckeres Gericht zubereiten.

Da ward denn gleich ein großer Kessel aufs Feuer gesetzt, der sott allerlei Lammfleisch.

Vor dem Kessel saß der Koch und schürte das Feuer. Plötzlich kam unter dem Ofen aus dem Boden ein kleines Männchen hervor und bat den Koch:

„Lieber Freund, laß mich ein wenig von der schönen Speise kosten! Ich bin so hungrig und es ist mir so flau zu Mut wie einem Fischer!"

„Darfs nicht tun," versetzte der Koch, „wir haben selbst ein großes Hausgesinde!"

„Gib mir nur ein Tröpfchen von der Suppe!“ bat der Kleine von neuem.
„Nun so nimm!“ sagte der Koch und reichte ihm den gefüllten Schöpflöffel hin.
Kaum war aber der Löffel in des Kleinen Hand, so hatte er im Augenblick den ganzen Kessel leer gegessen und war unter dem Ofen verschwunden.
Der Koch erschrak. Was sollte er jetzt beginnen?
Ging also der Ärmste hin zu seinem Herrn und erzählte ihm unter Jammern und Klagen den Hergang der Sache.
Der Herr wollte seiner Rede anfangs keinen Glauben schenken, als aber der Koch bei Leib und Leben die Sache beschwor, ließ der Herr seinen Ärger fahren und befahl dem Koch den Kessel von neuem aufzusetzen, fügte aber streng hinzu: „Sollte das kleine Männchen wiederkommen, so gib ihm mit dem Löffel tüchtig vor den Kopf!“
Der Koch machte sich ans Werk und bald stand denn auch ein neues Festgericht auf dem Feuer.
Wieder kam das Männchen unter dem Ofen hervor und bat den Koch, etwas von der Speise in das Säckchen zu füllen, das er am Halse trug.
„Darfs nicht tun!“ sagte der Koch. „Der Herr befahl mir, dich mit dem Löffel auf den Kopf zu schlagen!“
„Schlag mich nicht, lieber Freund!“ bat der kleine Mann. „Ich will dir auch beistehen, wenn du einmal in Not gerätst. Mein Weib daheim ist krank! Ich habe niemand, der mir ein Essen anrichtet oder Wasser herbeiträgt. Laß mich nur einen Schöpflöffel voll Suppe in diesen Sack gießen, um die Arme etwas zu erquicken!“
Der Koch dachte bei sich: „Er wird ja nicht so unverschämt sein wie vorhin, und wieviel wird denn sein krankes Weib aufessen können!“ — Er reichte also dem Männchen den Löffel hin.
Im Augenblick war die ganze Suppe samt dem Fleisch in des kleinen Mannes Sack, er selbst aber verschwunden und der Kessel leer.
Was nun? — Der Koch klagte seine Not wieder seinem Herrn

und jammerte noch lauter als das erste Mal, aber der Herr ward über die Maßen zornig, schalt ihn heftig und drohte, ihn sogleich aus dem Hause zu jagen, wenn er noch ein drittes Mal seines Amtes nicht besser zu walten wüßte. Den kleinen Mann aber solle er augenblicklich tot schlagen, wenn er sich wieder in der Küche zeigen würde.

Abermals stand ein neuer Kessel auf dem Feuer, und abermals erschien das kleine Männchen.

Der Koch ergriff den Schöpflöffel und rief: „Du Schelm, der Herr hat mir befohlen, dich auf der Stelle tot zu schlagen!"

Der Kleine bat: „Tu es nicht, lieber Freund! Wer weiß, ob dich nicht auch Mangel und Hunger dereinst erwartet! Dann will ich wiederum dir helfen, wenn ich es vermag. Mein kleines Kind daheim ist siech und mein krankes Weib gestorben; so habe ich jetzt gar niemanden, der mir Speise kochen oder einen Trunk herbeischaffen könnte. Gib mir doch für mein hilfloses Kind wenigstens einen halben Löffel Suppe!"

Dem Koch wards wieder weich ums Herz, und wieder meinte der gute Mann: „Wieviel kann denn solch ein elendes Kind essen? — „Da, greif denn zu!" sagte er.

Augenblicklich war aber der ganze Kessel wieder leer und der Kleine verschwunden.

Jetzt hatte der Koch seinen Lohn zu erwarten.

Mit zitternder Stimme meldete er seinem Herrn: „Der kleine Mann hat zum dritten Mal die Suppe vom Feuer gestohlen!"

„Fort mit dir, du Bösewicht!" schrie der Herr ... „da du mir aber bisher treu gedient hast, will ich dir noch gestatten, über Nacht im Hause zu bleiben. Morgen früh aber schnür dein Bündel und troll dich fort!"

Darauf gab der Herr dem Frohnvogt Befehl, die Suppe zu kochen und sagte: „Wenn der Kleine sich abermals zeigen sollte, so schlag ihn auf der Stelle tot!"

„Schon gut, Herr," versetzte der Vogt, „ich will ihn tüchtig treffen!"

Der Kessel kam wieder aufs Feuer, und da war auch schon der kleine Mann zur Stelle und bettelte um Suppe.

„Also Suppe willst du Schelm?" schrie der Vogt und gab dem Kleinen mit dem Schöpflöffel einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er wie ein Knäulchen zurück unter den Ofen rollte.
Darauf wurde die Suppe fertig, und der Herr hatte seine Lust daran. „Jetzt wird der Kleine wohl nicht wiederkommen, um sich die Finger zu verbrennen!" sagte er.
Am nächsten Tage lud sich der Koch ein Säckchen mit seinen Sachen auf und schickte sich an, die Küche zu verlassen.
Plötzlich stand der Kleine mit verbundenem Kopf vor ihm und sprach: „Komm, Freund, nimm auch von mir Abschied, ich will dir auch etwas auf den Weg mitgeben!"
Der Koch folgte auch wirklich dem Männchen.
Unter dem Ofen befand sich ein schönes, geräumiges Haus, wo allerlei seltsame Sachen und Geräte umherstanden.
Der Kleine führte den Koch durch das erste Gemach in eine Kammer, blieb vor einem Bretterfach stehen und langte eine Schachtel herunter. „Hier, mein Freund," sprach er zum Koch, „nimm den Lohn für deine Wohltat! Hast du irgend etwas nötig, so klopfe nur mit dem Zeigefinger auf den Deckel der Schachtel und nenne deinen Wunsch!"
Der Koch bedankte sich für das Geschenk und kam wieder in die Küche zurück.
Da stand auch gerade der Vogt in der Küche.
Der Koch zog sein Schächtelchen hervor, klopfte mit dem Zeigefinger auf den Deckel und sprach: „Einen Brotsack für den Wandersmann!"
Augenblicklich war der Brotsack zur Stelle. So schaffte der Koch mit Hilfe des Schächtelchens noch viele andere Dinge herbei, und der Vogt konnte sich nicht genug darüber wundern. Endlich fragte er: „Sag doch, lieber Freund, wo hast du dies prächtige Schächtelchen her?"
Der Koch teilte dem Vogt alles mit und ging dann seines Weges.
„Wenn es so steht," dachte der Vogt, so muß ich von dem kleinen Mann auch solch ein Schächtelchen haben. Den Backenschlag von gestern will ich schon wieder gut machen. Wart nur, der Kessel muß wieder aufs Feuer!"

Da stand nun der Vogt am Kessel, kochte und wartete, aber der Kleine zeigte sich nicht. Endlich rief der Vogt: „Freund, so komm doch zu Gast!"
Sofort war der Kleine da.
„Warum rufst du mich?" fragte er. „Ich habe vom Koch noch Speise in Hülle und Fülle zu Hause!"
„So koste doch nur, es ist dir ja geschenkt!" sagte der Vogt.
Der Kleine kostete von der Speise und sprach: „Schönen Dank! Aber komm jetzt mit mir, ich will dir alles vergelten!"
„Was brauchts da vieler Vergeltung!" sagte der Vogt und folgte dem Kleinen mit Freuden.
Jetzt erhielt auch der Vogt ein Schächtelchen, verließ aber den kleinen Mann ohne ein Wort des Dankes. Dann lief er zu seinem Herrn und bat ihn, acht zu geben, was geschehen würde, wenn er mit dem Finger auf den Deckel klopfe.
Und so begann er zu klopfen.
Da flog aus der Schachtel ein kleines Männchen mit einer Eisenkeule heraus, fiel über den Herrn und den Vogt her und hieb so lange auf sie ein, bis beide halbtot am Boden lagen. Dann verschwand er samt der Schachtel.
Den Kleinen unter dem Ofen hat aber nachher niemand wiedergesehen.

72. Die schnellfüßige Königstochter

Es war einmal eine sehr schöne Königstochter, die aller Orten berühmt war, denn es kamen gar viele Freier zu ihr, von Morgen und Abend, von Mittag und Mitternacht her, so daß oftmals die ganze Woche durch der Hof von den Pferden der Bewerber nicht leer wurde. Aber das Freien ward den Männern nicht so leicht wie unseren Zeitgenossen, die, wenn sie auch manchmal an einem Morgen vor sieben Türen anklopfen müssen*, doch dabei den Hals nicht verlieren. Mit der schmucken Königstochter war das aber anders, und es durfte keinem Freier, der seine Bewerbung anbringen

* Wörtlich: Durch sieben Feuerstellen gehen.

wollte, an Mut fehlen. Die Königstochter hatte nämlich sehr schnelle Füße und wollte nicht eher heiraten, als bis sie einen Freier fände, der eben so schnellfüßig sei, so daß er mit ihr nicht nur um die Wette, sondern ihr auch noch ein Stück vorbeilaufen könne. Nun, das hätte weiter nichts geschadet, wenn mit dem Wettlauf nicht noch eine andere Bedingung verbunden gewesen wäre, nämlich, daß jeder Freier, dessen Schritte die der Jungfrau nicht überholen könnten, sofort um einen Kopf kürzer gemacht worden wäre. Die abgehauenen Köpfe wurden dann jedesmal, gleichsam ihnen selbst zum Spott und andern zum Schrekken, auf lange Stangen vor des Königs Behausung aufgespießt. Man erlebte nun freilich, daß die zur Abschreckung aufgesteckten Köpfe die gute Wirkung hatten, das unaufhörliche Zuströmen von Freiern zu verringern, daß sie auch manchen Ankömmling vor der Pforte noch zur Umkehr bewogen, ehe er das Glücksspiel versuchte. Gleichwohl stellte sich immer noch von Zeit zu Zeit ein und der andere Tor ein, der nicht wieder nachhause kam, sondern seinen Kopf den Raben zum Futter ließ.

Jetzt hatten schon solange keine Hufe von Freier tragenden Rossen den Weg zum Königssitze gestampft, daß die Leute schon anfingen zu hoffen, die unsinnigen Fahrten würden gar nicht mehr vorkommen, als mit einem Male ein von Sehnsucht getriebener Königssohn aus weiter Ferne her sich abermals auf den Weg machte. Dieser Freier war aber ein gar schlauer Mann und hatte deshalb schon daheim ein paar Jahre oder noch länger seine Beine täglich im Laufen geübt. Jetzt verstand er seine Sache aus dem Grunde, denn in dem ganzen Königreiche, welches sein Vater beherrschte, war unter Männern und Weibern niemand, den der Königssohn nicht im Lauf überholt hätte. Wenn er trotzdem mit Kutsche und Pferden auf die Freite fuhr, so wollte er einmal dadurch den Leuten seinen Reichtum zeigen, und dann auch seinen Beinen Ruhe gönnen, damit sie nicht noch vor dem Wettlauf ermüdeten. Einen halben Scheffel Gold nahm der Jüngling für die Wegekost mit; dasselbe wurde, als wäre es ein Hafersack, hinten auf der Kutsche festgebunden. Der Königssohn war auf seiner Freierfahrt noch nicht weit gekommen, da sieht er

von weitem ein Menschenbild im Fluge herangekommen, wie von Vogelfittichen getragen, und nach wenigen Augenblicken saust auch der Schnellfuß wie der Wind an der Kutsche vorbei. „Halt still, halt still!" schreit der Königssohn aus Leibeskräften, damit das Ohr des Windfüßigen es vernehme. Alsbald hält der Mann seinen Lauf an und bleibt stehen, um zu hören, weshalb er gerufen wird. Da erst wird der Königssohn gewahr, daß dem Läufer an beiden Füßen ein Mühlstein hängt. Dieser seltsame Umstand läßt die Laufkraft des Mannes in des Königssohns Augen noch gewaltiger erscheinen, darum fragt er: „Weshalb hast du die Mühlsteine an den Füßen?" „Meine Füße würden sonst im schnellen Laufe nicht am Boden haften," erwidert der Mann — „und ich könnte unversehens wer weiß wohin geraten, wenn die Füße keine schwerere Last zu tragen hätten als bloß den Körper."
Der Königssohn denkt alsbald, einen solchen Mann könnte ich in Dienst nehmen, wer weiß, wie die Sache geht, vielleicht kann ich einen Stellvertreter zum Wettlauf stellen, falls ich selber nicht gewiß wäre durchzukommen. „Hast du nicht Lust, in meinen Dienst zu treten?" fragte er den Mann. „Warum nicht, wenn wir handelseinig werden. Was versprecht ihr mir denn als Lohn?" Der Königssohn erwidert: „Alle Tage frisches Essen und Trinken, soviel dein Herz begehrt, schöne vollständige Sommer- und Winterkleidung und ein Stof* Gold als Jahreslohn."
Der Mann war damit zufrieden und der Königssohn hieß ihn sich hinter der Kutsche auf den Geldsack zu setzen. „Wozu?" fragte der Mann. „Glaubt ihr, daß eure Pferde schnellere und stärkere Beine haben als ich? Seid unbesorgt, ich werde ihnen immer voraus sein." So zogen sie denn weiter.
Nach einer Weile sieht der Königssohn einen Mann am Wege sitzen, der eine Flinte an die Wange gelegt hat, als ob er auf irgend einen Vogel ziele. Aber wie scharf auch der Königssohn und sein Diener nach allen Seiten hin spähten, sahen sie doch weder auf der Erde noch in der Luft irgend etwas, worauf der Schütze hätte zielen können. „Was tust du da," fragte der Königssohn. Der Schütze wies mit der Hand, als wollte er zu verstehen

* Ein Stof ist etwa gleich einem Liter.

geben, sprecht kein Wort, ihr verscheucht mir den Vogel. „Was machst du da?" fragte der Königssohn zum zweiten, und als keine Antwort erfolgte, zum dritten Male. „Seid still," sagte der Schütze mit leiser Stimme, „bis ich euch Antwort gebe, ich muß erst den Vogel herunterschießen." Nach einem Weilchen ließ sich ein Knall hören, worauf der Schütze sogleich aufstand und also sprach: „Ich habe den Vogel, jetzt kann ich euch Antwort geben. Schon eine Weile kreiste eine Mücke um den Turm der Stadt Babylon und wollte sich auf den Turmknopf niederlassen; ich konnte das aber nicht dulden, denn die Mücke ist hundert Pfund schwer, sie hätte die feine Knopfspitze beschädigen können, deshalb schoß ich den Feind nieder." Der Königssohn fragte verwundert: „Wie kannst du denn so weit sehen?" — „Was für eine winzige Weite ist das," lachte der Mann, „mein Auge reicht viel weiter." „Wartet ein wenig," rief der schnellfüßige Läufer dazwischen, „ich will hin und sehen, ob der Mann aufgeschnitten oder die Wahrheit gesagt hat." Mit diesen Worten war er auf und davon wie der Wind, und nach einigen Augenblicken hatte ihn der Königssohn aus dem Gesicht verloren.

Einen solchen Schützen könnte ich wohl auch einmal irgendwo brauchen, denkt der Königssohn und geht sogleich daran, den Vertrag abzuschließen. „Willst du zu mir als Diener kommen?" fragte er den scharfsichtigen Schützen. „Warum nicht," erwidert der Mann, „wenn wir handelseinig werden können. Was versprecht ihr mir als Löhnung?" Der Königssohn sagt: „Täglich frisches Essen und Trinken, soviel das Herz begehrt, vollständige schöne Kleidung für Sommer- und Winterbedarf und ein Stof Gold als Jahreslohn." Der Schütze war damit einverstanden, und eben langte auch der Schnellfuß wieder von Babylon an, auf dem Rücken die heruntergeschossene große Mücke, die ihm gar nicht lästig war. Der scharfsichtige Schütze setzte sich hinter der Kutsche auf den Goldsack, und man fuhr wieder weiter.

Sie waren noch nicht viel weiter gefahren, da sah der Königssohn, der, wie kluge Leute pflegen, Augen und Ohren überall hatte, am Wege einen Mann, der auf der Erde lag und das Ohr an den Boden hielt, als wollte er lauschen; des Mannes Ohr

war röhrenförmig gestaltet und drei Klaftern lang. „Was machst du da?“ fragte der Königssohn. Der Horchende erwiderte: „In der Stadt Rom sind gerade jetzt fünf Könige versammelt, die heimlich über einen Krieg ratschlagen; ich wollte nun eben hören, ob der Krieg auch uns berühren wird.“ Der Königssohn fragte verwundert: „Wie kannst du in so weiter Ferne hören?“ Der Mann erwiderte: „Das ist nun gerade nicht weit, mein Ohr reicht noch weiter, es kann wohl kaum irgendwo auf der Welt etwas gesprochen werden, was nicht an mein Ohr dringen würde, wenn ich anders Lust hätte, von allem leeren Weibergeschwätz Kenntnis zu nehmen.“ Der Königssohn dachte gleich bei sich, wer weiß ob eines solchen Mannes Beistand nicht manchmal nötig werden kann, und fragte den Ohrenmann: „Hättest du nicht Lust in meinen Dienst zu treten?“ „Warum nicht,“ — erwiderte der Ohrenmann — „wenn wir handelseinig werden. Was versprecht ihr mir denn zum Jahreslohn?“ Der Königssohn gab zur Antwort: „Täglich frisches Essen und Trinken, soviel dein Herz begehrt, vollständige schöne Kleidung und ein Stof Gold jährlichen Lohn.“ Der Ohrenmann war damit sehr zufrieden, worauf der Handel geschlossen wurde. Der Mann drehte seine lange Ohrröhre zusammen, damit sie den Boden nicht berührte, setzte sich neben dem Scharfsichtigen auf den Goldsack hinter der Kutsche, und so fuhren sie weiter.

Sie waren wieder eine Strecke Wegs gefahren, als sie auf einen großen Wald stießen. Schon eine Weile vorher, ehe der Wald sich vor ihnen auftat, hatte der Königssohn bemerkt, wie seltsam einzelne Wipfel von Zeit zu Zeit klafterhoch über die andern Bäume des Waldes sich empor hoben und dann plötzlich wieder ganz verschwanden. Er fragte seinen Diener, was die Sache zu bedeuten habe, aber keiner konnte ihm darüber Aufschluß geben. Stand jemand am Baume und hieb ihn mit der Axt um, so konnte der Baum wohl, sobald er zu Boden fiel, dem Gesichte entschwinden, aber wie ein Baum erst den Wipfel ein paar Klafter hoch gen Himmel streckt, bevor er niederfällt, das konnte menschlicher Verstand nicht erklären. Allgemach betraten nun unsere Wanderer den Wald und hier sollten sie denn glücklicher-

weise durch eigene Anschauung erfahren, wie es mit dem wunderbaren Emporsteigen der Bäume zuging. Sie waren noch gar nicht lange im Waldesdickicht gefahren, als sie den Baumlupfer gerade bei der Arbeit erblickten. Ein Mann nämlich wählte sich einen passenden Baum aus, trat dann darauf zu, packte mit beiden Fäusten den Stamm und zog ihn samt den Wurzeln aus dem Boden, als wäre es ein Kohlkopf oder eine Steckrübe gewesen. Als er sah, daß die Kutsche hielt, unterbrach er die Arbeit und trat einige Schritte näher, weil er meinte, der in der prächtigen Kutsche fahrende Herr könnte wohl des Waldes Eigentümer sein, der ihm zu wehren komme. Deswegen sagte er demütig: „Geehrter Herr! nehmt es nicht für ungut, wenn ich ohne Erlaubnis etwas mageres Kleinholz aus eurem Walde genommen habe, das größere habe ich nicht angerührt; die Mutter wollte Brei kochen und schickte mich deshalb in den Wald, daß ich eine Tracht Holz nachhause brächte, um Feuer unter den Grapen zu machen. Ich wollte eben noch einige Stücke zulegen, und mich dann auf den Weg machen, als ihr herbeikamt." Der Königssohn wunderte sich sehr über des Mannes Stärke, doch dachte er, ich will mich Spaßes halber als den Herrn des Waldes geberden, bis ich seine Kraft noch besser erprobe, deshalb sagte er zum Baumlupfer: „Ich wehre dir nicht, nimm meinetwegen noch einen viel stämmigeren Baum dazu." Mit vergnügtem Gesicht schritt der Mann zurück, packte sofort einen Baum den er mit den Händen nicht umspannen konnte, und riß ihn krach! aus dem Boden heraus. „Hast du nicht Lust, in meinen Dienst zu treten?" fragte der Königssohn. „Warum nicht, wenn wir handelseinig werden," erwiderte der Mann. „Was für einen Jahreslohn versprecht ihr mir denn?" Der Königssohn erwiderte: „Jeden Tag frisches Essen und Trinken, soviel das Herz begehrt, vollständige Kleidung und jährlich einen Stof Gold." Der Mann kratzte sich hinter den Ohren, als wäre er in betreff des Lohnes noch unentschlossen, sagte dann aber: „Gönnet mir nur erst noch so viel Zeit, daß ich die Tracht Holz der Mutter bringe und ihr zugleich sage, wohin ich gehe, sie könnte sonst bis zum Sterben warten, dann eile ich sogleich zurück." Nachdem er die Erlaubnis erhalten, nahm

er das ausgerissene Holz auf, ging raschen Schrittes von dannen und kam auch ohne viel Zeitverlust zurück. Der Königssohn war vergnügt, daß er wieder einen Knecht gewonnen hatte, dessen Hilfe ihm in unerwarteter Gefahr zustatten kommen konnte. Man hatte den Wald schon längst im Rücken und war ein gutes Stück im offenen Felde weiter gefahren; in weiter Ferne erblickte man eine Stadt und eine Strecke diesseits der Stadt sieben Windmühlen, welche sämtlich auf einer Seite des Weges in einer Reihe nebeneinander standen. Der Königssohn, welcher scharf auf alles achtete, was vorging, bemerkte sogleich, daß die Flügel sämtlicher Windmühlen sich drehten, obwohl die Luft ringsum so ruhig war, daß kein Blättchen und Federchen sich rührte. Weiter fahrend spürte er dann plötzlich einen heftigen Wind, wie aus einer Röhre oder wie er aus einem Mauerloch zuweilen ins Gemach dringt; nachdem er sich aber einige Schritte von der Stelle entfernt hatte, hörte der Wind ebenso plötzlich wieder auf. Der Königssohn ließ die Blicke überall umherschweifen, gewahrte aber lange nichts Absonderliches, woraus er auf den Windererzeuger hätte schließen können. Als sie nur noch einige Feld Weges vom Stadttor entfernt waren, sieht der Königssohn plötzlich einen Mann von mittlerem Wuchse, der, die Füße gegen einen großen Stein gestemmt und den Leib etwas rückwärts gebogen, eine ganz eigentümliche Arbeit zu verrichten schien. Der Königssohn ließ halten und fragte den fremden Mann: „Was machst du da, Brüderchen?“ Der Mann erwiderte: „Was soll ich armer Schlucker machen? Da ich nirgends einen besseren Dienst fand, der mich hätte ernähren können, mußte ich notgedrungen das Amt übernehmen, bei stillem Wetter, wenn kein Wind geht, die Stadtmühlen durch Blasen in Gang zu bringen. Aber kann ich mir mit diesem dummen Geschäft wohl Geld verdienen? Kaum soviel, daß ich nicht Hungers sterbe.“ „Ist es dir denn ein so leichtes Geschäft, die Mühlen durch blasen in Gang zu bringen?“ fragte der Königssohn. „Nun,“ erwiderte der Mann, „das könnt ihr mit eigenen Augen sehen. Mein Mund bleibt immer geschlossen und mit den Fingern drücke ich ein Nasenloch zu, damit nicht zuviel Wind entsteht, weil sonst die Windmühlenflügel samt der

Mühle in die Luft fliegen würden." „Hast du nicht Lust in meinen Dienst zu treten?" fragte der Königssohn. „Warum nicht," erwiderte der Mühlenbläser, „wenn wir handelseinig werden und ihr mir soviel gebt, daß ich nicht länger Hunger zu leiden brauche. Was für einen Lohn versprecht ihr mir, wenn ich zu euch in den Dienst treten soll?" Der Königssohn erwiderte: „Was ich den andern Knechten gebe, das sollst du auch bekommen. Alle Tage frisches Essen und Trinken, soviel dein Herz begehrt, schöne vollständige Kleidung und obendrein noch ein Stof Gold als Jahreslohn." Der Windbläser sagte mit fröhlicher Miene: „Damit kann sich ein Mann schon begnügen, bis er einmal zufällig etwas Besseres findet. Es sei so, schlagen wir ein! Den Mann am Wort, den Stier am Horn, sagt ein alter Spruch." Der Königssohn nahm den neuen Knecht mit und zog dann mit seinen vier Dienern der Königsstadt zu, um Glück oder Unglück zu erproben: mochte er nun des schönen Mädchens Gemahl werden oder seinen Kopf auf die Stange liefern.

Als er in die Königsstadt kam, ließ er für sich und seine Diener in dem besten Gasthof Wohnung nehmen und befahl dem Wirte noch ausdrücklich, den Dienern reichliches Essen und Trinken zu geben, jeglichem, was er selber wünsche. Eine Hand voll Gold auf den Tisch werfend, sagte der Königssohn: „Nimm das Wenige als Handgeld, wenn wir wieder scheiden, so werde ich schon noch zulegen, was fehlt." Dann befahl er, Schneider und Schuster aus der ganzen Stadt zusammenzurufen, die seinen Dienern stattliche Gewänder fertigen sollten, denn obwohl jeglicher in dem, was seines Amtes war, vortrefflich Bescheid wußte, so war doch keinem deshalb ein besseres Gefieder gewachsen, so daß man an ihnen recht bestätigt finden konnte, was ein altes Wort sagt: „Neun Gewerbe, das zehnte Hunger," oder: „Einem schönen Singvogel ist nicht immer ein hübscher Rock gewachsen!"

Der schnellfüßigen Jungfrau Vater, der alte König, hatte indes schon durch Gerücht von der Pracht und dem Reichtum des neuen Freiers gehört, noch ehe der Jüngling selbst vor ihm erschien, was erst am dritten Tage geschah. Die schönen Kleider und Schuhe für die Diener waren nicht früher fertig geworden. Als

der alte König den stattlichen, blühenden Jüngling erblickt hatte, sagte er mit väterlicher Huld: „Lasset, werter Freund, diesen Wettlauf lieber unversucht; wären eure Füße auch noch so geschwind, so könntet ihr doch nichts gegen meine Tochter ausrichten, da sie Füße hat wie Flügel. Mich dauert euer junges Leben, das ihr unnütz hingeben wollt." Der Freier erwiderte: „Geehrter König! ich hörte von den Leuten, daß, wenn jemand nicht selbst mit eurer Tochter um die Wette laufen wolle, es ihm gestattet sei, seinen Diener oder Lohnknecht zu schicken." — „Das ist allerdings wahr," erwiderte der König, „aber aus solch einem Gehilfen erwächst auch nicht der geringste Nutzen. Bleibt der Gehilfe zurück, so wird nicht sein Kopf genommen, sondern der eurige muß dafür haften und wird vom Rumpfe getrennt um auf die Stange gesteckt zu werden." Der Königssohn sann eine Weile nach und sagte dann mit Entschlossenheit: „Sei es denn so. Einer meiner Diener soll das Glück versuchen und mein Haupt soll, wenn er Unglück hat, büßen. Ich bin einmal in dieser Angelegenheit von Hause gekommen, und ehe ich, ohne die Sache verrichtet zu haben, zurückgehe und mich zum Gespötte der Leute mache, verliere ich lieber meinen Kopf. Besser, daß die Leute den toten Kopf auf der Stange als den lebenden Mann verspotten." Wiewohl der alte König noch gar viel redete und den Freier mit aller Macht von seinem Vorhaben abzubringen suchte, so half es doch nichts, sondern er mußte endlich nachgeben. Der Wettlauf sollte am nächsten Tage vor sich gehen. Als der Königssohn fortgegangen war, sprach der Vater zu seiner Tochter Worte, die der langohrige Mann im Gasthof erhorchte und dem Königssohn wiedersagte: „Liebes Kind, du hast bis zum heutigen Tage viel junge Männer ins Verderben gestürzt, was mir schon oftmals das Herz betrübte. Aber keiner von den hingeopferten Freiern war so sehr nach meinem Sinne, wie der junge Königssohn, der morgen die Kraft seiner Beine im Wettlaufe mit dir erproben will, er ist ein blühender Mann und von kluger Rede. Aus Liebe zu mir hemme morgen die Schnelligkeit deiner Füße, damit der Freier oder sein Diener dich besiege und ich endlich einen Schwiegersohn bekomme, der nach meinem Tode das Reich erbe, da ich

keinen Sohn habe." — „Was?" erwiderte die Königstochter, während ihr Antlitz vor Stolz und Zorn sich rötete, „soll ich um eines Burschens willen die Stärke meiner Füße verleugnen, um dadurch unter die Haube zu kommen? Nein, durchaus nicht, lieber bleibe ich zeitlebens eine alte Jungfer. Wer hat ihn hergetrieben? Ich habe ihn nicht gerufen, so wenig als diejenigen, welche vor ihm hierher gekommen sind. In unserem Walde wächst noch Holz genug, um seinen törichten Kopf und alle, die von seines Gleichen, zu tragen, wenn man sie an die Luft stellt damit sie ihre tolle Hitze abkühlen. Gefällt euch der Freier, so schickt ihn lieber wieder heim, ehe er den Lauf versucht, aber von mir hoffet auf keine Barmherzigkeit für ihn. Wer nicht hören will, muß fühlen." Der König sah, daß seine Tochter in diesem Stücke unerschütterlich sei und gab allen weiteren Widerspruch auf.

Darnach, als der Ohrenmann dem Königssohne dies Gespräch erzählt hatte, trat der schnellfüßige Diener ins Zimmer und sagte: „Ich schäme mich, so vor den Leuten mit meinen Mühlsteinen herumzulaufen, kaufet lieber sechs Ochsenfelle, lasset daraus einen Ranzen machen, dann kauft noch zur Beschwerung für den Ranzen so viel Eisen als meine Fußsteine wiegen, so ist alles in Ordnung; die Leute werden mich für einen reisenden Handwerksburschen halten." Der Königssohn erfüllte ohne Widerrede des Mannes Verlangen, ließ Felle und Eisen kaufen, soviel für nötig erachtet wurde, und den andern Morgen war der Ranzen beizeiten fertig. Der Mann nahm den Ranzen auf den Rükken und setzte sich in Gang, obwohl die ungewohnte Last auf dem Rücken den Füßen anfangs etwas fremd vorkam; sie wollten sich an diese weiter abliegende Fessel nicht recht kehren, bis sie sich allmählich auch dieser Hemmung fügen lernten. Auf dem für den Wettlauf bestimmten Platze hatte sich eine unzählige Menge Volks versammelt; die Einen lachten über den Ranzenmann, die Andern sagten: „Ein Vernünftiger ist darauf bedacht, wenn er laufen will, die überflüssigen Kleider abzulegen, diesem Manne aber ist es nicht eingefallen auch nur den Ranzen von sich zu tun." Der Ohrenmann meldete diese Reden sofort

dem Königssohn; aber der Läufer achtete ihrer nicht. Zur Rennbahn war eine Gasse von der Länge einer Meile abgesteckt und zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, die den Laufenden Schutz gegen die brennende Sonnenhitze gaben. Am Ende der Gasse sprudelte eine kleine Quelle ihr Wasser aus dem Boden hervor. Es war festgesetzt, daß die Wettlaufenden mit einer leeren Flasche an die Quelle laufen und dort die Flasche mit Wasser füllen sollten, und wer dann beim Zurücklaufen, sei es um einen oder zwei Schritte vor dem andern wieder eintreffe, der solle der Sieger sein. Als nun die Königstochter und des Freiers schnellfüßiger Diener auf das gegebene Zeichen gleichzeitig ausliefen, dauerte es nicht gar lange, so war der Ranzenmann wie der Wind an der Jungfrau vorüber, lief zur Quelle, füllte die Flasche und trat den Rücklauf an. Auf dem halben Wege kam ihm die Königstochter, die noch erst zur Quelle lief, entgegen. „Halt ein wenig an, Brüderchen!" bat die Königstochter, „ich habe mir den Fuß etwas verstaucht. Gib mir aus deiner Flasche ein paar Tropfen Wasser auf den Fuß und verschnaufe, dann gehen wir wieder vorwärts." „Meinethalben," sagte der Mann, „ich habe ja keine Eile; ich bleibe, wenn ihr wollt, hier sitzen, bis ihr von der Quelle zurückkommt, dann laufen wir miteinander weiter." Als er aber niedersaß um auszuruhen, und keinen Betrug fürchtete, hielt ihm die Königstochter, als ob sie ihm schmeicheln wollte, ein Schlafkraut unter die Nase, so daß er sofort in Schlaf fiel. Dann nahm ihm die Jungfrau die gefüllte Flasche aus der Hand und trat hinkend den Rücklauf an. Der Augenmann sah den Vorfall, nahm seine Flinte und schoß von einem Baume einen Zweig so geschickt herunter, daß derselbe dem Schnellfuß auf die Nase fiel und ihn aus dem Schlafe weckte. Zu seinem Schrecken findet der Mann eine leere Flasche und sieht, daß die Maid schon eine Strecke auf dem Rückwege voraus ist. Jetzt strengte er seine Füße an, daß die Fersen Funken sprühten, flog zum zweiten Male zur Quelle, füllte die Flasche und sauste dann wie der Wind zurück. Richtig überholte er die Königstochter schon, als immer noch eine gute Wegstrecke bis zum Ziel übrig war und langte einige Augenblicke vor ihr an. So war der Sieg dem Freier geblieben, der

diesmal seinen Kopf nicht auf die Stange verkauft hatte; die Königstochter aber ging in zornigem Mute nach Hause, denn solch einen Possen hatte sie noch in ihrem Leben nicht erfahren, daß irgend ein menschliches Wesen raschere Füße gehabt hätte als sie selber.

Der Königssohn begab sich mit seinen Dienern in den Gasthof, ließ ein prächtiges Mahl anrichten und machte dem Läufer ein reiches Geschenk, desgleichen auch dem Schützen, der den Läufer zu rechter Zeit aufgeweckt hatte. Gleichwohl vermochte der Lärm des Gelages nicht das Gehör des Ohrenmannes zu verwirren, daß er nicht vernommen hätte, was derweil im Königshause zwischen Vater und Tochter gesprochen wurde. „Jetzt, liebes Kind!" sagte der König, „mußt du dich vermählen, da hilft nichts mehr, denn deiner Füße Schnelligkeit ist durch einen Schnelleren überwunden." Die Tochter beteuerte jedoch mit den eindringlichsten Worten, wenn der Vater sie mit Gewalt verheiraten wolle, so würde sie wohl vorher ihr Leben lassen, als die Frau des Mannes werden, der durch seinen Diener zufällig über sie gesiegt habe. Der König versuchte es bald mit Drohungen, bald mit Schmeichelworten, aber alles war vergebens. „Meinethalben," rief die Tochter aus, „mögt ihr ihm das halbe Königreich zur Abfindung anbieten, aber zur Frau wird er mich nicht bekommen, so lange Leben in mir ist." Der Königssohn wurde sehr verdrießlich, als der Ohrenmann diese Reden gemeldet hatte, aber der Baumlupfer sagte: „Betrübt euch darüber doch nicht, Mädchen gibt es auf der Welt mehr, als so eine Königstochter meint, und auch noch schönere und feinere als sie ist. Verlangt aus des Königs Schatzkammer so viel Gold, wie ein Mann in einem Sacke auf seinem Rücken fortbringen kann, als Abfindungspreis, und laßt die Tochter in Ruhe, bis sie mit all ihrer Habe verschimmelt, sodaß niemand mehr kommt sie anzusehen, geschweige denn zu freien." Der Rat war nach des Königsohnes Geschmack, deshalb sagte er am andern Morgen, als er aus des alten Königs Munde vernommen, was ihm der Ohrenmann schon gestern berichtet hatte: „So mag es denn meinetwegen mit der Freite sein Bewenden haben. Ich will mich mit euch vertragen, wenn ihr mir

aus eurer Schatzkammer soviel Gold zum Ersatz für meine weite Reise verspricht, als ein Mann in einem Sacke auf dem Rücken forttragen kann." Der König versprach das ohne Weigern und war noch froh, daß er so wohlfeilen Kaufes davon kam, denn hätte der Jüngling das halbe Königreich zur Abfindung gefordert, er hätte es hingeben müssen, so aber kam er mit einem Sack voll Geld los. Der König dachte in seinem Sinn: ich hielt den jungen Mann für gescheiter als er ist, aber er kennt das Gewicht des Goldes nicht, von dem doch der allerstärkste Mann nicht viel tragen kann. So trennten sich die Männer, beide mit dem abgeschlossenen Handel sehr zufrieden.

Im Gasthofe sagte der Baumlupfer zum Königssohn: „Jetzt schickt Diener in die Stadt und laßt sämtliches Segeltuch, das in den Buden zu finden ist, aufkaufen, dann bringt fünfzig Schneidergesellen zusammen und laßt aus dem Segeltuch einen sechsdoppelten Sack nähen, so lang und breit als der Stoff reichen will. Mit diesem Sacke will ich aus der Schatzkammer das Lösegeld holen, das euch zum Ersatz für die Jungfrau dienen soll. Der Königssohn tat also und versprach den Bockreitern reichen Lohn, wenn sie die Nacht durch den Sack bis zum Morgen fertig nähen würden. Wenn nun, wie man sagt, schon der Meisterin Bratenschüssel auf dem Ofenherd die Nadel des Schneiders beflügelt, so kann man leicht denken, um wieviel mehr der vom Königssohn verheißene Lohn dies tat. Die Schneider stichelten die ganze Nacht am Segeltuch und jeder war nur darauf bedacht, seine Augen vor dem Nebenmann zu hüten, damit ihm dessen Nadel in ihrem Schwung nicht ins Auge fahre. Etwas vor Mittmorgen (9 Uhr) hatten die Männer den Sack fertig, und fast alle Nähte waren doppelt genäht. Die Schneider erhielten den Arbeitslohn und noch soviel Trinkgeld obendrein, daß sie dafür, obwohl die Arbeit nur eine Nacht gedauert hatte, drei Tage lang in der Herberge Gelage halten konnten. Der Baumlupfer nahm dann seinen Sack auf den Rücken und ging damit nach des Königs Schatzkammer zum Schatzmeister, um die Füllung des leeren Sackes zu verlangen. Als der Schatzmeister den grundlos tiefen Sack erblickte, sagte er spottend: „Du hast wohl den rechten

Weg verfehlt, Brüderchen, du wolltest sicher in irgend eine Kaffscheune, für das Geld hätte es eines solchen Sackes wahrhaftig nicht bedurft." Der Sackmann erwiderte: „Nun, der Sack wird über den freibleibenden Rand nicht trauern, auch kann ich nicht mehr hineintun, als ich imstande bin fortzutragen." Als die Türen zur Schatzkammer aufgeschlossen waren und die Goldtonnen alle zum Vorschein kamen, sagte der Schatzmeister: „Was meinst du, getraust du dir wohl, daraus den Sack zu füllen und dann vom Platze zu bringen?" Der Sackmann erwiderte: „Du wirst ja sehen; wer kann eine Sache als sicher rühmen, ehe er sie versucht hat? Mein Herr hatte, als er herkam, die feste Hoffnung, mit einer jungen Frau zurückzufahren, bekommt aber nun keinen besseren Lohn als ein Säckchen voll Geld. Nun, Geld ist oft besser als ein böses Weib." Der Schatzmeister sagte höhnisch: „Schade, daß du keine Schaufel mitgebracht hast, das würde die Arbeit abkürzen, denn mit der Hand den Sack zu füllen ist doch langweilig, zumal wenn der Sack so groß ist." Der Baumlupfer entgegnete: „Mein seliger Vater sagte oft im Scherz: Wenn ein Mann weder Kanne noch Schöpfkelle hat, so muß er entweder von dem Rande des Kübels oder aus dem Spundloch schlürfen." Mit diesen Worten hob er die erste Goldtonne auf wie ein Körbchen voll Daunen, bat, die Öffnung des Sackes auseinander zu halten und schüttete dann das Geld hinein, daß es klirrte. Jetzt wurde dem Schatzmeister schon bange, als es aber der zweiten und dritten Tonne nicht besser erging, da wurde das Männlein bleich wie eine getünchte Wand. Nach einer Weile waren alle Goldtonnen geleert, der Sack war aber noch nicht einmal zur Hälfte voll. Der Träger fragte: „Hat euer König denn keinen größern Schatz?" — „Gold in Barren findet sich noch hinten in Kasten, es ist aber eben noch nicht geprägt." — „Nur her damit!" sagte der Baumlupfer und leerte die Kasten ebenso rein aus wie vorher die Tonnen. Als dann alle Ecken und Winkel leer waren, nahm er den Sack auf den Rücken und schritt zurück nach dem Gasthof.

Das Zuschließen machte dem Schatzmeister diesmal keine Sorge, darum lief er, wie von einer Bremse gestochen, dem Könige das

Unglück zu melden. Der alte König erschrak nicht minder, als er den Vorfall hört, ließ die Tochter holen und rief: „Sieh nun, was für ein Unglück deine halsstarrige Widersetzlichkeit angerichtet hat. Aller Goldvorrat ist dahin, der Freier hat mich kapp und kahl gemacht wie eine Kirchenmaus. Was für ein König bin ich jetzt? Ein Herrscher ohne Geld hat weder Hand noch Fuß, seinen Feinden die Spitze zu bieten. Wenn die Soldaten hören, daß ich nichts mehr habe, um ihnen ihre Löhnung zu zahlen, so laufen sie auseinander." Da sagte die Tochter: „So kann die Sache nicht bleiben; wir müssen mit List oder Gewalt ihnen den Schatz wieder zu entreißen suchen." Aber noch ehe sie Zeit hatten, irgendeine List zu versuchen, kam schon Botschaft, daß der Königssohn die Stadt verlassen habe. „Jetzt müssen wir Gewalt brauchen," sagte die Tochter. „Laßt augenblicklich das ganze Heer zusammenrufen und dem Freier nachjagen, der ja doch mit seiner schweren Last nicht schnell vorwärts kommen kann." Der Befehl wurde sofort vollzogen. Am andern Tage war das Heer beisammen; man brach auf, um nachzusetzen, voran die Reiterei, darauf das Fußvolk und zuletzt der König mit seiner Tochter in einer Kutsche. Ein Drittel des Goldes aus dem Schatz, der dem feindlichen Freier wieder abgenommen werden sollte, wurde den Kriegsleuten zum Geschenke versprochen, damit sie ihn desto hitziger verfolgen möchten.

Der Königssohn war mit seinem Schatze schon eine gute Strecke vorwärts gekommen, denn der sechsfache Geldsack hemmte des Trägers Schritte nirgends. Der Schatzträger war soeben über einen hohen Berg gekommen und hatte sich am Fuße desselben unter einem Busche niedergelassen, um auszuruhen, als der Mann mit den langen Ohren ihnen alles erzählte, was hinter ihnen in der Königsstadt angezettelt und vorgenommen wurde. Der Augenmann hatte vom Kamm des Berges aus das nachsetzende Heer deutlich erblickt — darum schlug dem Königssohne das Herz doch etwas bänglich. Aber der Windbläser sagte: „Wir müssen uns etwas weiter vom Berge entfernen, damit, wenn die Truppen herankommen, der Windstoß meines Mundes sie um so sicherer treffen kann." So gingen die Männer witer, bis sie

einen passenden Ort gefunden hatten. Als nun der Augenmann meldete, daß die voranziehende Reiterschaar den Kamm des Berges schon erreicht habe, begann der Windmann zu blasen. Und hast du nicht gesehen! als hätte ein Wirbelwind leichten Staub und Schutt vom Berge in die Höhe gefegt, so flogen Mann und Roß bis in die Wolken und fielen dann nieder, so daß kein Glied bei dem andern blieb. Ganz ebenso flog dann auch das Fußvolk in die Luft, sodaß zuletzt nichts weiter übrig blieb, als die Kutsche, in welcher der alte König mit seiner schnellfüßigen Tochter saß. „Soll ich sie auch auffliegen lassen?" fragte der Windmann. Aber der Königssohn verbot es ihm und sagte: „Versuchen wir es noch einmal in Güte." Darauf fuhr er in seiner Kutsche auf den Berg zurück dem König entgegen, grüßte höflich und sagte: „Jetzt seid Ihr auf einmal zum armen Manne geworden, ihr habt weder Schatz noch Heer, was für ein König könnt ihr sein? Versprecht mir Eure Tochter zur Frau, so hat alle Trübsal ein Ende." Weder der alte König noch die halsstarrige, schnellfüßige Tochter konnten sich jetzt länger widersetzen, sondern gaben ihre Zustimmung. Darauf sagte der Königssohn zu seinem Schwiegervater: „Seid ohne Sorge, den Schatz lasse ich sofort zurücktragen, und unter einer weisen Regierung wird die Bevölkerung rasch zunehmen, so daß die Plätze derer, welche heute in die Luft flogen, wieder ausgefüllt werden. Bis dahin aber werden meine starken Diener das Reich beschützen, von denen der eine mit seinem Auge die kleinste Mücke in der Wolke gewahr wird, der andere mit seinem Ohr das Niesen einer Maus hundert Klafter tief in der Erde hört, der dritte mit seiner Stärke alles Gold und Silber einer Schatzkammer auf dem Rücken davonträgt und der vierte mit seinem Munde jedes Heer in die Luft blasen kann." Da zogen sie alle in die Königsstadt zurück, wo ein prachtvolles Hochzeitsfest begangen wurde, das vier Wochen dauerte; der Schwiegersohn aber blieb im Hause des alten Königs und wurde nach dessen Tode Beherrscher des Reichs.

73. Warum das Elentier weiße Streifen unter dem Bauche hat

Es war einmal ein Mann, der konnte es nicht vertragen, zu arbeiten. Er spazierte nur zwecklos im Walde umher und schlief. Endlich mußte er Hunger leiden; er hatte nichts mehr zu beißen und zu brechen.

In dieser Lage kam zu ihm ein alter Mann und gab ihm den Rat: „Stell eine Falle auf und bet zu Gott, dann wirst du schon ein Tier fangen!"

Der Mann dachte: „Sieh mal an, wieviel Mühe das ist!" Da aber sein Hunger immer größer wurde, konnte er sich nicht anders helfen. Er tat, wie er belehrt war: stellte die Falle auf und legte sich schlafen.

Als er aufwachte, sah er: ein Elentier steckte in der Falle. Der Mann fiel sogleich über das Tier her und begann, ihm das Fell abzuziehn.

Er hatte das Fell schon aufgeschnitten, als der grauköpfige Mann wieder zu ihm kam und sprach: „Nun, hab ich dir nicht gesagt: wenn du eine Falle aufstellst, so wird dir Gott einen Fang geben?"

Der Mann entgegnete: „Wieso hat Gott ihn mir gegeben? Ich selber habe die Falle gemacht und aufgestellt!"

Diese Antwort ärgerte den grauköpfigen Mann. Er klopfte mit seinem Stock auf das Elentier: da sprang es auf und lief in den Wald.

Der Mann eilte mit ausgebreiteten Armen hinterdrein und schrie dabei: „Gott hat dich gegeben! Gott hat dich gegeben!" Das Elentier achtete aber nicht darauf, sondern lief seines Wegs und verschwand im Walde.

Der Mann dachte: „Jetzt muß ich aber dem alten Graukopf dafür tüchtig das Fell gerben!" Er blickte um sich: da war kein alter Graukopf mehr zu sehn. Nun erst begriff der Mann, daß es der liebe Gott selber gewesen war, der ihn gelehrt hatte, die Falle aufzustellen, und der jetzt das Elentier in den Wald fortgeklopft hatte.

Weil des Elentiers Fell am Bauch aufgeschnitten war, so wuchsen an dieser Stelle nachher weiße Haare. Deswegen hat das Elentier unter dem Bauch weiße Streifen.

74. Der Fuchs, der Wolf und der Bär

Die Festtage kamen heran. Der Fuchs, der Wolf und der Bär hielten Rat: sie wollten Butter stehlen gehn. Sie gingen zum Keller, scharrten ein Loch aus und trugen zwei Bütten voll Butter davon. Die eine schleckten sie gleich aus, die andere sparten sie sich für die Festtage auf. Dann gingen sie in ihre Waldhöhle zurück.

Am ersten Tage sprach der Fuchs: „Man hat mich heute zu einem Taufschmaus geladen!"

Er ging in den Wald zur Butterhütte, fraß das Obere auf und kehrte zurück.

Die andern fragten gleich, wie das Kind getauft worden sei.

Der Fuchs antwortete: „Es wurde getauft: ‚Oberes'!"

Das bedeutete, daß er das Obere aus der Butterbütte aufgefressen hatte.

Am zweiten Tage wollte der Fuchs abermals zu einem Taufschmaus. Er ging jedoch zum Butterfaß und fraß die Butter bis zur Hälfte auf. Zu Hause fragten ihn die anderen: „Wie wurde heute das Kind getauft?"

Der Fuchs antwortete: „Biszurhälfte!"

Das bedeutete, daß er Fuchs die Butterbütte bis zur Hälfte geleert hatte.

Am dritten Tage sprach der Fuchs: „Man hat mich heute wieder zu einem Taufschmaus geladen!"

Er ging zur Bütte und fraß die Bütte leer.

Als er zurückkam, fragten ihn die anderen: „Welcher Name wurde denn heute dem Kinde gegeben?"

Der Fuchs antwortete: „Leer!"

Bald brachen die Festtage an. Man ging zur Butterbütte. Die Bütte aber war leer. Der Fuchs hatte gleich einen Vorschlag:

„Legen wir uns in die Sonne schlafen. Aus wessen Schnauze Fett tropft, der hat alles aufgefressen!"
Die anderen warens zufrieden, und sie legten sich alle an jener Stelle schlafen.
Als Bär und Fuchs schliefen, stand der Wolf auf und rieb seine Schnauzenspitze recht sauber, damit ja kein Fett da heraustropfe. Dann ging er wieder schlafen.
Nun stand der Fuchs auf, kratzte aus der Bütte die Butterreste und schmierte ganz leise die Schnauze des Wolfs mit Butter ein. Die Sonne schien heiß und brachte die Butter zum Schmelzen. Die Schnauze des Wolfs sah nun so recht fettig aus.
Als man aufstand, sah man nach, wessen Schnauze fettig sei. Es war nicht die Schnauze des Fuchses, auch nicht die des Bären: sieh, es war die Schnauze des Wolfs. Was war da zu machen? Der Wolf hatte eben die Butter gestohlen.
Der Wolf schämte sich so stark, daß er den Schwanz einzog und in den Wald davonschlich. Seit jener Zeit meidet der Wolf sowohl den Fuchs als den Bären, so sehr schämt er sich des Namens eines Butterdiebes.

75. Das Pferd und der Wolf

Einmal weidete auf einem Felde ein Pferd. Plötzlich kam aus dem Walde der alte Strauchwilhelm herangeschlichen. Als er das Pferd sah, bekam er gleich starke Lust, es zu fressen. Das Pferd aber bat den Wolf: „Lieber Nachbar, laß mich noch dieses Mal leben, denn du siehst ja selbst, daß ich sehr mager bin. Mein Fleisch taugt noch nicht zum Essen. Erlaube mir noch ein paar Tage, mich zu mästen."
Der Wolf wars zufrieden und ließ das Pferd für dieses Mal ungeschoren. Am nächsten Tage kam der Wolf wieder zurück, ging zum Pferde und fragte: „Bist du jetzt fett?"
Das Pferd aber bat ihn wiederum: „Lieber Strauchwilhelm, ich bin noch gar nicht fett! Laß mich noch ein paar Tage mich mästen!"
Das alte Buschkalb gab auch diesmal nach, sagte aber dabei: „Wart denn bis morgen, länger laß ich dich aber nicht mehr am

Leben, denn sonst muß ich Hungers sterben!" Am Abend ging das Pferd nach Hause und erzählte dem Hausherrn, was ihm mit dem Wolfe passiert war. Der Hausherr ließ das Pferd sofort mit neuen scharfen Hufeisen beschlagen und band in seinen Schwanz einen Knoten. So ging das Pferd aufs Feld, um den Wolf zu erwarten.

Der Wolf ließ auch nicht lange auf sich warten, sondern war zeitig am Platz. Er ging zum Pferde und fragte: „Bist du jetzt fett?"

„Jawohl!" antwortete das Pferd.

„Von welchem Ende soll ich anfangen dich zu fressen?" fragte der Wolf.

„Vom Schwanz!" antwortete das Pferd.

Der Wolf biß sofort in den Schwanz hinein, das Pferd aber jagte augenblicklich davon. Da der Schwanz geknotet war, so konnte der Wolf seine Zähne nicht mehr herauskriegen, sondern blieb am Schwanze hängen. Das Pferd aber keilte fortwährend nach hinten aus und schlug das Buschkalb binnen kurzem derart zuschanden, daß es schließlich den Geist aufgab.

Als das Pferd das Haustor erreichte, hockte die Espenwaldwirtin (die Häsin) neben dem Tor. Als sie den toten Wolf am Schwanze des Pferdes sah, da rief sie: „Jetzt habe ich einen Feind weniger, der Strauchwilhelm kann mich nicht mehr plagen!" Vor Freude darüber lachte die Häsin so unbändig, daß ihre Lippe platzte, und lief dann in den Wald. Den toten Wolf aber nahm der Bauer vom Pferdeschwanz ab, zog ihm das Fell herunter und machte sich daraus einen warmen Pelz.

76. Die Krähe und der Fuchs

Die Heumacher hatten auf der Wiese eine Heugabel aufrecht in den Boden gesteckt vergessen.

Es kam der Frühling. Eine Krähe fand die Gabel und baute zwischen deren Zinken ihr Nest.

Der Fuchs sah es und dachte nach, wie er die Krähenjungen aus dem Nest herauskriegen könne.

Er begann, der Krähe Furcht einzujagen: „Das ist meine Gabel.

Gib mir ein Kind aus dem Neste heraus. Gibst du es nicht, so hau ich die Gabelstange nieder!"
Die Krähe gab aber das Kind nicht her. Da ging der Fuchs unters Nest und schlug mit dem Schwanz an die Gabelstange.
Die Krähe sah das und dachte: „Jetzt haut der Fuchs die Stange nieder und brennt sie mit Feuer!" Sie nahm ein Kind und warf es dem Fuchse hinunter.
Auf diese Weise lockte ihr der Fuchs drei Kinder ab.
Endlich merkte die Krähe den Betrug und gab ihm keine Kinder mehr. Der Fuchs beschloß, die Krähe dafür umzubringen. Er legte sich in der Nähe des Krähennestes nieder und stellte sich tot. Auf solche Weise lag der Fuchs zwei Wochen lang an ein und derselben Stelle hingestreckt, so daß ihm auf der einen Seite schon die Haare ausgingen.
Jetzt erst kam die Krähe, um dem Fuchse die Augen auszuhacken. Da sprang der Fuchs vom Boden auf und zerriß die Krähe.

77. Warum der Hase eine gespaltene Lippe hat

Einst versammelten sich alle Hasen unter einer großen Kiefer um Rat zu halten, wie ihr Leben gebessert werden könne. Jeder klagte über seine Not.
„Seht, ihr lieben Hasen!" sagte der allergrößte unter ihnen. „Wir müssen uns alle fürchten, aber niemand fürchtet sich vor uns! Wir müssen die Katzen und Hunde fürchten und wissen nicht, wo wir unsere Nester bauen und wo wir mit unseren Frauen und Kindern leben sollen! Es ist auch nicht zu hoffen, daß unser Leben besser wird. Eher wird es noch schlechter. Jeder Knirps jagt hinter uns her. Wo jemand uns erblickt, da schreit er gleich: ‚Ein Hase! ein Hase!' Lieber gehn wir zum See und ertränken uns. Sterben müssen wir ja sowieso!"
Alle Hasen waren damit einverstanden. Sie liefen zum See und wollten sich ertränken. Am Ufer des Sees weidete aber eine große Schafherde. Als die Schafe die Hasen herankommen hörten, da erschraken sie so sehr, daß sie Hals über Kopf davonrasten. Der Hirt mit dem Hunde hinterdrein.

Als die Hasen das sahen, blieben sie stehn und brachen in ein Gelächter aus. Sie sahen, daß es doch noch Tiere und Menschen gab, die sich vor ihnen fürchteten. Da lachten sie so sehr, daß ihre Lippen platzten. Und seit der Zeit bis heute sind die Lippen der Hasen gespalten geblieben. — Die Lust sich zu ertränken war ihnen aber seit jenem Augenblick ganz vergangen.

78. Der Hund und die Katze

Der Hund und die Katze wollten dem Hausherrn nicht anders dienen, als um Fleischkost. Der Hausherr war freilich zuerst dagegen, als er aber schließlich einsah, daß der Handel sonst nicht zustande kommen werde, gab er nach, und unterzeichnete mit ihnen einen Kontrakt, worin er sich verpflichtete, dem Hunde und der Katze einmal täglich Fleisch zu geben.

Die Katze nahm den Kontrakt an sich, brachte ihn in den Dachraum und band ihn dort an einen Querbalken.

Die Mäuse fanden den Kontrakt und zerknabberten ihn in lauter kleine Stückchen.

Nachher, als der Hund und die Katze zum Hausherrn gingen, um von ihm das versprochene Fleisch zu verlangen, da wünschte er den Kontrakt einzusehn; weil aber weder der Hund noch die Katze ihn vorzeigen konnten, ließ sie der Hausherr das Fleisch nicht einmal riechen.

Schließlich entbrannte zwischen dem Hunde und der Katze ein Streit. Der Hund verlangte, die Katze solle den Kontrakt herbeischaffen, denn ohne das hatten sie auch nicht ein Mundvoll Fleisch zu erhoffen. Weil aber die Katze den Kontrakt auf keine Weise herbeischaffen konnte, so wurde seit jenem Tage der Hund zum schlimmsten Feinde der Katze.

Da nun die Katze trotz ihres Mutes dem Hunde nichts anhaben konnte, so begann sie die Mäuse zu verfolgen, weil sie den Kontrakt zerrissen hatten.

79. Des Krähenmännchens Heirat

Einmal flog ein Krähenmann aus Järwen nach Harrien* auf die Freite. Er erzählte der Braut und deren Eltern, er sei ein reicher Mann, habe große Felder und ganze Haufen von Getreide. Er könne mit seiner Frau ohne Sorgen leben. Den Brautvater und die Brautmutter lud er zu sich ein, seinen Reichtum zu sehen. Sie flogen hin. Der Krähenmann zeigte ihnen alle Kornschober in der Nähe seines Nestes und sagte, dies alles gehöre ihm.

Die Brauteltern flogen nach Harrien zurück und priesen vor der Tochter den Reichtum des Bräutigams. Sie wollten einem so reichen Manne ihre Tochter nicht verweigern. Die Braut selber ar auach bereit, nach Järwen zum Krähenmanne zu ziehen. Es wwuadel so mit der Elster nach Järwen die Botschaft geschickt, die Braut könne abgeholt werden.

Sogleich flog er järwische Krähenmann nach Harrien und holte seine Braut heim. Die Neuvermählte machte sich sogleich an die Kornschober.

Eines Morgens, als die neuvermählte Krähe gerade oben auf einem Kornschober mit Fressen beschäftigt war, kamen die Menschen mit mehreren Wagen und führten auch den letzten Kornschober fort.

Als die Krähe das sah, schrie sie: „Jaak, Jaak! Das Getreide wird fortgeführt! Das Getreide wird fortgeführt!"

Ihr Mann hörte das und schrie ihr entgegen: „Jeder führt das Seine fort! Jeder führt das Seine fort!**

80. Der Fuchs und der Krebs

Einst stritt der Fuchs mit dem Krebs, daß dieser mit ihm nicht um die Wette laufen könne. Der Krebs aber blieb hartnäckig dabei, daß er den Fuchs noch überholen werde.

---

* Järwen und Harrien sind zwei Landkreise in Estland.

** Igaüks viib oma! Varese vaglakese — mardikud! Wörtlich lautet der schwerverständliche Schluß: „Jeder führt das Seine fort! Der Krähe Würmchen — die Käfer."

Endlich beschlossen sie, eine Probe zu veranstalten und bestimmten einen Berg zum Ziel.
Der Fuchs rannte davon, was er konnte, der Krebs aber hatte sich in seinem Schwanz festgekniffen, und der Fuchs trug ihn mit. Als der Fuchs das Ziel erreicht hatte, wandte er sich, um zu sehen, ob der Krebs weit zurückgeblieben sei.
Der Krebs ließ den Fuchsschwanz fahren und sprach zum Fuchs: „Ich bin schon müde geworden auf dich zu warten!"
Der Fuchs war sehr ärgerlich darüber, daß der Krebs ihn besiegt hatte, und seit jener Zeit will der Fuchs vom Krebse nichts mehr wissen.

81. Die Tiere gehen zur Beichte

Es war einmal eine Frau, die hatte eine Katze. Die Frau sammelte Milch und sammelte so lange, bis sie einen großen Topf gefüllt hatte. Die Katze kam und stieß den Topf um mitsamt der Milch. „Ich Armste," jammerte die Katze, „was soll ich nun anfangen, wie soll ich Verzeihung erlangen für diese Sünde? Was wird da andres helfen, ich will gehn, meine Sünden wieder gut zu machen!"
Die Katze ging fort, um zu beichten, und geriet in den Wald; da kam ihr der Hase entgegen, der wünschte ihr einen guten Tag: „Sei gegrüßt, Gevatterin, wohin gehst du?" — „Sei selbst auch gegrüßt! Wohin ich geh? Ich lebte bei einer Frau, die Frau sammelte Milch, füllte einen ganzen Topf, ich Armste stieß ihn um, und nun gehe ich zur Beichte." — „Ah, zur Beichte! dann laß mich auch mitgehn!" — „Was hast du denn verbrochen?" — „Ich räumte im Hafer eines Wirtes auf; ein Hahn kann da jetzt dem anderen zujodeln!" — „In diesem Falle komm nur mit!"
Sie gingen und gingen, da begegnete ihnen der Fuchs: „Seid gegrüßt, Katze und Hase, wohin eilt ihr?" — „Zur Beichte eilen wir!" — „Wirklich zur Beichte! Was bedrückt denn euch das Herz?" — „Ich stieß meiner Hausfrau die Milch um!" — „Ich fraß einem Wirt den Hafer weg." — „Oh, Gevatterchen, laßt

mich auch mitgehn! mein Herz ist mir auch schwer, ich traf auf eine große Herde Gänse und biß allen den Hals durch!" — „Komm nur mit!"

Da gingen sie nun zu dreien, sie gingen und gingen; da kam ihnen der Wolf entgegen: „Wünsche einen guten Tag, Gevatterchen, wohin geht ihr so zu dreien?" „Wir gehn zur Beichte, haben viel verbrochen; — ich stieß meiner Hausfrau die Milch um; — ich fraß einem Wirt den Hafer weg; — ich biß Gänsen den Hals durch." — „Dann laßt mich auch mitgehn; es war eine prächtige Kuh, die riß ich nieder." Sie gingen nun zu vieren, da kam ihnen der Bär entgegen; der wollte auch mit: „Es war ein herrlicher Hengst, dem habe ich den Garaus gemacht."

Da gingen sie nun alle und kamen zu einem großen tiefen Grabe, und über das Grab hinweg lag eine Stange. Die Katze sagte: „Wer auf der Stange über das Grab kommt, der hat seine Sünden gutgemacht." Die Katze machte selbst den Anfang und war hinüber, wie der Wind. Der Hase ihr nach, fiel aber in das Grab. Dann schritt der Fuchs hinüber: bis zur Hälfte kam er, da glitt er hinein. Der Wolf kletterte auf die Stange: er schlug mal mit dem Schwanz, da lag er schon drin. Der Bär versuchte auch sein Glück, doch hatte er kaum die Vordertatzen auf der Stange, da war er schon auf die anderen gefallen mitsamt der Stange.

So lebten sie nun einige Zeit im Grabe, da fing der Hunger an, sie zu plagen. Was nun beginnen? Der Fuchs half aus der Verlegenheit: „Wir wollen singen! Wer die leiseste Stimme hat, den fressen wir auf." Prächtig! Sie fingen an zu singen: der Bär brüllte so auf, daß der Sand von den Wänden rieselte, der Wolf heulte, daß die anderen taub wurden; was konnte neben ihnen der Hase mit seinem Gepiepse! Der Hase wurde verspeist. Der Fuchs hatte überhaupt den Mund nicht aufgetan, er hörte zu und gab das Urteil ab, wie die Stimmen der andern geklungen hatten.

Mit dieser Nahrung lebten sie einige Tage, da stellte sich wieder das alte Übel ein: der Hunger. Sie fingen wiederum an zu singen. Der Bär brummte wohl so, daß er Boden erzitterte, doch die Stimme des Wolfes ist schriller: der Bär wurde verspeist. Der

Fuchs, das schlaue Tier, fraß, soviel er nur konnte, außerdem stopfte er noch von des Bären Eingeweide unter seinen Sitz. So lebten sie wiederum einige Tage, da fing der Wolf an zu jammern: „Füchschen, Gevatterchen, der Magen knurrt, ich möchte was zum Fressen!" — „Wie soll ich dir helfen, ich selbst fresse schon meine eignen Eingeweide!" Mit diesen Worten holte er unter seinem Sitz des Bären Darm heraus und verspeiste ein Stückchen. „Füchschen, Brüderchen, laß mich auch davon schmekken!" — „Meinetwegen, Onkelchen, ich geb dir vom eignen Körper, das wirst du mir nicht vergessen!" Der Fuchs gab dem Wolf ein Endchen vom Darme, und jener verschlang es gierig — der Fuchs wollte nichts mehr geben und sagte: „Nimm von den deinigen!" — Der Wolf hatte an der Speise Geschmack gefunden; er fing an, die eigenen Gedärme herauszureißen und endete auf der Stelle.

Der Fuchs blieb allein nach und verspeiste den Wolf; er saß und saß; wie lange aber willst du ohne Essen sitzen! Was nun anfangen? Da sah der Fuchs: ein Star hüpfte am Rande des Grabes; er fing an, dem Star zu drohen: „Hör einmal Star! sieh zu, daß du mich aus dem Grabe schaffst, sonst freß ich deine Jungen bis auf das letzte!" — „Aber wie soll ich dich herausschaffen?" — „Hol Ästlein, wirf Reisig!" Der Star schleppte und schleppte, daß ihm die Augen quollen, bis das Grab gefüllt war und der Fuchs hinaus konnte.

„Hör du, Star, gib mir was zu fressen, sonst freß ich deine Jungen!" — „Wo soll ich was hernehmen?" — „Sieh, da geht eine Mutter mit ihrem Sohn zur Taufe, die trägt in einer Schale Kuchen. Flieg ihnen um den Kopf, immer um den Kopf, dann legt die Mutter den Kuchen nieder und geht eine Rute schneiden."

Der Star flog und flog, die Frau ging, eine Rute zu schneiden, um den Star zu jagen; unterdessen besorgte der Fuchs den Kuchen.

„Hör du, Star, schaff mir zu trinken, sonst freß ich deine Jungen!" — „Wie soll ich das anfangen?" — „Sieh, da fährt ein Mann zur Hochzeit, ein Faß Bier hat er auf dem Wagen; flieg

um den Zapfen des Fasses, der Mann schlägt nach dir und schlägt zugleich den Zapfen heraus." Der Star flog um den Zapfen, der Mann scheuchte ihn mit der Peitsche und schlug den Zapfen heraus: das Bier strömte im Bogen hervor, wie nur je aus dem Spundloch; der Fuchs pumpte sich den Magen voll, nahm sich auch den Kopf voll.

„Hör du, Star, jetzt schaff mir, worüber ich lachen kann, sonst freß ich deine Jungen!" — „Aber wie soll ich das machen?" — „Sieh mal, da drischt ein Vater mit seinem Sohn; flattre um den Kopf des Vaters, nur immer um den Kopf des Vaters; der Sohn langt nach dir mit dem Dreschflegel, schlägt dabei dem Vater um die Ohren — dann hab ich zu lachen genug." Der Star flatterte um den Kopf des Vaters, der Sohn wollte ihn vertreiben und versetzte dabei dem Vater einen gesalzenen Hieb: der Fuchs klatschte vor Freude mit den Tatzen und lachte so, daß ihm der Magen zitterte.

„Hör du, Star, jetzt sieh zu, daß ich springen kann!" — „Aber wie soll ich das machen?" — „Wir wollen aufs Gut! da wart ich hinter dem Zaun, du gehst hinein und rufst: ‚Laßt die Windhunde los, die Windhunde laßt los, der Fuchs ist hinter dem Zaun!' — dann kann ich springen, soviel das Herz nur begehrt." Sie gingen beide aufs Gut, der Fuchs blieb hinter dem Zaun, der Star rief die Windhunde heraus. Die kamen alle mit Gesaus und Gebraus und fingen an, dem Fuchse nachzujagen; sie jagten und jagten, doch ohne Erfolg — der Fuchs verschwand wie der Wind und rettete sich in seine Höhle.

In der Höhle fragte er seine Füße: „Was tatet ihr zu meiner Rettung?" — „Wir gruben, wir gruben, damit der Fuchs davonkäme." — „Aber ihr Hinterfüße, was tatet ihr?" — „Wir sprangen, wir sprangen, damit der Fuchs davonkäme." — „Aber ihr Augen?" — „Wir wiesen getreulich den Weg, damit der Fuchs davonkäme." — „Aber du, Nase, was tatest du?" — „Ich schnupperte, ich roch, damit der Fuchs in seine Höhle käme." — „Aber ihr Ohren?" — „Wir hörten nur und hörten, woher Gefahr käme." — „Nun, und du, Schwanz?" — „Ich schlug an die Bäume, ich zerrte am Gesträuch, damit man den Fuchs finge." —

„Aha, also das tatest du! Da hast du, Hund, friß den Schwanz auf!" Der Fuchs steckte den Schwanzbüschel aus der Höhle, da wartete auch gerade ein Hund, der schnappte zu, fraß den Schwanz und fraß auch den Fuchs.

82. Der Bösen Tochter und das Waisenmädchen

Eine Mutter hatte eine Tochter. Sie lebten und lebten und gingen einmal zu Gast; und da geschah es, daß sie vom Wege abirrten. Die Böse gesellte sich zu ihnen; sie schleppte die Mutter, sie schleppte auch die Tochter hinweg. Sie lebten bei der Bösen; da tötete die Böse die Mutter, kochte sie in einem Kessel und verzehrte sie. Die Tochter weinte und weinte, die Mutter rief: „Kindlein, weine nicht, nimm meine Gebeine und schlag sie in ein weißes Tuch!" Die Tochter sammelte unter dem Tisch der Mutter Gebeine, da kam die Böse hinzu: „Was machst du da? Weshalb ißt du nicht?" — „Ich hab schon an den Knochen genug."

Am Sonnabend heizte man die Badestube. Die Böse sagte zu ihrer Tochter und zum fremden Mädchen: „Wer von euch ihr Haar schneller trocknet, die nehme ich morgen in die Kirche." Sie gingen in die Badestube, sie wuschen sich rein; der Bösen Tochter drehte sich den Kopf ab und trocknete sich schnell das Haar.

Am Sonntag fuhr die Böse mit ihrer Tochter zur Kirche, das Waisenmädchen blieb zu Haus; sie weinte und weinte; da fragten der Mutter Gebeine: „Was ist das, ist es ein warmer Regen?" — „Das ist kein warmer Regen, das sind meine Tränen!" — „Hast dus schwer, Töchterchen?" — „Schwer, schwer, Mütterlein." — „Geh in den Schweinestall, da wirst du finden, was dich erfreut." Die Tochter ging in den Schweinestall: da erhielt sie herrliche Kleider, erhielt goldene Schuhe; vor der Kutsche warteten die Pferde, das Mädchen brauchte sich nur hineinzusetzen und fuhr zur Kirche; sie betete ihre Gebete und eilte wieder nach Haus. Unterwegs schaute ein Bursche: „Woher mag doch dieses schöne Mädchen sein, herrliche Kleider, eine prachtvolle Kutsche?"

Wie die Böse mit ihrer Tochter aus der Kirche kam, war das Wai-

senmädchen schon bei der Arbeit und fragte: „Nun, was habt ihr in der Kirche Neues gehört, gesehen?" — „Wir haben manches gesehen, was deine Augen nicht gesehen haben: ein Mädchen fuhr zur Kirche, schön war sie, stolz, herrliche Pferde hatte sie vor der Kutsche; wir konnten nicht in ihre Nähe, so drängte sich das Volk um sie; doch sie schaute nicht einmal hin; sie fuhr weg, niemand weiß, wohin.

So lebten sie und lebten sie, bis wieder der Sonnabend da war. Man heizte die Badestube. Die Böse sagte wieder zu den Mädchen: „Wer von euch schneller ihr Haar trocknet, die werde ich morgen mitnehmen zur Kirche, die andere bleibt zu Haus." Sie gingen in die Badestube. Der Bösen Tochter machte es natürlich keine Mühe ihr Haar zu trocknen, sie drehte sich einfach den Kopf vom Leibe und trocknete dann das Haar.

Am Sonntag fuhr die Böse mit ihrer Tochter zur Kirche, die Waise blieb zu Haus. Sie ging wieder zu den Gebeinen der Mutter, sie weinte, weinte sehr bitter; die Gebeine sagen: „Oh, es fällt wohl ein warmer Regen!" — „O nein, es fallen meine bitteren Tränen!" — „Hast du es denn so schwer, Töchterchen?" — „Schwer, ja, Mütterchen." — „Nun, tritt in den Schweinestall, da findest du vielleicht, was dich erfreut." Das Mädchen trat in den Schweinestall und erhielt dort schöne Kleider, goldene Schuhe eine Kutsche mit prachtvollen Pferden. Das Mädchen setzte sich in die Kutsche, fuhr zur Kirche, betete inbrünstig, betete unter vielen Tränen. Dann fuhr sie wieder dem Hause zu. Der Bursche schaute wieder und spähte: „Wohin mag sie doch fahren?" Nichts sah er, verschwunden war sie; das Mädchen saß schon zu Hause bei der Arbeit.

Die anderen kamen auch bald nach Hause und erzählten, welch eine Pracht sie erschaut; heute seien sie schon etwas näher gekommen. „Du Armselige, du hast gar nichts gesehen!" — „Wo soll ich, arme Waise, weder komm ich zur Kirche, noch anderswohin!"

Es kam der dritte Sonnabend; man ging in die Badestube; der Bösen Tochter hatte ihr Haar wieder schneller trocken: sie drehte nur den Kopf vom Leibe und trocknete dann. Am Sonntag mußte natürlich die Waise zu Hause bleiben, die anderen fuhren zur

Kirche. Die Waise weinte bitter bei der Mutter Gebeinen. Die Gebeine fragten: „Ist das ein warmer Regen?“ — „Nein, das sind meine bitteren Tränlein!“ — „Geh, Tochter, in den Schweinestall, da erhältst du, was dich erfreuen soll.“ Die Tochter ging in den Schweinestall und erhielt noch prächtigere Kleider, als früher, erhielt goldene Schuhe; sie setzte sich in die Kutsche, fuhr zur Kirche, betete in der Kirche inbrünstig, betete von ganzem Herzen; wie sie gebetet hatte, fuhr sie wieder dem Hause zu.

Doch der Bursche hatte erspäht, wohin sie fuhr; er versteckte sich unter einer Brücke, und als das Mädchen vorbeifuhr, kam er unter der Brücke hervor und hielt die Pferde an: „Wohin fährst du, wer bist du?“ — „Halte mich nicht an, ich muß schnell nach Hause fahren.“ — „Ich komme zu dir auf die Freite!“ — „Du wirst mich nicht erkennen!“ — „Gib mir einen Goldschuh, wem dieser paßt, die will ich heiraten.“ Das Mädchen gab ihm einen Goldschuh.

Der Bursche nahm den Schuh und ging auf die Freite: Wem dieser Schuh paßt, die soll die Meine werden.“ Die Böse gab den Schuh ihrer Tochter; dieser paßt der Schuh nicht, ihr Fuß ist zu groß. Da nahm die Mutter ein Beil, hieb ihr eine Zehe ab, brachte das Mädchen zum Freier: „Hier ist die Deinige!“ Der Bursche nahm sie und erkannte nicht, daß es eine Fremde war.

Schon fuhr er, da sah er: am Wege ein Apfelbaum, voll goldener Äpfel, ein kleiner See, goldene Fische darin. Diese Apfelbäume, diese goldenen Fische — alles war entstanden aus den Eingeweiden der Mutter des armen Mädchens, als die Böse sie getötet hatte. Der Freier erblickte die Äpfel, die Fische und sagte: „Wer mir einen Apfel holt, wer mir einen Fisch holt, die will ich heiraten.“ Die Tochter der Bösen ging, um das Verlangte zu holen, konnt es aber nicht: der Apfel schlägt sie, der Fisch schwimmt weit weg in den See. Da kam das Waisenmädchen, nahm den Apfel, nahm das Fischlein, gab sie dem Freier und sang selbst dazu:

„Bringet als letzte,
Haltet für die geringste —
Werfet nieder meinen Goldschuh!“

Der Freier erkannte die Seinige, er hielt an, warf der Bösen Tochter in den See und nahm das Waisenmädchen mit sich. Nach einiger Zeit begab sich die Böse zur Tochter, um zu sehen, wie es mit der jungen Frau Gesundheit stehe. Als sie zum See kam, sah sie: unter der Brücke wuchs ein hoher Rohrstengel hervor; dieser war entstanden aus der Tochter Nabel. Die Böse dürstete; als sie unter die Brücke ging, um ihren Durst zu löschen, da sang das Rohr:

„Mütterchen, Mütterchen,
Reiß mich aus der Erde,
Mütterchen, Mütterchen!"

Die Mutter erkannte, wer das sang; sie riß das Rohr heraus, und die Tochter war sofort am Leben. Dann fuhren sie zum Schwiegersohn; da stillte die Mutter grade ihr kleines Kindlein. Die Böse warf der Frau eine Wolfshaut über; die Frau wurde zur Wölfin und lief weg in den Wald. Die Böse bettete unter die Decke statt der Frau ihre eigene Tochter, doch diese hatte dem Kinde keine Nahrung zu bieten; das Kind schrie, es schrie so, daß es traurig anzuhören war.
Die Hirtin aber hatte dieses alles gesehen, sie nahm das Kind, trug es zum Walde und sang:

„Mütterchen, Mütterchen,
Komm und biet die Brust dem Kindlein!
Judas läßt dein Kindlein saugen
Morgens an dem Stuteneuter,
Mittags saugt es an der Spindel!"

Eine Wölfin kam aus dem Dickicht und warf ihre Haut auf einen Stein; es war des Kindes Mutter; sie bot ihrem Kind die Brust und verschwand dann wieder im Walde.
Am zweiten Tage brachte die Hirtin das Kind wieder zum Walde, um es stillen zu lassen. Sie sang:

„Mütterchen, Mütterchen,
Komm und biet die Brust dem Kindlein!

Judas läßt dein Kindlein saugen
Morgens an dem Stuteneuter,
Mittags saugt es an der Spindel!"

Wieder kam die Wölfin aus dem Walde, warf ihre Haut auf den Stein, stillte das Kind und verschwand darauf. Doch der Mann hatte es zufällig gesehen; er kam zur Hirtin: „Was ging hier vor sich?" Die Hirtin entdeckte ihm alles: „Zwei Personen kamen zu dir zu Gast, die andere blieb, deine Frau wurde in eine Wölfin verwandelt."

Der Mann ging, um sich das Los werfen zu lassen; wie die Weise ihn lehrte, so führte er es aus: er brannte den Stein heiß, brannte ihn glühend. Die Frau kam wiederum ihr Kind stillen; sie warf die Wolfshaut auf den Stein, diese verbrannte sofort. Der Mann hatte wieder seine Frau und brachte sie nach Hause; doch der Bösen Tochter erschlug er mit dem Schwert.

Da fing er wiederum mit seiner Frau an zu leben, und die Böse kam nicht mehr, um ihnen nachzustellen.

83. Die kämpfenden Brüder

Es lebte ein Mann mit seiner Frau, die hatten drei Söhne und eine Tochter. Die Frau starb, der Mann nahm sich eine andere Frau — das war eine Hexe.

Und so lebten sie nun miteinander. Einstmals fuhr der Mann mit der Frau zur Kirche. Die Söhne sagten: „Wie, sind sie in die Kirche gefahren?" Ein jeder ging, um sich ein Pferd auszusuchen; ein jeder aber wollte das beste haben, so zankten sie und kämpften, bis der Vater und die Mutter zurückkamen. „Warum kämpft ihr?" „Um die Pferde kämpfen wir!" „Kämpft ihr jetzt, so möget ihr euer Leben lang kämpfen!" fluchte die Mutter. Kaum war das Wort heraus, so gingen die drei, immer noch kämpfend, davon.

Jetzt blieb nur noch die Schwester nach; aber diese wurde von der Hexe geschlagen und gequält; Hunger mußte sie leiden, sogar ihrem Leben stellte man nach. Die Schwester entfloh und dachte: „Vielleicht finde ich meine Brüder."

Sie ging und ging, bis sie zu einer alten, verfallenen Hütte kam, und da ging sie hinein und fand dort einen alten Mann. „Guten Tag, liebes Kind, wohin gehst du?" „Ich gehe, meine Brüder zu suchen." „Wo sind denn deine Brüder geblieben?" „Das Mädchen erzählte dem Alten, wie die Stiefmutter die Söhne verwünscht habe. „Leg dich hin, liebes Kind, vielleicht kann ich dir helfen."

In der Nacht rief der Mann alle Tiere im Walde zusammen, die Wölfe, die Bären, die Füchse, die Elche — kurz, alles, was sich im Walde bewegte. „Ihr kommet in alle Welt, sahet ihr nicht drei kämpfende Brüder?" Niemand aber hatte sie gesehen.

„Mach dich wieder auf den Weg, liebes Kind," unterwies sie der Alte am andern Morgen, „du wirst bald zu einer ebensolchen Hütte kommen, wie die meinige ist; vielleicht findest du dort Hilfe, ich vermag dir nicht zu helfen."

Das Mädchen ging und ging und kam zu einer verfallenen Hütte; drin wohnte auch ein altes, graues Männlein. „Wo führt dich denn Gott her, liebes Kind?" Das Mädchen erzählte ihm, weshalb sie wandere. „Leg dich hin: der Morgen ist klüger, als der Abend!"

Der Alte ging in die Nacht hinaus vor die Hütte und rief: „Es sollen sich versammeln alle Vögel, die unter dem Himmel fliegen!" Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so entstand ein Rauschen, ein Brausen auf allen Seiten. Es flogen zusammen alle Vögel, die kleinen wie die großen. „Ihr sehet die ganze Welt; sahet ihr nicht die drei kämpfenden Brüder?" „Wir haben sie gesehen; über neun Könige Land, am Meeresstrand, da kämpften sie mit eisernen Keulen."

Der Alte gab dem Mädchen einen Knäuel. „Wohin dieser rollt, dahin folge du nach!" Der Knäuel rollte zu den Brüdern.

Da war ein altes Hüttlein; im Hüttlein alles leer, nur drei Brötlein auf dem Tisch. Das Mädchen nahm des ältesten Bruders Brötlein und schnitt es an. Die Brüder kamen nach Hause. Der älteste erblickte sein Brot und sagte: „Wer hat mein Brötlein angeschnitten?" Die andern meinten: „Gott gibt uns Brot, er hat es vielleicht auch genommen." Die Schwester hielt sich hinter dem

Ofen versteckt; sie sah, wie die Brüder in großer Eintracht lebten: sie küßten einander, und es fiel kein böses Wort. Doch als die Zeit zum Kämpfen kam, da nahmen sie ihre Keulen, begaben sich an den Meeresstrand und schlugen wieder aufeinander los.

Die Schwester nahm nun des zweiten Bruders Brötlein, zerschnitt es und versteckte darin der Mutter Ring. Die Brüder kamen nach Hause und schauten: „Wer mag das getan haben?" Sie erkannten ihrer Mutter Ring. „Vielleicht ist es unsere Schwester, die uns den Ring gebracht hat? — Schwester, bist du's, dann tritt hervor!" Die Schwester trat hervor, alle Brüder fielen ihr um den Hals; sie unterhielten sich und sagten: „Hör, Schwester! Hier kannst du nicht leben. Kommt die Stunde, wo wir kämpfen müssen, da schlagen wir auch dich. Doch wenn du neun Jahre hindurch kein Wort sprichst, man mag dich quälen, man mag dich martern, dann wirst du uns erretten — sonst nie!"

Die Stunde brach an; die Brüder fingen an zu kämpfen, sie schlugen aufeinander los mit eisernen Keulen. Die Schwester aber entfloh; und auf der Flucht stürzte sie in eine Grube, die am Wege war. Da fuhr der Königssohn an der Grube vorbei, zwei Kutscher saßen auf dem Bock. „Hier war ein Mädchen, wo ist es geblieben?" Der Königssohn schickte den einen Kutscher, nachzusehen; der schaute und erblickte das Mädchen. So schön, so schön war es, daß er nicht vermochte, sich vom Anblick zu trennen. Der Königssohn aber wartete und wartete und schickte endlich den zweiten Kutscher. Dem erging es ebenso: auch er vermochte nicht die Augen abzuwenden. Da lief der Königssohn selber hin, um nachzusehn. Auch ihm gefiel das Mädchen; er zog es aus der Grube, nahm es in seine Kutsche, brachte es nach Hause und machte es zu seiner Frau.

Die Schwester lebte ein Jahr mit ihm und wurde Mutter eines Söhnleins. Doch die Stiefmutter des Königssohnes nahm das Kind, schnitt ihm den Fuß ab, bestrich die Mutter mit dem Blute des Kindes und steckte ihr sogar den Fuß in den Mund. Drauf ging sie zum Königssohne und klagte: „Sieh doch, was deine Frau gemacht hat — ihr eigenes Fleisch und Blut hat sie umgebracht; dafür müßte auch sie umgebracht werden." Doch der

Mann antwortete: „Sie ist eine so gute Frau, wenn sie auch nicht spricht — sie soll noch leben, was sie auch getan haben mag."
So lebte sie und lebte und wurde wieder Mutter eines Kindes. Die Stiefmutter schnitt dem Kinde die Hand ab, bestrich mit dem Blute die Lippen der Mutter und steckte ihr sogar die Hand in den Mund. Drauf eilte sie zum Königssohn und klagte: „Komm doch und sieh, was deine gute Frau getan hat, ihr eigenes Fleisch und Blut hat sie umgebracht; die Hand steckt ihr noch im Munde. Laß sie vertilgen von Gottes Erdboden."
Der Königssohn wollte sie immer noch nicht töten lassen, doch die Stiefmutter drängte ihn, bis sie ihn schließlich so weit hatte. Der Königssohn ließ einen Pfosten einrammen, an diesem sollte seine Frau erhängt werden. Doch während sie zur Hinrichtung hingeführt wurde, waren die neun Jahre gerade um. Da laufen die Brüder zu ihr und Engel kommen aus dem Himmel und rufen: „Wie könnt ihr diese fromme Seele quälen und töten?" „Richtet selber: sie hat ihre Kinder aufgefressen!" Doch die Engel Gottes sagen: „Tragt alle in den Himmel, aber die Stiefmutter stoßt in die Hölle, wo es weder Mond noch Sonne gibt!"
So wurde es auch ausgeführt.

Kalevipoeg

Der Sagenkranz, der sich um den „Sohn des Kalev" windet, ist das einzige, aber bedeutende epische Erzeugnis der estnischen Volkspoesie. Es sind zwar nur Einzelgedichte, die durch die Gestalt des Helden lose zusammengehalten werden, kein Epos also von einem Guß, aber sie sind reich an spannenden Situationen, an feinen lyrischen Stimmungsbildern, reich vor allem aber an märchenhaften Elementen, an heldenhaften Taten und Kämpfen.
Es ist bemerkenswert, daß hoch oben im Norden bei den Esten die Kraft zu epischer Gestaltung so stark gewesen ist, daß eifrige Sammler, die ins Volk gingen, eine riesige Menge von Gedichten, die an einen gemeinsamen Helden anknüpfen, zusammen-

tragen konnten. Es sind Dr. Fählmann und vor allem F. R. Kreutzwald gewesen, die mit Unterstützung der Gelehrten Estnischen Gesellschaft in Dorpat die Kalevipoegsagen in den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts sammelten und zu 20 Gesängen von rund 18000 Versen verbanden.

Der erste Teil dieser Sammlung erschien unter der Redaktion von Kreutzwald — Fählmann war inzwischen gestorben — in der deutschen Übersetzung des Pastors Carl Reinthal im Jahre 1857 in Dorpat. Der Druck des Ganzen zog sich bis zum Jahre 1861 hin, wo die letzte Lieferung erschien. — Die Bruchstücke, die wir bieten, sind diesem inzwischen selten gewordenen Werk entnommen.

Der Leser möge nicht glauben, in den Kalevipoegsagen reinste, urquellmäßige Volksdichtung vor sich zu haben. Die sieht anders aus, gröber, unklarer, ungeordneter, durch Wiederholung oft auch langweiliger. Sammler und Übersetzer jener Zeit hielten sich aber für berechtigt, zu trennen und zu verbinden, umzustellen und zu ändern, um dem Ganzen eine lesbare Form zu geben. Wir danken es ihnen, denn ohne diese Arbeit, deren erste Proben das lesende Publikum erwärmten, wäre viel wertvoller Stoff verloren gegangen oder doch unbekannt geblieben. Immerhin darf gesagt werden: ein treues Spiegelbild des estnischen Volkshelden, estnischer Bräuche und Sitten, estnischer Träume und phantasievoller Erfindung geben diese Verse doch.

In dem ersten Gesang, wie Kreutzwald sagt, wird die „Präsentation" gegeben. Wir hören von Kalev, dem Vater des Helden, der in Estland herrschte, und von seiner Mutter Linda, die in der Wiek, dem westlichsten Kreise des Landes, bei ihrer verwitweten Mutter lebte. Sie hat, mannbar geworden, viele Freier, darunter den Mond, die Sonne, den Sternenknaben, den Wasserfreier, den Wind auf seinem Sturmhengst und des Kunglakönigs Erben. Aber Linda weist sie alle ab, nur der riesenkräftige Kalev findet Gnade vor ihren Augen:

„Dieser ist nach meinem Sinne,
Diesen nehm ich gern zum Manne!"

Linda schenkt ihrem Gatten drei Söhne. Kalevipoeg ist der jüngste, er kommt erst nach dem Tode des Vaters zur Welt. Bevor dieser stirbt, bestimmt er, daß die drei Brüder um die Herrschaft losen sollen, wenn der Jüngste erwachsen sein werde. Kalevipoeg entwickelt sich — ganz wie die Helden im Märchen — fabelhaft rasch zum riesenstarken Jüngling. Es heißt von ihm:

Vater Kalevs edler Sprößling
Ward ein flinker Hüterknabe,
Dann ein tüchtger Pflügerbube,
Schoß wie eine junge Eiche
Schlank und kräftig in die Höhe
Und verhieß des Vaters Ausspruch
Glänzend einstmals zu erfüllen.
Täglich übt er seine Kräfte,
Täglich ward er größer, stärker.

Auf dem Hofplatz spielt er Kurni*,
Radspiel auf dem weiten Anger.
Wenn er seine Kurniklötze
Aufgestellt am untern Rande
Und vom obern Rand sein Knüttel
Sausend durch den weiten Hofraum
Traf die aufgestellten Klötze,
Hei, wie flogen längs dem Anger
Bis zur fernen Kälberkoppel
Dann die aufgestörten Klötze
Weit und breit hin auseinander!
In den Wäldern, an den Hügeln
Und zerstreut auf weiter Fläche,
Ja, im Meere fand man manche.

Seine Kurniklötze sind noch
Heutzutage anzutreffen

* Ein Spiel mit Holzklötzchen, die auf der Erde in bestimmter Form aufgebaut werden; man wirft mit einem Knüppel nach ihnen und sucht sie aus dem abgegrenzten Raum hinauszutreiben.

Auf dem Spielplatz seiner Jugend,
Die man Jungfernsteine nennt,
Klötze, die der Riesenknabe
Selbst sich aus Granit gehauen.

Oftmals sah man auch den Knaben
Auf dem Hofplatz seiner Mutter
Sich aus hohen schlanken Birken,
Die er aus der Erde rupfte,
Als wenn's dünne Halme wären,
Kleine nette Schlittchen machen
Oder Katzenkörbchen flechten.
Es verflossen unter Spielen
Rasch die Jahre seiner Kindheit
Und der junge Kalevide
Steuerte mit vollen Segeln,
Die die Mutterliebe blähte,
In das Meer der reifern Jahre.
Vater Kalevs jüngster Sprößling
Maß bald volle Manneslänge,
Schritt vorbei den ältern Brüdern
Und erreichte bald den Vater.

(2, 684—712, 728—744)

Nun kommt die Zeit, wo er kühne Taten verrichtet, böse Meergeister tötet, Auerochsen, Bären und Wölfe jagt. Während er eines Tages fort ist, wird Linda, seine Mutter, von einem finnischen Zauberer entführt, allein ihn trifft der Donnergott mit seinem Blitz, so daß er in tiefe Ohnmacht fällt. Linda ist vor seiner Gier gerettet, doch wird sie auf der Flucht in einen Felsblock verwandelt, der noch heute auf dem Iruberge zu sehen ist.
Kalevs Sohn kehrt mit seinen Brüdern von der Jagd zurück; sie finden die Mutter nicht, alles Rufen und Suchen ist vergeblich. Die Brüder legen sich ermattet zur Ruh, Kalevipoeg aber gibt die Hoffnung nicht auf, die teure Mutter wiederzufinden. Er geht zum Grabhügel des Vaters und fragt den Toten um Rat, wo-

hin er sich wenden solle. Des Vaters Stimme gibt ihm zur Antwort, er solle sich vom Winde den Weg zeigen lassen. Da wandert er fort und gelangt dem Winde folgend ans Meer.

Als er sich am steilen Ufer
Scharfen Blicks noch umgesehen,
Aber nirgend von der Teuren
Eine Spur entdecken konnte,
Warf der Jüngling von dem Glintrand*
Sich hinunter in die Wogen,
Die in ihrem breiten Bette
Mächtig rauschend ihn empfingen.

Mit den Händen kräftig rudernd
Steuert er mit seinen Füßen,
Läßt das Haar als Segel wehen
Und beginnt der Küste Finnlands
Nördlich haltend zuzustreben;
Denn im Norden hofft er sicher
Seine Mutter aufzufinden,
Birkhuhn aus dem Garn zu lösen,
Linda sicher zu befreien.

Von dem Himmelsdome blinkten
Schon der alte Sternenwagen
Und der schwedsche Bär hernieder
Und der helle Stern des Nordpols,
Fest an einen Punkt geheftet.
Alle wiesen ihm die Richtung
Auf der nassen Bahn nach Finnland.
Nach dem hohen Felsenufer.

O du starker Sohn des Kalev,
Seiner Witwe Trost und Stütze!

* Die steile nördliche Felsküste Estlands wird der Glint genannt.

Nichts vermochte deinen Eifer,
Nichts dein Streben zu ermüden
Oder deine Kraft zu lähmen,
Als dein liebend Herz dich antrieb,
Deiner Mutter Spur zu suchen,
Der Verlornen nachzuspüren.
Sterne kamen, Sterne gingen;
Nur der glänzende Polarstern
Und der alte Wagen hielten
Unverändert Wacht am Himmel.

Endlich taucht aus krausen Wellen
Hüpfend auf ein schwarzes Pünktchen,
Das sich vor dem rüstigen Schwimmer
Bald zu einer Insel ausdehnt,
Und im Angesicht der Insel
Rührt er rascher noch die Glieder.
(4, 39—70, 85—96, 125—130)

Kalevs Sohn ruht sich auf dem Eiland aus, ermüdet von der gewaltigen Anstrengung. Da hört er in der Nähe ein Mädchen singen. Das sang so kunstlos wie ein Vogel, so süß wie die Nachtigall. — Kalevipoeg horcht hin und:

Aus des Mägdleins Kehle drangen
In des Lauschers Ohr die Worte:
„Weit entfernt ist mein Geliebter,
Hinterm Wasser mein Erkorner,
Unerreichbar meinen Blicken.
Zwischen mir und meinem Trauten
Türmen sich des Meeres Wogen,
Liegen weitgestreckte Seen
Und unzählge Heideflächen,
Dehnen Acker sich und Wiesen,
Triften sich und Angerplätze,
Wälzen Ströme ihre Fluten

Und entſpringen tauſend Quellen.
Ach, wer nennt die Dinge alle,
Die mich nicht zu ihm gelangen,
Ihn zu mir nicht kommen laſſen!
Nicht in Monden, nicht in Jahren
Hör ich ſeine traute Stimme,
Seh ich in ſein treues Auge.
Darf ich mich in ſeinen Armen
Seiner Liebesglut erfreun.

Weit entfernt iſt mein Geliebter.
Hinterm Waſſer mein Erkorner,
Unerreichbar meinen Blicken.
Gegen mich und meinen Trauten
Hat ſich Meer und Land verſchworen.
Bring ihm, Lüftchen, meine Grüße,
Weh ihm zu, daß ich ihn liebe!
Ach ihr Wolken, ſchützt ſein Leben!
Meereswogen, Regenſtröme,
Rauſcht ihm Wonne zu und Freude!
Lehr ihn weiſe ſein, o Himmel,
Laß ihn ohne Sorgen leben!
Seine Pflichten freudig üben!
Bring von mir ihm ſoviel Grüße,
Als wie oft ich an ihn denke;
Bring von mir ihm ſoviel Grüße,
Als ich Wünſche für ihn hege;
Bring von mir ihm ſoviel Grüße,
Als das Erlenwäldchen Blätter,
Kätzchen zählt das Birkenwäldchen,
Nadeln unſre Tannen wiegen;
Soviel, ſoviel, ſoviel Grüße,
Als du Wellen ſiehſt im Meere,
Sternlein an dem Himmelsbogen!"

(4, 186—230)

Endlich erblickt Kalevs Sohn die schöne Sängerin, eine zarte Jungfrau. Reiche Locken decken ringelnd den schönen Nacken und den weißen Busen. Kalevipoeg fühlt sich wie zum Wettkampf aufgefordert und beginnt seinerseits ein Lied zu singen, das dem Mädchen schmeichelt.

Das Eilandsmädchen erblickt ihn und — flieht nicht seine Nähe. Schnell kommt es zum Gespräch; unsichtbare Fäden umstricken die jungen Herzen der beiden, absichtslos sinkt das Mädchen an die Brust des Fremdlings...

Da ertönt ein Schrei, ein Jammerruf wird laut; der schlafende Vater des Mädchens hört ihn, schüttelt den Traum ab, greift zu seiner Keule, tritt zur Hütte hinaus, eilt zu seiner Tochter und bleibt sprachlos vor dem riesigen Jüngling stehen. Der fragt ganz arglos nach dem finnischen Zauberer, der seine Mutter entführt habe. Im Gespräch mit dem Vater nennt Kalevipoeg seine Herkunft; da erschrickt das Eilandmädchen, als er Kalev seinen Vater, Linda seine Mutter nennt, sie tritt fehl und stürzt vom Fels n das Meer. Kalev springt ihr nach, will sie retten, aber es ist vergeblich, sie taucht nicht wieder auf. Da schwimmt er weiter Finnlands Küste entgegen.

Er landet glücklich, sucht nach den Spuren seiner Mutter und gelangt in das Gehöft eines Zauberers, der ihm feindlich entgegentritt. Kalevipoeg tötet die Söldner des Zauberers, die dieser aus Flaumfedern erschafft, dann ihn selbst. Ermüdet sinkt er in Schlaf und erkennt aus Traumbildern, daß seine Mutter nicht mehr am Leben ist.

Erwacht und gestärkt will er heimwärts eilen. Da fällt ihm ein, daß in Finnland ein berühmter Waffenschmied lebt, von dem er das beste Schwert der Welt erhalten könnte. Kalevipoeg läßt sich dorthin den Weg weisen und versucht nun eine Waffe nach der andern, die der Meister ihm anbietet.

Stumm ergriff der Sohn des Kalev
Eins der längsten von den Schwertern,
Wog es prüfend in der Rechten,
Bog sodann die breite Klinge

Fast zu einem Reif zusammen,
Der sich augenblicklich wieder
Ohne Tadel grade streckte,
Ließ sie dann mit Blitzesschnelle
Sausend überm Haupte wirbeln
Und vollführte endlich jauchzend
Einen Hieb aus Leibeskräften
Auf den Felsblock in der Schmiede,
Daß die Funken weithin sprühten.
Diesem mörderischen Hiebe
War die Waffe nicht gewachsen,
Denn der Stahl zerbrach in Stücke,
Und das Heft blieb nur allein
In der Faust des Riesenjünglings.

„Hol der Geier solche Fäuste!"
Rief der Waffenmeister fluchend.
„Ei wer wird denn Kinderspielzeug
Unter Männerwaffen mischen!"
Warf der Kalevsohn dem Meister
Höhnisch lachend in die Zähne
Und ergriff nun ohne Wahl
Noch ein zweites Schwert vom Haufen
Und darnach auch noch ein drittes,
Eh der Schmied es hindern konnte,
Machte wirbelnd seine Schwenkung
Jedesmal und ließ das Schwert
Auf den Block dann niederschmettern,
Daß es Feuer regnete
Und der Stahl in tausend Stücken
In dem engen Raum umherflog,
Während nur der Griff allein
In der starken Hand zurückblieb.

(6, 268—303)

Kalevipoeg will diese Waffen nicht; da bringt ihm der alte Waffenschmied das Meisterstück seiner Kunst, an dem er sieben Jahre

gehämmert und gefeilt hat und das von Kalev, dem Helden bestellt gewesen ist.

Kalevs Sprößling nahm die Waffe
Aus der Hand des Schmiedemeisters
Still und ehrfurchtsvoll entgegen,
Und nachdem er sie gefaßt,
Ließ er sie in mächtgem Schwunge
Wirbelnd wie ein Feuerrad
Um sein Handgelenk sich drehen.
Sausend flog die blanke Klinge
Durch die Luft, wie wenn im Sturm
Eine Hagelwolke rasselnd
Ihrer Schloßen sich entledigt
Und dazu die Windsbraut heulend
Über die empörten Wogen
Durch die Wälder rast und wütet,
Daß die hundertjährgen Eichen
Krachend ihre Gipfel neigen
Und erzürnt den Rasen peitschen,
Und die Dächer von den Hütten
Mit dem aufgeregten Sande
Hoch sich in die Luft erheben
Und den Wolken eilig folgen.

Kalevs edler Riesensprößling
Ließ alsdann die Wucht der Klinge
Mit der Schnelligkeit des Blitzes
In den mächtgen Amboß fahren,
Und die sieggewohnte Rechte
Spaltete den schweren Amboß
Nebst dem dichtberingten Klotze,
Der ihn trug, bis auf den Boden,
Ohne daß die blanke Schneide
Auch nur eine leichte Schramme
Sichtbar nachbehalten hätte.

(6, 442—474)

Kalevipoeg behält dieses Schwert und verspricht, von Estland her reichen Lohn zu senden. — Es folgt ein Gelage. In der Trunkenheit prahlt der Held mit der genossenen Gunst der Eilandstochter. Ein Sohn des Schmieds stellt ihn darob zur Rede, muß jedoch diese Kühnheit mit seinem Kopfe büßen. Der alte Schmied legt einen Fluch auf Kalevs Sohn, der den Frieden des Hauses gebrochen hat:

„Möge dich mein Fluch begleiten,
Bis er an dir wahr geworden,
Bis das Schwert, das du entweiht,
Dich einst selber hingemordet ..."

Kalevipoeg entweicht, kommt zur Besinnung und kehrt in eine Heimat zurück. — Im Wettkampf mit seinen Brüdern gewinnt er das Erbe seines Vaters und wird König.
Nun folgen eine Reihe von Abenteuern, die der Held in die Ferne nach Osten wandernd erlebt. Er gelangt an den Peipussee und durchschreitet ihn in einer Stunde. Ein Zauberer versucht, das Schwert zu rauben, während der Held schläft, läßt es aber in einen Fluß fallen und vermag es nicht herauszuheben. Kalevipoeg geht den Spuren nach, findet sein Schwert, läßt es aber im Flusse liegen, weil es selber erklärt, es wünsche nicht von der Hand eines Zornmütigen geführt zu werden.
Kalevs Sohn gerät hierauf in einen Kampf mit den Söhnen des finnischen Zauberers. Der Held verteidigt sich mit einer Planke. Der Streit ist schwer. Kalevipoeg hört ein feines Stimmchen rufen: „Schlag mit der Kante! mit der Kante!" Er folgt dem Rat und siegt.

Als der starke Sohn des Kalev
Nach dem angestrengten Kampfe
Sich ein wenig ausgeruht,
Rief er nach dem Busch sich wendend,
Wo der Freund sich hören lassen:
„Gib mir Auskunft, lieber Bruder,

Männchen mit der feinen Stimme,
Wer du bist, mein Guter, Lieber,
Der mir guten Rat erteilte,
Als ich in der Klemme war!"

Männchen mit der feinen Stimme,
Geistbegabtes kleines Männchen,
Schnell den Sinn erfassend, sagte:
„Ich, ein kleines Männchen, war es,
Ich, der arme nackte Igel,
Der den Rat dir zugeflüstert,
Dir den guten Rat gegeben."

(12, 182—198)

Kalevipoeg fordert den Igel auf, doch aus dem Dickicht hervorzukommen, aber der Igel antwortet:

„Kann nicht kommen aus dem Dickicht,
Kann nicht aus dem warmen Neste
In der kühlen Abendluft
Das betaute Gras betreten.
Als der alte Weltenschöpfer
Alle Wesen schuf auf Erden,
Übersah es seine Weisheit,
Daß ich ohne Rock geblieben,
Ohne wärmende Bekleidung.
Wenn ich nacktes, schwaches Männchen
Wagte aus dem warmen Neste
An die freie Luft zu treten,
Würd ich sicherlich erstarren,
Würde mich die Kälte töten."

Kalevs Sohn erwiderte:
„Höre, lieber, goldner Bruder,
Armer kleiner nackter Igel,

Komm getrost heraus ins Freie,
Daß ich deine Blöße decken,
Einen Pelz dir geben könne!"

Da entschlüpfte dem Gesträuche
Aus dem warmen Nest der Igel,
Nackt und bloß, ein kleines Wesen,
Das vor Kälte gleich sich krümmte
Und am ganzen Körper bebte.

Sprach zu ihm der Sohn des Kalev:
„Du erteiltest, lieber Igel,
Guten Rat mir in der Not,
Halfst mir glücklich aus der Klemme.
Mit der scharfen Kante hauend
Blieb ich Sieger auf dem Platze
Und mit Wolfsgeheul entflohen
Noch zu rechter Zeit die Buben.
Zur Bezeugung meines Dankes
Will ich dir von meinem Pelze
Nur ein kleines Stückchen schenken,
Das auch etwas stachlig ist,
Doch als Überwurf dir dienen
Und auch dazu nützen wird,
Künftig Braun und Isegrim
Dir vom Neste fernzuhalten."

Also sprach der Sohn des Kalev,
Riß ein Stückchen aus dem Futter
Seiner eigenen Bekleidung
Und verehrte es dem Igel.

Herzlich dankend nahm der Igel
Das Geschenk und hüllte sich
Sorglich in die warme Decke;
Doch das Stückchen war so klein,

Daß es nur den Rücken deckte
Und zur Not die beiden Seiten;
Bauch und Füße blieben immer
Unbedeckt noch wie zuvor.

Seit dem Vorfall trägt der Igel
Dieses dornbesetzte Röckchen,
Das ihm sichern Schutz gewährt.

(12, 211—266)

Nach mannigfachen Abenteuern mit dem Peipuszauberer, mit den drei gefangenen Spinnerinnen im Höllenhof, von denen der Held drei Zaubergegenstände erhält — Schwert, Rute und Hut — und deren willfährige Gunst er ausgiebig genießt, und nach dem Kampf mit dem „Gehörnten" im Höllenhof, den er in die Erde stampft, kehrt Kalevipoeg in sein Reich zurück.
Hier beschließt er, zusammen mit Olevs Sohn, dem Baumeister, eine Stadt zu bauen. Noch bevor sie aber fertig ist, will er „weise Pfade erforschen" und bis ans Ende der Welt segeln. Auch auf dieser Fahrt erlebt er unzählige Abenteuer, gelangt u. a. in ein Riesenland, wo er sich als Kinderspielzeug vorkommt, erkennt aber schließlich das Nutzlose seiner Fahrten und kehrt heim. Lindaniſſa, die zum Gedächtnis seiner Mutter so getaufte Stadt, ist unterdessen erbaut. Dann bedrohen Feinde das Land, aber Kalevipoeg besiegt sie.
Noch einmal dringt der Held in die Unterwelt ein, hat manche Kämpfe zu bestehen und bindet schließlich den „Höllenalten", nachdem seiner Mutter Schatten ihn gelehrt hat, daß der Höllenalte seine Kraft verliert, wenn er zu Boden geworfen wird. Es heißt hier:

Doch der Mutter Schatten schaute
Wachen Blicks des Sohns Ermatten,
Nahm den Wockenstock zu Handen,
Schwenkt ihn zehnmal wohl im Kreise
Übers Haupt im Wirbeldrehen,
Und warf krachend ihn zu Boden;
Vorbild wars dem Kaleviden.

Und der ſtarke Sohn des Kalev
Wußte gleich der Mutter Meinung
Sich verſtändig auszudeuten,
Faßt den Feind am Wadenbande,
Hörneralten an dem Kniequirl,
Hob ihn dann mit Windeseile
Wie den Wockſtock in die Höhe,
Dreht ihn zehnmal wohl im Kreiſe
Wie ein Bündel Werg den Alten,
Warf ihn mit gewaltgem Schwunge
Klatſchend nieder an den Boden.
Stemmt die Knie ihm auf die Bruſt dann,
Faßt die Gurgel mit den Fäuſten,
Sucht den Alten zu erwürgen;
Griff nach ſeinem Gurt am Leibe,
Um den Böſen feſtzuſchnüren.
Und er ſchleppte den Beſiegten
An dem Strang zur Eiſenkammer,
Schlug die Füße ihm in Feſſel,
Legte ihn in Kettenbande
So an Füßen wie an Händen,
Band ſodann die dritte Feſſel
Reifenartig um den Hals ihm,
Vierte Feſſel um den Leib ihm.
Und er feſtigte die Enden
In die ſtarke Felſenmauer,
Rollt herbei dann einen Feldſtein
Wie ein Häuschen groß als Türe,
Und er band des Halſes Feſſel
An den Stein mit ſtarken Knoten,
Feſtigt ſie mit Eiſenklammern,
So daß nicht aus Stub und Kammer
Schreiten konnt der Höllenalte.

(19, 64—103)

Kalevipoeg nimmt vier Säcke Gold mit ſich und zieht heimwärts. Unterdeſſen ſind von Olevs Sohn drei weitere Städte erbaut.

Kalevipoeg entsagt allen Abenteuern und tut seinem Lande viel Gutes. Seine Untertanen wünschen, er solle heiraten, aber er weigert sich dessen.
Wiederum droht Krieg. Kalevs Sohn bittet seinen Vater im Grabhügel um Rat, erhält aber keine Antwort. Er vergräbt nun seinen Goldschatz, um ihn vor dem Feinde zu sichern, sammelt sein Heer und kämpft gegen die Ritter. Schwer ist der Sieg, allein er erringt ihn, dank seiner gewaltigen Kraft und dem treuen Beistand seiner Mannen.

In der zweiten Schlacht jedoch gegen Polen, Tataren und Litauer fallen alle die Seinen bis auf Olevs Sohn; von den Feinden freilich entrinnt keiner, sie alle sinken unter den gewaltigen Streichen des Helden zu Boden. — Kalevipoeg überläßt nun Olevs Sohn die Herrschaft in Lindanissa, zieht sich selber in eine Einsiedlerstätte mitten im Walde zurück und führt dort ein beschauliches, ärmliches Leben.
Einst wandert er zum Peipussee und durchquert den Fluß, in dem sein altes gutes Schwert liegt. Da muß ihm das Schwert, dem Fluche des Finnland-Schmiedes gehorchend, beide Unterschenkel abschneiden. Kalevipoeg stirbt; sein Todesschrei steigt hinauf zum Himmel, und seine Seele schwingt sich empor zur Halle seiner Ahnen.
Der Held gelangt zu Altvater und der vertraut ihm nach langem Besinnen an, denn er weiß nicht sogleich, welches Amt er dem gewaltigen Manne geben könne, das Höllentor zu bewachen und den Gehörnten zu hüten, damit er nicht entweiche.
Als Kalevipoeg vor dem Felsentor angelangt ist, ruft eine Stimme von oben:

„Schlage mit der Faust den Felsen!"
Und die schwere Hand erhebend
Schlug er mit der Faust den Felsen,
Daß sie spaltend tief hineindrang:
Und die Rechte blieb gefangen.
Dort auf seinem Rosse reitet
Heute noch der Kalevide

Handgefesselt an dem Felsen,
Und bewacht am Höllentore
Andrer Fesseln, selbst gefesselt.

Höllengeister suchen emsig
Doppelt angebranntes Kienholz,
Um die Ketten zu zerbröckeln,
Um die Fesseln zu zerreißen,
Deren Ringe um die Julzeit
Schrumpfen ein zu Härchendicke.
Aber ruft der Hahn im Frührot
Von des alten Vaters Toren
Um das Julfest anzukünden:
Werden jener Kette Glieder
Alle plötzlich wieder dicker.

Kalevs Sohn versucht die Rechte
Mit Gewalt von Zeit zu Zeiten
Aus der Felsenwand zu reißen,
Und mit Schütteln und mit Rütteln
Macht den Boden er erbeben
Und die Hügel zitternd schwanken,
Und das Meer fängt an zu schäumen;
Doch ihn hält die Hand von Mana:
Daß der Wächter nicht vom Tore,
Der Beschützer nicht entweiche.

Einmal wird die Zeit beginnen,
Wo die Späne von zwei Seiten
In gewaltgen Flammen brennen,
Und die offnen Gluten schmelzen
Dann die Hand auch von dem Felsen.
Dann kehrt Kalev auf die Erde,
Seinem Volke Glück zu bringen,
Eine neue Zeit der Esten.

(20, 1016—1054)

Anhang: Livische Märchen

84. Das Werwolfsfell

Es war einmal ein König, der hatte zwei Bräute. Die eine heiratete er, die andere ließ er sitzen. Aber dieses andere Mädchen, dem er einen solchen Kummer bereitet hatte, schwor ihm lebenslängliche Rache.

Der König hielt Hochzeit, und nach einem Jahr wurde ihm ein schöner Knabe geboren. Da bekam der König aber die Nachricht, daß er in den Krieg ziehen müsse. Seine kranke Gemahlin mit dem kleinen Sohne blieb zu Hause. Und zu jener Zeit, wo der König im Kriege war, suchte seine andere, verlassene Braut nach einer Gelegenheit zur Rache. Eine alte Zigeunerin lehrte sie neunmal unter den Wurzeln einer Kiefer durchzukriechen, um sich in einen Werwolf zu verwandeln. Und jenes Mädchen ging hin, kroch neunmal unter den Wurzeln einer Kiefer durch und wurde zu einem Wrewolf. Das auf solche Weise erlangte Werwolfsfell wollte sie der jungen Königin überwerfen, sie fand aber auf keine Weise Gelegenheit bis zur Königin durchzudringen. Da ging sie zu einem Diener des Königs und bat um Arbeit. Der Diener meldete dies der Königin, und die Königin ließ sie anstellen, damit sie den Hof in Ordnung halte. Der Diener ließ das Mädchen sofort ihren Dienst antreten, und nun ging sie herum und lauerte der Königin auf.

Eines schönen Abends säugte die Königin am offenen Fenster ihr Kind — da warf das Dienstmädchen ihr durchs Fenster das Werwolfsfell über. Sogleich wurde die Königin zu einem Werwolf, legte das Kind nieder und schlich in den Wald. Jenes Mädchen stieg nun selbst zum Fenster hinein, nahm das Kind in seine Arme und begann es zu säugen. Sie hatte aber zum Säugen gar keine Milch, und das Kind schrie und weinte gar sehr. Doch ließ das Mädchen keinen Menschen zu sich heran.

Als nun der König nach Hause kam, da klagte man ihm, die Königin lasse niemand in ihre Nähe, wo das Kind doch so sehr schreie. Der König begriff nicht, was seinem guten Weibe so Böses zu-

gestoßen sei; er ging selbst zu seiner Frau und begehrte Einlaß. Jemand tat die Tür auf und ließ den König ein. Die Frau lag platt auf dem Bett und das Kind schrie ganz schrecklich. Die Frau hatte die Augen geschlossen, und als der König fragte, was ihr fehle, da winkte sie nur mit der Hand und sagte, sie sei sehr krank. Augenblicklich rief der König den Diener und sagte ihm, er solle rasch einen Arzt holen, und war noch über ihn böse, weil er nicht von selbst zur kranken Königin einen Arzt gerufen hatte. Der Diener verteidigte sich, er sei nicht schuld, denn die Königin selber habe keinen Menschen in ihre Nähe gelassen. Da fragte der König seine Frau, ob sie einen Arzt wolle, und die Frau bat ihn und sagte, sie wolle keinen; und sie sprach zum König kein Wort mehr, sondern winkte nur mit der Hand, daß man sie verlassen solle. Der König konnte nicht herausbekommen, was seiner Frau fehle; doch ließ er den Arzt holen und dieser erklärte, die Königin müsse allein sein und niemand dürfe sie stören.

Da saß nun an einem sehr, sehr schönen Abend der alte Diener des Königs draußen auf einem Stein und dachte an seinen kummervollen Herrn. Die Mitternacht kam heran. Da sah der Diener mit seinen eigenen Augen einen Werwolf herankommen. Der Diener saß so regungslos, wie er nur konnte, und wollte sehen, was für ein Tier das eigentlich sei. Der Werwolf ging geradewegs unter das Fenster der Königin und sprach diese Worte: „Wenn man nur das Kind herausbringen und auf dem Hof niederlegen wollte, dann würde ich es säugen.“ Der alte Diener horchte und schaute und begriff nun klar, daß die jetzige Königin nicht die rechte sei, sondern daß hier ein schreckliches, großes Verbrechen geschehen sein müsse. Und der Diener erzählte am Morgen dem Könige alles, was er in der Nacht gesehen und gehört hatte.

In der nächsten Nacht ging der König auch selbst lauschen. Die beiden legten das Kind auf den Erdboden und setzten sich auf den Stein, um den Werwolf zu erwarten. Dieser kam, nahm das Kind und ging damit zur Ecke der königlichen Vorratskammer. Da war ein sehr großer Stein. Dort zog der Werwolf sein Fell aus, legte es auf den Stein, setzte sich darauf und säugte das Kind. Nun sah auch der König deutlich, daß es seine eigene Frau

war, und wollte sogleich zu ihr eilen; aber der Diener hielt ihn fest und ließ ihn nicht hin. Als die Frau das Kind gesäugt hatte, brachte sie es zurück, legte es hin und sprach diese Worte: „Noch zwei Abende und dann niemals mehr!" — Und sie schlich fort. Der König nahm sein Kind auf und brachte es in die Stube; dann ließ er durch seine Diener die Königin im Bett festnehmen und ins Gefängnis werfen. Mit dem Diener aber hielt er Rat, wie sie den Werwolf in ihre Hände bekommen sollten. Und sie verabredeten sich, das Kind am Abend wieder hinauszutragen und dann in der Nacht den Werwolf dort festzunehmen. Sie brachten das Kind auch hinaus und warteten auf das Kommen des Werwolfs. Der Werwolf kam, nahm das Kind auf und ging wieder zum selben Stein, um es zu säugen. Als die Frau das Werwolfsfell ausgezogen hatte und das Kind zu säugen begann, da lief der König hinzu und wollte sie festhalten: aber sowie sie das merkte, warf sie das Kind hin und lief davon und sprach nur noch diese Worte: „Noch morgen nacht und dann niemals mehr!" Der König konnte kein Mittel erdenken, um den Werwolf zu fangen. Da gab ihm der alte Diener einen guten Rat: man solle auf dem Stein ein Feuer anlegen und den Stein glühend machen; wenn da der Wolf sein Fell ausziehe und auf den Stein lege, so werde das Fell am Stein haften bleiben, und ohne das Fell werde der Wolf nicht fortlaufen. Das taten sie auch: sie heizten den Stein glühend und warteten, bis der Werwolf kam. Dieser nahm sogleich das Kind und ging, es zu säugen; er zog sein Fell aus, legte es auf den Stein und setzte sich darauf. Der König aber und sein Diener warteten noch, damit die Frau länger auf dem Stein sitze — dann bleibt das Fell fester am Stein haften. Als die Frau das Kind gesäugt hatte, küßte sie es noch dreimal, legte es nieder und wollte das Fell nehmen, sie konnte es aber nicht, denn das Fell war am Stein haften geblieben. Nun stürmte der König herbei und hielt sie fest, und überzeugte sich jetzt, daß es seine rechte Frau war, welche sechs Monate lang das Werwolfsfell getragen hatte.

Da führte der König seine Frau ins Zimmer und ließ jene andere welche im Gefängnis saß, an einen Pferdeschweif binden, damit

das Pferd sie zu Tode trete. Und der König selbst hielt mit seiner ersten Frau zum zweitenmal Hochzeit; und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

85. Zwei Leichen und ein schwanzloses Pferd

Es waren einmal zwei Bauernwirte: der eine war reich, der andere war arm. Der Arme ging zum Reichen und bat ihn um ein Pferd, damit er Holz führen könne; er bekam das Pferd auch, aber ohne den Schlitten. Der Arme nahm es nun, ging in den Wald und band das Holzfuder mit einem Strick an den Schwanz des Pferdes; aber auf der Heimfahrt riß der Pferdeschwanz ab. Der Arme brachte das Pferd wieder zum Reichen zurück und bedankte sich aufs schönste, aber das Pferd hatte keinen Schwanz mehr. — Der Reiche verklagte den Armen vor dem Gericht.

Zum Gericht ging der Reiche mit seiner Frau und seinem Sohn, der Arme wanderte allein hinter ihm drein. Wegen der Kälte betraten sie alle eine Schenke. Der Reiche bestellte sich Bier und Schnaps, um warm zu werden, die Frau mit dem Sohn machte es sich am Ofen bequem, um sich ebenfalls zu wärmen, und der Arme kletterte auf den Ofen. Der Arme schloß die Augen, um nicht zu sehen, wie der Reiche trank; er schlummerte aber ein, stürzte vom Ofen genau auf den Sohn des Reichen herab und schlug ihn zu Tode. Auf diese Weise war er schon doppelt schuldig. Auf dem Wege zum Gericht mußten sie noch über einen Fluß gehen. Der Arme ging über die Brücke, gerade als ein alter Mann unten auf dem Eise durchfuhr. Der Arme tat einen Fehltritt, stürzte von der Brücke gerade dem alten Mann auf den Kopf und schlug ihn ebenfalls zu Tode. Auf diese Art war er schon dreifach schuldig und dachte, daß man ihn jetzt natürlich hängen werde. Da fand er am Wege einen Stein, ungefähr ebenso groß, wie ein Haufen von dreihundert Talern. Der Arme band den Stein in sein Tuch und sprach zu sich selbst: „Wenn ich einmal zum Tode verurteilt bin, so mag auch mein Richter krepieren: ich werfe ihm mit dem Steine den Schädel ein."

So kamen sie nun alle zum Galgen ins Gericht. Der arme Mann wartete auf das Urteil und hob seine Hand mit dem Stein in die Höhe, um ihn, wenn er zum Tode verurteilt würde augenblicklich dem Richter an den Kopf zu werfen. Der Richter aber dachte, daß der Mann ihm dreihundert Taler zeige, und fällte das Urteil folgendermaßen: der Reiche solle sein Pferd dem Armen überlassen, bis dem Pferde wieder ein Schwanz gewachsen sei; auch seine Frau solle er dem Armen geben, bis sie von diesem ein neues Kind geboren habe — dann solle er Pferd, Frau und Kind zurückerhalten; was drittens den alten Mann anlange, so wäre der sowieso bald von selbst gestorben, deshalb könne der Richter darüber kein Urteil fällen.

Damit war das Gericht zu Ende und alle gingen nach Hause. Am nächsten Morgen eilte der Arme sofort zu dem Reichen und verlangte das Pferd und die Frau, um sich unverzüglich an die vorgeschriebene Arbeit machen zu können. Doch der Reiche bat ihn, sich nicht zu bemühen — er selber wolle schon die Sache mit der Frau in Ordnung bringen und dem Pferde einen Schwanz wachsen lassen. Der Arme war damit nicht einverstanden. Nun, da gab ihm der Reiche dreihundert Taler Abschlagsgeld, und der Arme ging fröhlich nach Hause.

Hinterdrein schickte der Richter seinen Diener nach den dreihundert Talern, der Arme aber klagte, woher er dreihundert Taler nehmen solle. Der Diener erinnerte ihn daran, daß er sie ja im Gericht gezeigt habe. Nun erklärte der Arme: „Ich habe nur einen Stein gezeigt: wenn der Richter nicht zu meinen Gunsten entschieden hätte, so hätte ich ihm mit dem Stein den Schädel eingeworfen. Diesen Stein kann ich ihm freilich mit Vergnügen abtreten."

Als der Richter das hörte, da war er selber noch froh darüber, daß er es unbewußt verstanden hatte, so zu urteilen, daß er keinen Stein an den Kopf bekommen hatte, und sprach: „Gott sei Dank, daß die Sache noch so abgelaufen ist!"

86. Die drei guten Worte

Es war einmal ein fauler, alter Mann. Seine Frau webte schöne Decken und schickte den Mann, sie zu verkaufen. Eine Werst von der Stadt kam ihm aus dem Walde ein fremder Mann entgegen und bat: „Peter, gib deine Decke mir.“ Peter wollte sie nicht hergeben, der andere aber bat: „Gib, gib, ich sage dir ein gutes Wort dafür.“ Nun, Peter war auch damit zufrieden und gab die Decke ab; und der Fremde sagte ihm das gute Wort: „Wenn du den Arm aufhebst, so laß ihn nicht sinken!“

Der Fremde verschwand mit der Decke im Walde; Peter kehrte zu seiner Frau heim, die Frau aber begann ihn zu schelten. Brot hatten sie nicht, es war rein um des Hungers zu sterben! Sie besaßen nur noch dreißig Kopeken Geld. Die Frau schickte den alten Mann in die Stadt, um für dieses Geld Garn zu kaufen, damit sie eine neue Decke weben könne.

Wieder webte die Frau eine unbeschreiblich schöne Decke und schickte wieder ihren Mann diese Decke, zu verkaufen; selber hatte sie zwei bis drei Tage nichts gegessen. An derselben Stelle, wo der Mann die erste Decke weggegeben hatte, kam ihm jetzt wieder der fremde Greis aus dem Walde entgegen und lockte ihm die Decke wieder für ein gutes Wort ab: „Du wirst ins Wasser fallen und nicht ertrinken.“

Als der Mann nach Hause kam, fing seine Frau wieder an zu zanken. Die Frau hatte nur noch fünf Kopeken Geld. Für dieses Geld ließ sie ihren Mann aus der Stadt Garn holen, webte wieder eine schöne Diamantendecke und schickte ihren Mann, diese zu verkaufen. An der alten Stelle — eine Werst von der Stadt — kam ihm aus dem Walde wieder der alte Mann nachgelaufen und rief: „Peter, gib die Decke mir!“ Vor Schreck begann Peter vor dem alten Manne zu fliehen, aber dieser lief hinter im drein und bat immer wieder: „Peter, gib die Decke mir, gib sie — ich sage dir ein gutes Wort dafür!“ So liefen sie nun beide. Peter wollte nicht und wollte nicht die Decke hergeben, aber gerade vor der Stadt gab er sie doch her und bekam für die Decke ein gutes Wort: „Wo

eine Weide wächst, da gibt es keinen Wassermangel.“ Nun wagte Peter nicht mehr zu seiner Frau heimzukehren, sondern ging aufs Meer als Matrose. Da erhob sich aber auf dem Meere ein schauerlicher Sturm, und der Kapitän erklärte: „Es ist nötig, einen Mann ins Meer zu werfen.“ Man warf das Los — und das Los traf Peter. Der Kapitän versprach dem Peter die Hälfte der Schiffsladung zu schenken, wenn dieser nur erlaube sich ins Meer werfen zu lassen. Da erinnerte sich Peter an das gute Wort des alten Mannes: „Du wirst ins Wasser fallen und nicht ertrinken.“ Und Peter ließ sich ins Wasser werfen, und ertrank auch wirklich nicht, sondern das Meer warf ihn ans Ufer. Hier wartete Peter auf das Schiff. Und als der Kapitän mit seinem geretteten Schiffe im Hafen anlangte, da bekam er einen furchtbaren Schreck, denn Peter stand vor ihm auf dem Boulevard, den Kontrakt in der Hand. Nun, da bekam Peter also auch die Hälfte der Schiffsladung.

Dort in der Stadt war zu jener Zeit ein großer Wassermangel, und der König hatte drei Schiffsladungen Schätze demjenigen versprochen, der die Stadt von dem Wassermangel befreie. Nun erinnerte sich Peter an das andere gute Wort, das er vom alten Manne gehört hatte: „Wo eine Weide wächst, da gibt es keinen Wassermangel.“ Peter ging sofort zum König und versprach diesem, das Wasser zu verschaffen: er ging in den königlichen Garten, ließ eine Weide aus dem Boden graben — und sogleich sprudelte unter ihren Wurzeln eine Quelle hervor. Es gab Wasser in Hülle und Fülle, und die Stadt war von dem Wassermangel erlöst; und Peter erhielt die versprochenen Schätze.

Nun kehrte Peter heim. In der Zwischenzeit war sein Sohn zu einem großen Mann herangewachsen und schlief gerade an der Seite seiner Mutter. Peter hielt ihn für einen Fremden und erhob schon sein Schwert, um ihn zu töten —, da kam ihm das dritte Wort in den Sinn, das er vom alten Manne gehört hatte: „Wenn du den Arm aufhebst, so laß ihn nicht sinken!“ Peter ließ das Schwert nicht niederfallen. Da erwachte auch seine Frau, und alles klärte sich auf; sie versöhnten sich miteinander und lebten ein glückliches Leben. Das ist alles.

87. Der Tod auf dem Apfelbaum

Es war einmal ein alter Mann, der hatte ein kleines Haus. Eines Abends kamen drei Männer und gingen durchs Dorf, und da sie nirgends ein Nachtlager erhielten, so kamen sie auch zu jenem alten Mann. Sie baten ihn um ein Nachtlager, und der Alte antwortete ihnen, sie sollten sich nur hinlegen, aber ein Bett könne er ihnen nicht anbieten. Die Männer warens zufrieden und legten sich dort hin. Der alte Mann machte sich an sein Abendessen — er hatte nur vertrocknete Brotkrusten und Krebsfüße — und bat seine Gäste mitzuessen, wenn es ihnen schmecke. Und so aßen sie denn alle. Am Morgen, als die Fremden sich zum Fortgehen anschickten, fragten sie den alten Mann, was sie zu zahlen hätten. Der Mann antwortete, daß er keinen Lohn verlange; er habe aber einen Apfelbaum: wenn nur die Äpfel an diesem Baum hängen bleiben wollten! er habe selbst noch niemals von diesen Äpfeln essen können, denn wenn sie zu reifen anfingen, so verschwänden sie immer alle vom Baume. Die Männer versicherten ihm, daß seine Äpfel von nun an nicht mehr verschwinden würden.

Eines Morgens ging der alte Mann hinaus, um zu harnen, und sah — der Apfelbaum war voll kleiner Knaben, und im Wipfel saß auch noch ein erwachsener Mann. Der Alte fragte ihn: „Freund, wie bist du hierher geraten?“ Der Mann antwortete nichts. Nun ließ der Alte die Knaben vom Baume heruntersteigen, aber den großen Mann ließ er nicht frei. Der Mann begann aber ihn zu bitten, und da ließ er ihn ebenfalls gehen.

Darauf kam der Tod zum Alten und sagte, es sei Zeit, daß der Alte mit ihm gehe. Dieser bat, der Tod möge ihm erlauben noch einige Äpfel mit auf den Weg zu nehmen, und der Tod erlaubte es auch. Aber die Äpfel hingen hoch oben, und der alte Mann konnte nicht hinauflangen. Da kletterte der Tod mit seinen langen Beinen selbst auf den Baum und holte die Äpfel, als er aber hinabsteigen wollte, da wurde er nicht mehr frei: wohl schüttelte er den Baum, konnte aber vom Baume nicht loskommen. Nun begann er den alten Mann zu bitten, dieser möge ihn hinabstei-

gen lassen. Der Alte sagte, er wolle das tun, wenn der Tod ihm noch einige Jahre zu leben vergönne. Und als der Tod endlich vom Baume herabkam, da wußte er nicht, wohin er vor jenem Manne fliehen solle.
Und deshalb liebt es der Tod bis auf den heutigen Tag nicht, alte Leute zu holen.

88. Das kluge Weib

Es war einmal ein reicher Mann und ein armer Mann. Der Reiche hatte ein großes Stück Land und der Arme ein kleines, dafür aber viele Kinder. Nun grub der Arme um sein eigenes Land einen tiefen Graben, damit seine Kinder nicht aufs Land des Reichen gehen sollten. Einmal ließ der Reiche seine Kuh weiden. Die Kuh ging in den Graben, um Wasser zu trinken und brach sich ein Bein. Der Reiche ging auf das Gericht klagen, aber das Gericht konnte in der Sache kein Urteil fällen. Da sagte der Richter, er wolle drei Rätsel aufgeben: wer sie in drei Tagen zu raten vermöge, der habe den Streit gewonnen. Und diese drei Fragen waren: wer ist der Reichste? wer kann am schnellsten laufen? und was ist das Süßeste?
Nun kam der arme Mann in Sorgen nach Hause. Er hatte aber eine erwachsene Tochter, und die fragte ihn: „Was für eine Sorge hast du?" Der Vater erzählte die Sache, und die Tochter antwortete: „Vater, sei nur ganz ruhig." Und die Tochter lehrte ihn, was er antworten solle.
Nach drei Tagen gingen der Arme und der Reiche zum Richter. Dieser fragte sogleich: „Nun, wie steht es mit den Rätseln?" Der Reiche beeilte sich, sofort mit Eifer zu antworten: „Der Reichste, das seid Ihr selbst, Herr Richter; am schnellsten laufen kann der Hengst, den ich zu Hause habe; und ich habe so viel Honig, daß die ganze Kleete* davon voll ist — aber Süßeres als Honig gibt es nichts." Darauf antwortete der Arme: „Der Reichste ist Gott; am schnellsten laufen können die menschlichen Gedanken; und

* Vorratshaus, Speicher.

das Süßeste ist der Schlaf." Nun sprach der Richter: „Du hast recht!" Doch fragte er den Armen, wer ihn diese Weisheit gelehrt habe. Dieser antwortete: „Meine Tochter." Da sprach der Richter: „Nun, wenn deine Tochter so klug ist, so soll sie morgen zu mir kommen, nicht bekleidet und nicht nackt, nicht zu Pferd und nicht zu Fuß, nicht auf dem Wege und nicht am Rande des Weges; ihr Pferd binde sie zwischen dem Winter und dem Sommer an und ‚Guten Tag' sage sie weder draußen noch in der Stube." Nun war der arme Mann noch mehr in Sorgen. Er ging nach Hause und sagte zur Tochter, jetzt sei es mit ihm aus. Die Tochter fragte, was ihm fehle, und der Vater erzählte, auf welche Weise die Tochter zum Richter kommen sollte. — Die Tochter lachte nur und sagte, der Vater möge sich keine Sorgen machen Am anderen Tage wickelte die Tochter sich in ein Netz — und war also weder bekleidet noch nackt; dann nahm sie einen Ziegenbock und bestieg ihn, aber ihre Füße berührten den Boden — also war sie weder reitend noch zu Fuß; der Bock ging, indem er den einen Fuß auf den Wegrand, den anderen auf den Weg setzte — so war es also weder das eine, noch das andere; den Bock band sie auf dem Hofe des Richters zwischen einem Schlitten und einem Wagen an — so befand er sich also zwischen Winter und Sommer; und den Richter grüßte sie, während sie mit dem einen Fuß diesseits, mit dem anderen jenseits der Schwelle stand. Und so sah der Richter, wie klug das Frauenzimmer war. Er befahl, ihr schöne Kleider anzuziehn, damit ein Diener sie heirate. Aber als das Mädchen schöne Kleider angelegt hatte und der Herr es ansah, da gefiel es ihm selbst sehr gut, und er heiratete es selber.

Nach der Hochzeit ging der Herr von Hause fort und verbot seiner jungen Frau, jemandem Recht zu sprechen, und er drohte sie fortzujagen, wenn sie das Verbot nicht hielte. Als der Herr fort war, kamen zwei Männer aufs Gericht. Der eine hatte vom anderen ein Wagenrad geliehen und wollte irgendwohin fahren, in der Nacht aber warf die Stute ein Füllen, und am Morgen konnte er nirgends hinfahren. Er brachte das Rad zurück, doch der andere verlangte Bezahlung: „wenn er das Rad nicht gegeben

hätte, so hätte auch die Stute kein Füllen gehabt." — Und die Frau des Richters sprach den beiden das Urteil.

Nun kam der Richter nach Hause und sagte, die Frau solle sich jetzt packen, weil sie dem Verbot nicht gehorcht habe; aber einen Gegenstand dürfe sie noch mitnehmen. Da bat das Weib: „Könnten wir nicht ebenso, wie zur Hochzeit, alle Verwandten zusammenrufen, ihnen Speisen und Getränke vorsetzen und danach voneinander scheiden?" Nun, der Herr ging auch darauf ein und rief die Verwandten zusammen.

Alle kamen, aßen und tranken, die Frau aber bewirtete ihren Mann fortwährend mit Schnaps, bis der Herr betrunken war. Da nahm die Frau einen kleinen Karren, auf dem im Garten Sand geführt wurde, legte den Richter hinein und karrte ihn ins Haus ihres eigenen Vaters hinter den Ofen, selbst aber legte sie sich nebenbei schlafen.

In der Nacht fragte der Herr, an welchem Ort er sich befinde. Die Frau antwortete: „Schlaf nur, du wirst es schon am Morgen sehn!" Der Herr fragte zum zweitenmal, an welchem Ort er sich befinde. Da sagte die Frau: „Du befindest dich hinter dem Ofen meines Vaters." Der Herr fragte: „Wie bin ich denn hierher geraten?" Die Frau antwortete: „Natürlich habe ich dich hergebracht. Du erlaubtest mir ja, einen Gegenstand mitzunehmen: ich fand, daß der wertvollste Gegenstand d u bist, und nahm dich mit."

Der Herr stand auf, nahm seine Frau unter den Arm und ging auf sein Gut zurück und freute sich, daß er eine so kluge Frau hatte.

89. Der geizige König

Es war einmal ein König. Das war solch ein Geizhals — keinem Bettler gab er jemals etwas, sondern sagte nur immer, die Bettler sollten arbeiten gehn und sich Geld verdienen.

Neben seinen Schloß befand sich ein großer Park und dahin verirrte sich einmal ein großer Hirsch. Der König wollte den Hirsch erlegen und begann auf ihn zu schießen, traf ihn aber nicht,

und der Hirsch flüchtete ins Meer. Der König zog sich nackt aus und fing an, den Hirsch im Wasser zu verfolgen. Die Kleider des Königs blieben am Ufer liegen, es kam ein Dieb hinzu und trug sie fort — und auf diese Weise blieb der König nackt. Den Hirsch aber hatte er gefangen: so nahm er nun dessen Fell, hüllte sich ein und ging nach seinem Schloß zurück; doch die Wachen ließen ihn nicht mehr hinein — sie glaubten nicht, daß er ihr König sei. Bald begann der König Hunger zu spüren; es half nichts anderes — er mußte dienen gehen. Er verdingte sich also bei einem Bauern als Knecht. Dort mußte er aber sehr früh aufstehn und zur Arbeit gehn. Daran war er nicht gewöhnt und schlief länger. Nun, der Bauer gab ihm auch keine Arbeit mehr, sondern jagte ihn fort. Darauf bot der König sich einem anderen Bauern als Pferdehirt an: er dachte, dies sei eine leichte Arbeit, blieb aber wieder schlafen, die Pferde liefen in den Weizen, und der Bauer jagte ihn wieder fort. Dann wurde er Schweinehirt, aber auch die Schweine gingen bald in die Kartoffeln und bald in die Erbsen, und der Bauer jagte den Hirten fort.

Schließlich fand der König nirgends einen Dienst mehr. Er wanderte nun einsam seinen Weg; da kam ihm ein blinder Bettler entgegen und klagte, er habe niemand, der ihn zum Schlosse des Königs leite, wo eine große Bettlerbewirtung zu erwarten stehe. Nun ging der König als Wegweiser des Bettlers hin und wurde auch mit dem Bettler zusammen ins Schloß eingelassen. Dort war ein König, der saß mit den Bettlern an einem Tisch und aß mit ihnen zusammen. Der fragte den geizigen König: „Hast du nun gelernt, König zu sein?" Und er selber stand auf und ging hinaus und ließ ihn an seiner Stelle wieder als König zurück.

90. Die Geldmühle

Es war einmal ein alter Mann, der hatte eine Bohne. Er wollte die Bohne verspeisen, die Bohne aber bat ihn, er solle sie nicht essen — lieber solle er sie in die Erde pflanzen. Also pflanzte der Mann sie in einen Topf und stellte ihn auf das Fenster seiner Hütte. Eines Tages sah er

nach, wie hoch die Bohne schon gewachsen sei — da reichte sie bis zur Zimmerdecke; er sah am folgenden Tage nach — da reichte sie bis zum Dach; und am dritten Tage reichte sie bis zum Himmel.

Nun kletterte der Mann an der Bohnenranke in den Himmel und sah, wie die Engel Geld mahlten. Er bat, man solle die Geldmühle ihm geben, und er bekam sie auch — nur sagten ihm die Engel, er dürfe die Mühle bloß einmal täglich umdrehen, dann werde er Geld bekommen, wenn er sie öfter drehe, so bekomme er nichts als Staub. Nun, der alte Mann drehte sie auch nur einmal täglich und erhielt auf solche Weise viel Geld.

Die anderen merkten, daß der alte Mann viel Geld hatte, und wurden auf ihn neidisch; und die Mühle wurde dem alten Mann gestohlen. Er hatte aber einen Hahn, der sang, daß die Mühle gestohlen sei und daß ein reicher Bauer das getan habe. — Jener Bauer erfuhr, daß irgendwo ein Gut zu verkaufen sei; er wollte es kaufen und brauchte dazu viel Geld, so mahlte er also täglich viele Mal und schüttete alles in den Keller; schließlich dachte er, daß der Keller schon voller Geld sei, als er aber die Tür auftat, da war dort nichts als Staub.

Nun flog der Hahn auf das Dach des Kellers und krähte: „Kleine Herren, Bettelherren, gebt des armen Mannes Geldmühle heraus!" Der Bauer wurde vor Scham sehr böse und sperrte den Hahn in den Kuhstall ein. In der Nacht öffnete der Hahn das Tor, der Wolf sprang in den Stall und fraß alle Kühe auf. Am Morgen sang der Hahn wieder sein altes Lied, der Bauer solle des armen Mannes Geldmühle herausgeben.

Nun sperrte der Bauer den Hahn in den Pferdestall ein. Der Hahn aber öffnete in der Nacht wieder das Tor, der Wolf sprang hinein und zerriß alle Pferde. Und am Morgen sang der Hahn wieder dasselbe alte Lied: „Kleine Herren, Bettelherren, gebt des armen Mannes Geldmühle heraus!"

Da warf der Bauer ihn in den Brunnen, aber der Hahn trank den Brunnen leer und sang immer wieder sein altes Lied. Der Bauer steckte den Hahn in den Ofen, damit er verbrenne, aber der Hahn löschte mit dem Wasser das Feuer und sang immer wieder sein

Lied: „Kleine Herren, Bettelherren, gebt des armen Mannes Geldmühle heraus!“

Da nahm der Bauer den Hahn, tötete ihn und aß ihn auf. Doch der Hahn begann sogar in des Bauern Bauch sein Lied zu singen, kam dann aus dem Bauche noch wieder heraus und sang immer: „Kleine Herren, Bettelherren, gebt des armen Mannes Geldmühle heraus!“

Da ging der Bauer hin und gab dem armen Mann sowohl seine Mühle als auch seinen Hahn zurück. Und so mahlt der alte Mann Geld noch bis auf den heutigen Tag.

Quellennachweise und Anmerkungen

1. Finnische Märchen

Die Nummern 1—30 stammen aus Ingermanland (Gouvernement St. Petersburg). Die Texte sind in den Jahren 1859—1892 von verschiedenen Forschern aufgezeichnet und befinden sich im Archiv der Finnischen Literaturgesellschaft in Helsingfors. — In den Anmerkungen zu den einzelnen Stücken stehen der Name des Sammlers und die Zeit der Aufzeichnung voran, es folgen die Archivnummer und der Ort der Niederschrift, sodann die notwendigerweise auf die knappsten Hinweise beschränkten vergleichenden Anmerkungen.

1. Vihtori Alava 1892, Nr. 37, Dorf Ropsu. — Vgl. Aarne, Verzeichnis der Märchentypen (F F Communications 3) Nr. 530 und 675 (für den Schluß).
2. Fr. A. Saxbäck 1859, Nr. I, 10, Ostingermanland. — Die Fabel stammt aus 1001 Nacht, s. Chauvin, Bibliographie des Ouvrages Arabes VI, 31 (Liége u. Leipzig, 1902).
3. derſ. 1859, Nr. II, 31, Ostingermanland.
   1. Gehört zu Aarne Nr. 1000ff. Vgl. Wünsche, Der Sagenkreis vom geprellten Teufel (Leipzig u. Wien 1905), dazu Bolte, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 16, 448 (Berlin 1906); ferner Kühnau in der Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität zu Breslau S. 105ff. (Breslau 1911).
   2. Aarne Nr. 1060, 1071, 1072, 1063.
4. V. Alava 1892, Nr. 35, Dorf Ropsu. — Aarne Nr. 550.
5. J. Fr. Ruotsalainen Nr. 8, Dorf Kubanitsa, Kirchspiel Suur Kikler. — Aarne Nr. 325.
6. V. Alava 1891, Nr. 595, Dorf Struuppova. — Aarne, F F Communications 25, Nr. 170* und 158, Afanasjev, Narodnyja russkija skazki[3] Nr. 1a.
7. derſ. 1891, Nr. 1152. — Aarne Nr. 327 B.
8. derſ. 1891, Nr. 260, Dorf Arsiansaari. — Aarne Nr. 300. Der Roßkampf, bekannt aus altisländischer Überlieferung begegnet auch in den russischen Heldenliedern, den Bylinen.
9. derſ. 1891, Nr. 713. — Aarne Nr. 1386, 1381.
10. derſ. 1891, Nr. 760. Dorf Pärspää. — Aarne Nr. 560, 566.
11. Fr. A. Saxbäck 1859, Nr. I, 3, Ostingermanland. — Aarne Nr. 569
12. V. Alava 1891, Nr. 778. — Aarne Nr. 301 A.
13. derſ. 1891, Nr. 218, Dorf Arsiansaari. — Aarne Nr. 1960 D, Bolte-Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm III, 190, Afanasjev Nr. 186.
14. derſ. 1891, Nr. 609. — Aarne Nr. 1365, 1164.
15. derſ. 1891, Nr. 828, Dorf Venakontsa. — Aarne Nr. 707.

16. derſ. 1891, Nr. 942, ebda. — Aarne Nr. 613.
17. derſ. 1891, Nr. 1125, Dorf Voloitſa. — Gehört zu Aarne Nr. 425 bis 449; Lausfell erraten: Aarne Nr. 621.
18. Fr. A. Saxbäck 1859, Nr. IV, 47, Oſtingermanland. — Gehört zu Aarne Nr. 530—559.
19. V. Alava 1891, Nr. 1433. — Wechſelbalg: Köhler, Kleinere Schriften z. Märchenforſchung I, 219 (Weimar 1898), Aarne, F F C. 25, 116 Nr. 19.
20. derſ. 1891, Nr. 943, Dorf Suija, Kirchſpiel Soikkola. — Aarne, F F C. 25, 142 Nr. 22.
21. J. Fr. Ruotſalainen Nr. 7, Dorf Kubanitſa, Kirchſpiel Suur Kikker. — Aarne Nr. 313, 675.
22. Fr. A. Saxbäck 1859, Nr. II, 28a, Oſtingermanland. — Gehört zu Aarne Nr. 505—508.
23. W. Porkka 1881—1883, Nr. 54, Dorf Pärſpää. — Aarne, F F C. 25, 46 Nr. 738*.
24. V. Alava 1891, Nr. 1468. — Tauſend Jahre gleich einem Tage: P. M. Huber, Die Wunderlegende von den Siebenſchläfern, Lpz. 1910, R. Köhler, Kl. Schriften 2, 239. Vgl. aber auch zu den Ehegatten im Grabe: Bolte-Polívka I zu Nr. 16, Archiv f. ſlav. Philol. 36, 78 ff., H. Naumann, Primitive Gemeinſchaftskultur S. 34ff. (Jena 1921).
25. J. Fr. Ruotſalainen Nr. 22, Dorf Kubanitſa, Kirchſpiel Suur Kikker. — Aarne Nr. 1920, 1960 G.
26. V. Alava 1892, Nr. 01. — Aarne Nr. 571.
27. derſ. 1891, Nr. 1015 b, Dorf Suija, Kirchſpiel Soikkola. — Aarne Nr. 510 A.
28. Fr. A. Saxbäck 1859, Nr. III, 40, Oſtingermanland. — Aarne Nr. 301.
29. V. Alava 1892, Nr. 333. — Aarne Nr. 313 A, C.
30. Fr. A. Saxbäck 1859, Nr. IV, 54, Oſtingermanland. — Ein merkwürdiges Paradiesmärchen, mit Einſchlägen, die an die antiken Hadesvorſtellungen (Tote als Schatten) gemahnen, aber kaum volkstümlich ſein dürften, zumal auch die Geſtalt der Inti, wie Profeſſor K. Krohn freundlichſt mitteilte, ihm andernorts nicht begegnet iſt. — Sicherlich geht das Märchen in vielen Einzelheiten auf Anderſens „Garten des Paradieſes" zurück, aber auch noch andere Quellen ſind vorauszuſetzen. J. Bolte gibt hierzu folgende intereſſante Hinweiſe: „Nach Brix, H. C. Anderſen og hans eventyr (1907) S. 138 ff. verfaßte Anderſen dies Märchen 1839, angeregt durch Heibergs Schauſpiel „Fata Morgana" mit deutlicher Benutzung von Atterboms „Lyckſalighetens" (vgl. Köhler, Kl. Schriften 2, 435), wo Aſtolf auch zu Anemotis, der Mutter der Winde

gelangt. Die Katastrophe vergleicht Brix mit Andersens Roman „Der Improvisator", Kap. 5 (Antonio und Santa). Für das finnische Märchen kommt mit in Betracht, daß die Geschichte des „Cavaliere Senso" (über die R. Köhler a. a. O. 2, 406—435 handelt) auch bei den finnischen Schweden verbreitet ist (siehe Allardt 1, 349 Nr. 193, 194, Hackmann 1, 245 Nr. 91, Aberg Nr. 142 f.), und daß in einer Fassung ausdrücklich Adam und Eva im Lande der Glückseligkeit genannt werden." — Einzeln gedruckt erschien das finnische Märchen bereits 1850 in Helsingfors unter dem Titel „Paratiisin yrtlitarta". — Unter den Nachträgen zu R. Köhler hebe ich besonders hervor: H. Greßmann, Das Gilgamesch-Epos S. 148 ff. (Göttingen 1911).

Die Nummern 31—38 stammen aus Südwestfinnland. Sie sind den handschriftlichen „Geschichten aus der Märchenwelt" („Juttuja tarumeilmasta"), gesammelt im Sommer des Jahres 1880 von Juho Sjöros (Heft 1—5, 10—21) und den „Eigentlichen Teufelsmärchen („Varsinaisia pirunjuttuja") desselben Aufzeichners entnommen. Die Texte befinden sich im Archiv der Finnischen Literaturgesellschaft.

31. Sjöros 1—5 Nr. 15, aus Laitila. — Aarne Nr. 301 Ba.
32. ebda. Nr. 3, aus Laitila. — Aarne Nr. 650 Aa, 301 Ba.
33. ebda. Nr. 23, aus Mietonen. — Aarne Nr. 710a.
34. derſ. Heft 10—21 Nr. 87, aus Mynämäki. — Aarne Nr. 700a.
35. derſ. 10—21 Nr. 52, aus Lokala. — Aarne Nr. 506a.
36. derſ. 1—5 Nr. 29, aus Rauma-Köyliö. — Aarne Nr. 300b.
37. Aufgezeichnet von Sjöros in der Landschaft Satakunta, doch kann die genaue Quelle nicht nachgewiesen werden, weil die handschriftlichen Angaben versagen; vgl. jedoch Sjöros Nr. 37. — Aarne Nr. 502, 530.
38. derſ. Teufelsmärchen Nr. 142, aus Rauma. — Aarne Nr. 330 B.

Die Märchen Nr. 39—42 stammen aus dem 2. Teil der im Druck erschienenen Sammlung „Finnische Volksmärchen", den „Königsmärchen" („Kuninkaallisia satuja") herausgegeben von Kaarle Krohn und Lilli Lilius, Verlag der Finnischen Literaturgesellschaft in Helsingfors 1893 (vgl. zu dieser Sammlung Aarne F F C. 5, S. IX).

39. „Königsmärchen" S. 227—228. — Aarne Nr. 425.
40. ebda. S. 259—262. — Aarne Nr. 465 A.
41. ebda. S. 148—152. — Aarne Nr. 883.
42. ebda. S. 263—265. — Aarne Nr. 465 B.

Nr. 43—51 sind Proben finnischer Tiermärchen.

43. V. Alava 1891, Nr. 1460. — Aarne Nr. 1030, 154.
44. E. Schreck, Finnische Märchen S. 222 (Weimar 1887). — Aarne Nr. 240.

45. ebda. S. 224. — Aarne Nr. 130.
46. ebda. S. 231. — Aarne Nr. 105.
47. ebda. S. 232. — Aarne Nr. 122.
48. ebda. S. 238. — Aarne Nr. 225.
49. ebda. S. 238. — Aarne Nr. 250.
50. ebda. S. 229. — Aarne Nr. 90.
51. ebda. S. 234. — Aarne Nr. 715, vgl. Afanasjev, Skazki Nr. 5, derſ., Legendy Nr. 33 = Skazki Nr. 110, Bolte-Polívka I, 258f. zu Nr. 27, unten Nr. 90.

Kalevala. Die neuere Literatur über Kalevala findet der Leſer am beſten in den „Finniſch-Ugriſchen Forſchungen" (nebſt „Anzeiger"), Helſingfors u. Leipzig.

II. Eſtniſche Märchen

Die Stücke 52—67 und 73—80 ſind den überaus umfangreichen Sammlungen des Profeſſors M. J. Eiſen in Dorpat entnommen, die aus wenigſtens 14000 Märchen und Sagen beſtehen (ſ. F F C. 14, 64f.). Die bisher nur handſchriftlich vorliegenden Texte ſind im folgenden mit MS., der Seitenzahl und — ſoweit vorhanden — auch der Nummer bezeichnet; die bereits im Druck erſchienenen Vorlagen ſtammen aus der in eſtniſcher Sprache veröffentlichten Sammlung: Rahwa-raamat (im Folgenden abgekürzt: R-r.), 5 Bde. Dorpat und Riga 1893—1895.

52. MS. p. 28680—28683, Kirchſpiel Kegel, Kreis Harrien 1896. — Aarne Nr. 363.
53. MS. p. 35391—35396 Nr. 14, Kſp. Katharinen, Kr. Wierland 1897. — Aarne Nr. 480.
54. R-r. 5, 100—102 Nr. 36, Kſp. Kreuz, Kr. Harrien. — Aarne Nr. 672*.
55. MS. p. 25230—25233 Nr. 5, Kſp. Kegel, Kr. Harrien 1896. — Aarne Nr. 720, 780.
56. MS. p. 18118, Kſp. Wendau, Kr. Dorpat 1894. — Aarne Nr. 735*.
57. R-r. 4, 91, Nr. 47, Kſp. Helmet, Kr. Fellin. — Aarne Nr. 737*.
58. R-r. 4, 47—49 Nr. 29, Kſp. Weſenberg, Kr. Wierland. — Vgl. Aarne Nr. 750, Bolte-Polívka II, 214—218 zu Nr. 87.
59. R-r. 2, 137, Nr. 45, Kſp. Karkus, Kr. Pernau. — Aarne Nr. 752.
60. R-r. 4, 75—79 Nr. 41, unter dem Titel „Der gehörnte Herr", Kſp. u. Kr. Fellin. — Aarne Nr. 831*, Afanasjev Nr. 144.
61. R-r. 5, 77—81 Nr. 32, Kſp. Ampel, Kr. Järwen. — Aarne Nr. 850.
62. MS. p. 17497—17499 Nr. 5 (1895). — Aarne Nr. 940.
63. R-r. 2, 77—80 Nr. 20, Kſp. Oberpahlen, Kr. Fellin. — Aarne Nr. 1525 D.
64. MS. p. 19015—19018 Nr. 3, Kr. u. Stadt Dorpat 1895. — Aarne Nr. 2003*.

65. MS. p. 13820 (1894). — Aarne Nr. 2014*.

66. MS. p. 20718—20722, aufgezeichnet am 28. Okt. = 9. Nov. 1895 von J. Neublau nach der Erzählung des 40jährigen Otto Purkſell, der dieſe Geſchichte ſchon in ſeiner Kindheit gehört haben will, Kſp. Ampel, Sootma, Kr. Järwen. — Vgl. Das Inland 1858, 89f. = Kreutzwald-Löwe, Eſtniſche Märchen 1, 133—140 Nr. 10 (Halle 1869) = Jannſen, Märchen u. Sagen des eſtniſchen Volkes 1, 40—46, Nr. 10 (1881); Kreutzwald-Löwe 1, 122—132, Nr. 9 = Jannſen 2, 9—15 Nr. 4. Vgl. ferner die Edda-Lieder þrymskviða und Hymiskviða (Sammlung Thule Bd. 2, Jena 1920), dazu v. d. Leyen, Das Märchen in den Göttersagen der Edda S. 46ff., 50 (Berlin 1899), derſ., Deutſches Sagenbuch 1, 165f.

67. MS. p. 35363—35365 Nr. 1, Kſp. Katharinen, Kr. Wierland 1897. — R. Köhler, Kl. Schriften 1, 415, 455, Bolte-Polívka 2, 372 zu Nr. 94.

68. Aus Friedrich Kreutzwald, Eſtniſche Märchen, überſ. von F. Löwe, Halle 1869, S. 92, Nr. 7: „Wie eine Waiſe unverhofft ihr Glück fand." — Obwohl die Volkstümlichkeit dieſes Märchens von K. Krohn bezweifelt wird (ſ. Finn.-Ugr. Forſchungen VII, 183 und Gött. Gel. Anz. 1912, 4, 223), mag es hier doch Aufnahme finden, weil es in einzelnen Zügen altes Gut bewahrt zu haben ſcheint. Vgl. z. B. zu den Höllenhunden, die alles Lebendige auf Erden verſchlingen könnten: Fr. v. der Leyen, Das Märchen in der Edda S. 31, derſ. in den Prager Deutſchen Studien 8, 15 (Feſtſchrift für J. von Kelle, Prag 1908), K. Krohn, Finn.-Ugr. Forſchungen VII, 183.

69. Aus Fr. Kreutzwald, Eſtniſche Märchen, überſ. von F. Löwe, 2. Hälfte, Dorpat 1881, S. 4, Nr. 2. — Zum Motiv der „Entrückung" vgl. oben Nr. 24, zum Werwolfsglauben — unten Nr. 82. 84.

70. Aus Harry Jannſen, Märchen und Sagen des eſtniſchen Volkes, 2. Lieferung, Riga u. Leipzig 1888, S. 20, Nr. 7. — Aarne, F F C. 25, 140, Nr. 6.

71. ebda. S. 105, Nr. 37. — Andere eſtniſche Koboldſagen verzeichnet Aarne, F F C. 25, 124—126.

72. Aus Fr. Kreutzwald, Eſtniſche Märchen, 2. Hälfte, S. 9, Nr. 3. — Aarne, Nr. 513 A, Grimm, KHM., Nr. 71.

73. Eiſen R-r. 4, 18 Nr. 12, Kſp. u. Kr. Fellin. — Aarne Nr. 830*.

74. R-r. 5, 125 Nr. 49, Kſp. Teſtama, Kr. Fellin. — Aarne Nr. 15.

75. R-r. 2, 113 Nr. 32, Kſp. Oberpahlen, Kr. Fellin. — Aarne Nr. 47 u. Urſprungsſage Nr. 35 (F F C. 25).

76. R-r. 4, 39 Nr. 25, Kſp. Ampel, Kr. Järven. — Aarne Nr. 56A.

77. R-r. 4, 22 Nr. 15, Kſp. Ampel, Kr. Järwen. — Aarne Nr. 70.

78. MS. p. 16634 Nr. 57, Kſp. Paiſtel, Kr. Fellin, 1895. — Aarne Nr. 200.

79. R-r. 4, 33 Nr. 21, Ksp. Ampel, Kr. Järwen. — Aarne Nr. 243*.
80. MS. p. 12642 Nr. 18, Ksp. Helmet, Kr. Fellin, 1894. — Aarne Nr. 275.

Die Märchen Nr. 81—83 sind bei den in der Diaspora lebenden Ludsener Esten von Oskar Kallas im Jahre 1893 aufgezeichnet und in den „Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft" Bd. 20, Heft 2, Dorpat 1900 unter dem Titel „Achtzig Märchen der Ljutziner Esten" in estnischer und deutscher Sprache veröffentlicht. Die sehr wortgetreue Übersetzung wurde hier um der leichteren Lesbarkeit willen in nebensächlichen Zügen gelegentlich geändert, auch sind einzelne, dem deutschen Leser unbekannte Dialektausdrücke entsprechend ersetzt worden.

81. Kallas Nr. 77. — Aarne Nr. 20 A, 21, 248, 154.
82. Kallas Nr. 40. — Aarne Nr. 510 A. Zum Überwerfen der Wolfshaut vgl. oben Nr. 59, unten Nr. 84.
83. Kallas Nr. 24. — Aarne Nr. 451.

Kalevipoeg. Die neuere Literatur über Kalevipoeg, insbesondere auch die Arbeiten des Dr. J. Hurt († 1907) findet der Leser im „Anzeiger" der „Finnisch-Ugrischen Forschungen" verzeichnet.

Anhang

Livische Märchen, aufgezeichnet von stud. O. Loorits im Sommer des Jahres 1920 und im Winter 1921. Die Texte sind nach den Bezeichnungen des Manuskripts angeführt.

84. L 3. Dorf Lūž, erzählt von Mari Leiše, 35 Jahre alt; sie will das Märchen als Kind von ihrer Mutter gehört haben. — Aarne Nr. 408*. Dieses, im Werwolfmotiv sehr alte Märchen ist auch in Estland sehr verbreitet, s. Aarne F F C. 25 zu Nr. 408*.
85. L 13. Dorf Lūž, erzählt von Didrik Leiše, 43 J. alt. — Aarne Nr. 1660; vgl. des Herausgebers „Russische Volksmärchen" Nr. 54 (Jena 1921): „Das Urteil des Schemjaka".
86. Ji 2. Dorf Jira, erzählt von B. G., 80 J. alt. — Aarne Nr. 910 B. Ein sog. „Ruodliebmärchen", vgl. Fr. Seilers Ausgabe des Ruodlieb, Halle 1882, R. Köhler, Kl. Schr. 2, 167, 285, 404, Afanasjev Nr. 192.
87. V 8. Dorf Vaid, erzählt von Kõrli Zeberg, 40 J. alt. — Aarne Nr. 330 A.
88. V 5. Dorf Vaid, erzählt von Līž Berthold 33 J. alt. — Aarne Nr. 875.
89. V 10. Dorf Vaid, erzählt von Katriń Zeberg, 42 J. alt. — Köhler, Kl. Schr. 2, 207, 250, 584 f.
90. V 9. Dorf Vaid, erzählt von Katriń Zeberg. — Aarne Nr. 715, vgl. oben Nr. 51.

Inhalt

Seite

Einleitung VII

Finnische Märchen

1. Das Zauberroß 5
2. Geld macht nicht reich, wenn Gott nicht hilft 9
3. Vom dummen Teufel 11
4. Der Goldvogel 12
5. Beim Teufel in der Lehre 17
6. Der Mann mit dem Rindenschuh 21
7. Die sieben Brüder 23
8. Der starke Sohn des Schmieds 26
9. Das törichte Weib 32
10. Der Zauberring 34
11. Die Wunderdinge 37
12. Der Ochsensohn 40
13. Der Besenbinder und der König 50
14. Das böse Weib 51
15. Bruder und Schwester und die goldlockigen Königssöhne 53
16. Was ist besser: Wahrheit oder Lüge? 59
17. Wie die Trauerbirke entstanden ist 62
18. Die dankbaren Tiere 64
19. Der Kanteleſpieler 67
20. Wie sich der Teufel eine Seele fängt 69
21. Martti 70
22. Der Sünder und der Königssohn 72
23. Der sprechende Baum 74
24. Die Ehegatten 75
25. Lügenmärchen 76
26. Das rote Schaf, an dem alles hängen blieb 78
27. Aschenputtel 79
28. Die geraubten Töchter 81
29. Der dem Teufel versprochene Königssohn 84

Seite
30. Das übertretene Verbot 87
31. Von einem Fisch geboren 90
32. Erlenklotz 96
33. Bekennst Du? 97
34. Daumerling 101
35. Lade und feuere! 103
36. Das Teufelsschloß 109
37. Der Königssohn als Gärtner 113
38. Der Soldat 117
39. Ein Kopf 119
40. Das Märchen vom roten Meere 123
41. Die Tochter des Kaufmanns 130
42. Die lebende Kantele 134
43. Der Bauer und der Bär 140
44. Das Girren der Taube 141
45. Die Tiere und der Teufel 142
46. Der Bär als Richter 143
47. Der Wolf als Grenzwächter 144
48. Vom Kranich, der den Fuchs das Fliegen lehrte . . 145
49. Der Kaulbarsch und der Lachs 146
50. Das Eichhorn, die Nadel und der Faustshandschuh . 146
51. Der alte Hahn 148
Kalevala 152

Estnische Märchen

52. Der Bräutigam mit der goldenen Nase 179
53. Der Lohn der Stieftochter und der Haustochter . . . 180
54. Der Schlangenkamm 184
55. Die Stiefmutter 185
56. Der Glückliche und der Unglückliche 187
57. Das Gesicht in der Neujahrsnacht 188
58. Der Bettler und die reiche Bäuerin 188
59. Der Reiche drischt 190
60. Der gehörnte Pastor 191
61. Die wunderbare Flöte 194

Seite
62. Die drei genasführten Freier 197
63. Der Diebslehrling 199
64. Wie der Gutsbesitzer in den Himmel kam 201
65. Gut und schlecht 202
66. Pikkers Dudelsack 203
67. Der Lohn für die Rettung des Teufels 206
68. Wie ein Waisenknabe unverhofft sein Glück fand . . 208
69. Des Nebelberges König 214
70. Die Färber des Mondes 220
71. Der Hausgeist 224
72. Die schnellfüßige Königstochter 228
73. Warum das Elentier weiße Streifen unter dem Bauche hat 244
74. Der Fuchs, der Wolf und der Bär 245
75. Das Pferd und der Wolf 246
76. Die Krähe und der Fuchs 247
77. Warum der Hase eine gespaltene Lippe hat 248
78. Der Hund und die Katze 249
79. Des Krähenmännchens Heirat 250
80. Der Fuchs und der Krebs 250
81. Die Tiere gehen zur Beichte 251
82. Der Bösen Tochter und das Waisenmädchen 255
83. Die kämpfenden Brüder 259
Kalevipoeg 262

Anhang: Livische Märchen

84. Das Werwolfsfell 279
85. Zwei Leichen und ein schwanzloses Pferd 282
86. Die drei guten Worte 284
87. Der Tod auf dem Apfelbaum 286
88. Das kluge Weib 287
89. Der geizige König 289
90. Die Geldmühle 290

Quellennachweise und Anmerkungen 293

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Die Märchen der Weltliteratur

Jeder Band in farbigem Pappband M 30.—, in Halbleder M 65.—

Musäus, Volksmärchen der Deutschen. Herausgegeben von Dr. P. Zaunert. Mit Holzschnitten von L. Richter. 2 Bände.

Grimms Kinder- und Hausmärchen. In neuer Anordnung vollständig herausgegeben von Prof. Fr. v. der Leyen. 2 Bände.

Deutsche Märchen seit Grimm. Herausg. von Dr. Paul Zaunert.

Plattdeutsche Volksmärchen. Herausg. von Prof. Wilhelm Wisser.

Nordische Volksmärchen. Bd. 1: Dänemark / Schweden. Bd. 2: Norwegen. Herausgegeben von Dr. C. Stroebe.

Finnisch-estnische Märchen. Herausgegeben von Dr. Löwis of Menar.

Russische Volksmärchen. Herausgegeben von Dr. Löwis of Menar.

Balkanmärchen. Aus Albanien / Bulgarien / Serbien und Kroatien. Herausgegeben von Prof. Dr. Leskien.

Neugriechische Märchen. Herausgegeben von Prof. Dr. Kretzschmer.

Kaukasische Märchen. Herausgegeben von Dr. A. Dirr.

Chinesische Volksmärchen. Herausgegeben von Dr. R. Wilhelm-Tsingtau. Mit 23 Nachbildungen chinesischer Holzschnitte.

Indische Märchen. Herausgegeben von Prof. Dr. Johs. Hertel.

Buddhistische Märchen. Herausgegeben von Dr. h. c. Else Lüders.

Südseemärchen. Aus Australien und der Ozeanischen Inselwelt. Herausgegeben von Dr. P. Hambruch.

Malaiische Märchen. Herausgegeben von Dr. P. Hambruch.

Afrikanische Märchen. Herausgegeben von Prof. Dr. C. Meinhof.

Indianermärchen aus Südamerika. Herausgegeben von Prof. Dr. Theodor Koch-Grünberg.

In Vorbereitung sind: Deutsche Märchen seit Grimm Bd. II (Dr. Paul Zaunert) / Isländische Märchen (Prof. Hans Naumann) / Französische Märchen (Ernst Tegetthoff) / Lettische und litauische Märchen (Dr. M. H. Boehm und Dr. A. von Löwis) / Türkische Märchen (Prof. F. Giese) / Ägyptische Märchen (Dr. G. Roeder) / Arabische Märchen (1001 Nacht in ältester Gestalt, Prof. Dr. K. Dyroff) / Koreanische Märchen (Fritz Rumpf) / Märchen Nordamerikas und Mexikos (Dr. W. Krickeberg)